

ETHNOGRAPHISCHE UND VERWANDLICHES

GUYANA

Prof. DR. W. JOEST



Why ask for the moon
When we have the stars?

AS

Ungültig

ausgeschieden

ETHNOGRAPHISCHES UND VERWANDTES
AUS
GUAYANA.

DRUCK VON P. W. M. TRAP, IN LEIDEN.

ausgeschieden

ETHNOGRAPHISCHES UND VERWANDTES

AUS

11906

GUAYANA.

von

PROF. DR. W. JOEST.

MIT 8 TAFELN UND MEHREREN TEXTILLUSTRATIONEN.

Supplement zu Band V von "Internationales Archiv für Ethnographie".

VERLAG VON P. W. M. TRAP, LEIDEN.
ERNEST LEROUX, PARIS. E. STEIGER & CO., NEW-YORK.
C. F. WINTERSCHE VERLAGSHANDLUNG, LEIPZIG.
on sale by KEGAN, PAUL, TRENCH, TRÜBNER & CO. LTD, LONDON.

1893.

INHALT

Seite	Seite		
Einleitung	1	Eigenen Ratten und Käfern auf Tafeln	51
Ostindische Kultur	2	Gefüchte	52
Chinesen	4	Völkerzettel	53
Annamiten	5	Bauart der Hütten	54
Portugiesen	6	Holzhandel und Waschtrichter	55
Kolonisationsversuch im Guayana	7	Sitten und Gebräuche	57
Franzosen	7	Hausmehrsteine	58
Holländer	7	Holzriegelschloss und Knochen	59
Die Juden	10	„Obia“ und „Urimedotia“	61
Klima, Gesundheitsverhältnisse, Sterblichkeit im		Bogen und Pfeil, Jagdmünder	92
Surinam	12	Glauben und Abeglauben	94
Französisch Guayana	13	Schluss	98
„Spanischer“ Pfeffer	14	Die Indianer	
Leben der Goldsucher im Urwald	15	Jesuiten	70
Hausire im Guayana	17	Vorkolumbianisch	71
Afrikaner	18	Kariben und Arowaken	71
Entwickelte Straflinge	18	Trunksucht	74
Mischlinge	19	Wohnungen	77
Landessprachen im Guayana	20	Hautfarben	79
„Taki-taki“	21	Haar	80
Tracht in Surinam	25	Bemalung	80
Negersitten	26	Tracht und Schmuck	81
Mulatten	29	Lippennadeln	82
Karibusen	30	Tatowirung	83
Surinam-Neger	31	Beschäftigung	84
Diensthöfen	33	Kassave und Casimpe, Peperpot	85
Neger als Geologen u. s. w. in Surinam	35	Topfer	86
Die Buschneger		Pohnstein	88
Geschlechtliches	39	Flechtableton	89
„Freiheit“ und Sklaverei	41	Ornamente	90
Heutige Zustände	44	Trunkenheit	92
„Urthaus-Passe“, Knoten-Kalender	47	Musik	94
Äusseres und Kleidung	48	Thiersangen	94
Zierhauben	49	„Männerkundheit“	95
Schmuck	50	Schluss	98
Bemerkungen zu den Tafeln		99	

Im Jahre 1890 bereiste ich Guayana vom Orinoco bis zum Maroni,¹⁾ das Venezolanische, Englische und Französische Guayana nur flüchtig berührend, während ich mich in Surinam²⁾ über zwei Monate aufhielt und durch Ausflüge nach den unteren Wassertälern oder Stromschnellen der drei wichtigsten Flüsse jener Kolonie, des Saramacca, Surinam und Maroni, mit welchen Besuche der bedeutendsten Plantagen und Goldgruben verbunden waren, dieses in jeder Hinsicht merkwürdige Land und seine Bewohner kennen zu lernen versuchte.

Ich werde mich in nachstehendem Bericht möglichst auf das beschränken, was ich selbst gesehen und beobachtet habe, den Leser, der sich eingehender mit Land und Leuten beschäftigen will, an passender Stelle auf die Werke derjenigen Schriftsteller, Naturforscher und Reisenden verweisend, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keine Veranlassung habe.

Das brasilianische und venezolanische Guayana werde ich hier nicht berücksichtigen, da ich ersteres nicht besucht habe, während letzteres — abgesehen von der Goldindustrie, mit der wir uns nicht zu beschäftigen haben — sich nicht wesentlich von den anderen benachbarten Provinzen der Vereinigten Staten von Venezuela unterscheidet, also mehr den Charakter von Venezuela, wie den der übrigen Guayanen trägt.

Dagegen weisen das englische Demerara mit der Hauptstadt Georgetown, das holländische Surinam mit Paramaribo³⁾ und das französische Guayana, das nach der auf

¹⁾ HOLLAND: „Marowijne“. Die Buschmeger und Indianer nennen den Strom „Marom“, daran werden auch ich diesen Namen beibehalten.

²⁾ HOLLAND: „Suriname“, SCHOMBURGK ROM. (A description of Br. Guiana). London 1840, p. 83 s. (160). „Die ganze Kolonie wurde im Jahre 1662 durch Karel II. dem damaligen Gouverneur von Ber. (s. L. 111 WILLEM OTRY) verliehen, der den Hauptstrom, an welchem Paramaribo liegt, zu Ehren des Kais. (S. 84) „Surryham“ nannte“. 1667 tauschten die Holländer von England Surinam gegen das heutige New York ein. Die Engländer machten hierbei ein gutes Geschäft, gerade so wie bei dem späteren Tausch von Afrika gegen den holländischen Theil der afrikanschen Goldküste.

³⁾ Die Abstammung des Worts Paramaribo ist unbekannt; der Versuch, dasselbe von dem Namen des Lord PARHAM abzuleiten, scheint mir sehr gewagt. Die Indianer nennen die Hauptstadt „Bramde“ (d. h. „Regenbogen-Dorf“); die Neger und Buschmeger „Fot“ (d. h. „Fort“).

einer Insel nicht an der Küste gelegenen Hauptstadt vielfach kurzweg Cayenne genannt wird, besondere, unter einander verschiedene Eigenthümlichkeiten auf: Demerara ist eine blühende, reiche Kolonie mit grossartiger Zuckerindustrie. Zahlreiche Engländer haben sich hier niedergelassen, von denen durchaus nicht Alle, die sich hier ein Vermögen verliert, in ihre heimliche Heimath zurückkehren. Die Engländer sind eben in der glücklichen Lage, gerade so wie sie es gleich nach Aufhebung der Sklaverei waren, die fehlenden Arbeitskräfte, durch deren Ausfall Surinam und Cayenne zu Grunde gingen, durch Einführung freier Arbeiter aus ihren eigenen übervölkerten Kolonien in Westindien — zumal Barbados — und aus Ostindien zu ersetzen. So kommt es denn, dass in Demerara in der Zone der Zuckerplantagen ebenso wie z. B. auf Trinidad ganze Dörfer entstanden sind, die ausschliesslich von Indiern, meist Tamyls und Bengalen bewohnt werden, welche sich dauernd hier niedergelassen haben. Diese Kulis mit ihrem spezifisch indischen Lokalkolorit, Schmutz und Geruch, können den Reisenden veranlassen, sich in die Umgebung von Calcutta oder Mysras versetzt zu wähnen.

In Surinam werden, abgesehen von den amerikanischen Eingeborenen, die Juden, die heutigen Herren des Landes, und neben ihnen die Buschmeger, diese merkwürdigen Atrikander, die auf amerikanischem Boden geboren sind und eine europäische Sprache reden, das Interesse des Reisenden in Anspruch nehmen.

In Französisch Guayana sind es die aus allen Weltgegenden zusammengetriebenen Sträflinge, deren Lage und Behandlung, sowie das Deportationswesen überhaupt mit seinen guten und schlechten Seiten, der wechselseitige Einfluss, den die Sträflinge auf die Kolonie, und diese auf die Deportirten ausübt, welche den Reisenden zu belangreichen und lohnen den Beobachtungen und Studien veranlassen können.

Die spärlichen Reste der amerikanischen Urbevölkerung, die sogenannten Indianer,¹⁾ ebenso wie die Nachkommen der früheren Sklaven und deren Mischlinge, also die heutige Negerbevölkerung, der überwiegende Theil der Bevölkerung überhaupt, haben sich, genau der ihnen zu Theil gewordenen Erziehung oder Vernachlässigung entsprechend, entwickelt, und bieten demgemäß in den drei Kolonien ebenso viele verschiedene Kulturbilder; kurz, in Guayana findet der Ethnograph, der nicht von der verkehrten Anschaunung ausgeht, dass seine Thätigkeit sich ausschliesslich auf Naturvölker, die sogenannten „Wilden“ zu beschränken habe, ein geradezu unbegrenztes Gebiet anregendster und dankbarster Arbeit.

Vorher einige Bemerkungen über die in Guayana eingewanderten Asiaten.

Die Ostindier, die sogenannten Kulis, sind in Surinam und Cayenne eine Quelle ewigen Ärgers für die betreffenden Regierungen. England sorgt natürlich dafür, dass die Nachbarcolonien nur den Abschaum des indischen Küstengesindels erhalten, über dessen Lohn, Behandlung, Arbeitszeit, Rücksendung in die Heimath nach abgelaufinem Kontrakt u.s.w. viele Verträge mit endlosen Paragraphen abgeschlossen sind, welche dem nicht englischen Pflanzer dem Kuli gegenüber oft vollkommen die Hände binden. Letzterer kann sich dagegen seinen Verpflichtungen leicht in jeder Weise entziehen und bei dem geringsten Unrecht, das ihm angeblich widerfährt, sofort bei seinem (englischen) Konsul Unterstützung finden. Bei diesen Indiern macht sich der Umstand in störender Weise geltend, dass dieselben nur in seltenen Fällen mit ihren Familien d. h. Frauen und Töchtern, welch letztere in Guayana sehr bald „gute Partien“ machen würden, dorthin übersiedeln. So

¹⁾ Ich glaube dieses Wort, das sich in seiner heutigen Bedeutung, als Bezeichnung amerikanischer, bzw. westindischer Eingeborener, einmal bei uns Heimathsrecht erworben hat, beibehalten zu dürfen.

sind denn diese Frauen und Mädchen, deren es heute in Guayana immerhin einige Tausend geben mag, bei der Eifersucht des indischen Gatten oder Liebhabers, der stete Anlass zu beinahe täglich vorkommenden blutigen Streitigkeiten zwischen den Kulis und zu häufig geradezu schänderhafter Behandlung der Frauen von Seiten ihrer Gatten bzw. Herren. In beinahe jeder Gerichtssitzung in Demerara werden derartige Fälle behandelt und auch in Surinam hatte ein Kuli kurz vor meiner Ankunft seiner Frau aus Eifersucht beide Arme abgeschlagen, ein Anderer seine Geliebte buchstäblich in Stücke gehackt.

Mit Negerinnen verkehren Kulis, wie mir versichert wurde, in Folge gegenseitiger Abneigung nur höchst selten. Dagegen lernte ich in Demerara einen reichen Chinesen kennen, der ein schönes indisches Mädchen geheirathet hatte. Die von der Last ihres Silber- und Goldschmucks beinahe erdrückte kleine Frau kleidete sich halb chinesisch, halb europäisch; die possirlichen mongolisch-dravidischen Sprosslinge, die nur englisch sprachen, waren auffallend hübsche Kinder.

Wie erwähnt, ist es sehr schwer mit den Kulis in nichtenglischen Kolonien auszukommen.

So befind sich in Surinam auf dem Fort Nieuw Amsterdam ein mohammedanischer Hindu, der, trotzdem er sich nach Guayana für die kontraktmassige Zeit verdungen hatte, unter dem Vorwand, er sei ein Hadschi, beharrlich jegliche Arbeit verweigerte. Weder Zureden noch Prügel oder Hunger, weder gute, noch schlechteste Behandlung auf der Plantage oder später im Gefängniss, konnten ihm veranlassen, irgend welche, auch nur die geringste Arbeit zu verrichten. Da man ihn nicht gut todtprügeln konnte, so lebte er als Parasit im Hospital oder Gefängniss, um bei erster Gelegenheit in sein Heimathland zurückbefördert zu werden.

In Demerara setzten die Kulis es durch, dass ihnen die Regierung die Erlaubniss zugestand, ihre Hütten auf ebener Erde zu errichten, während alle anderen auf den Plantagen lebenden Arbeiter gesetzlich gezwungen sind, ihre Buden auf Pfählen oder einer Unterlage von Steinen zu erbauen. Im Fall diese Vorschrift nicht genau befolgt wird, zieht sich der Pflanzer eine empfindliche Strafe zu. Die Folgen des thörichten Eigensinnes der Kulis blieben natürlich nicht aus; die Ostindier erkrankten massenhaft. Jeder Plantagenbesitzer ist aber wiederum verpflichtet, auf seinem Etablissement ein auf hohen Holz- oder Steinlagern ruhendes Hospital zu erbauen und zu unterhalten, dessen wenn auch wechselnde, so doch stete Bewohner zur grossen Mehrzahl seit Jahren die an Fieber oder Dyssenterie leidenden Kulis bilden.

Diese Kulis, die hier in Amerika ihre Hütten ebenso aus Bambus und nasser Erde zusammenkneten, den Boden mit Kuhdünger und die Aussenwände mit Kalk bestreichen, wie sie es in ihrer Heimath gewohnt sind, lieben es, die Aussenwände ihrer Wohnungen in, wenn auch ursprünglicher Weise zu verzieren, einer Weise die mir jedoch erwähnenswerth erscheint:

Sie klatschen auf denselben nämlich von oben bis unten in regelmässigen oder unregelmässigen Reihen und Mustern ihre in irgend eine rothe Farbe getauchten ausgespreizten Hände ab. Das Muster ist gar nicht ungetäufig. Ich habe dieselbe Verzierung vielfach auch auf den westindischen Inseln an Kulihäusern bemerkt und kann auf das bestimmteste versichern, dass es sich hierbei nur um die ursprünglichste, weil billigste und bequemste Wand- oder Hausdekoration handelt.

Ich betone dies, um jeglichem Versuche, aus diesen Abklatschen wiederum den Wunsch

der Menschheit, sich gegen „bosen Blick“ zu schützen, oder sonstige mystische Ideen herauszutragen, von vornherein entgegenzutreten. —

Neben den Ostindierm bilden Chinesen den Hauptbestandtheil der asiatischen Immigranten. Dieselben sind ebenfalls sämmtlich als sogenannte Kulis bzw. „freie“ Arbeiter eingeführt worden, bis diesem mehr oder minder verkappten Sklavenhandel durch ein Verbot der chinesischen Regierung vor einigen Jahren ein Ende gemacht wurde. Der Mangel an Arbeitskräften machte sich in Guayana sofort nach Aufhebung des Imports afrikanischer Sklaven und der Sklaverei überhaupt d. J. 1838 in Demerára, 1848 in Cayenne, 1863 in Surinam) fühlbar, da der befreite Sklave bekanntlich nicht arbeitet, so lange er nicht gerade durch Hunger und Noth dazu gezwungen wird.

Darum liess die holländische Regierung schon i. J. 1858 eine erste Ladung von 500 Chinesen aus Macao nach Surinam kommen, welcher bald weitere folgten.

Von den importirten Chinesen sind die Meisten längst wieder in ihre Heimath befördert worden, es blieben aber dennoch einige Tausend in Guayana zurück, die manchen Stadttheilen in Georgetown und Paramaribo ein durchaus chinesisches Gepräge verleihen. John Chinaman ist hier, wie überall in der Welt, wo er sich einnistet, derselbe geblieben: er behalt seine Kleidung bei, pflegt seinen Zopf und raucht sein Opium. Wenn ihm auch keine Arbeit, bei welcher er Geld verdient, zu gering erscheint, so beschäftigt er sich doch vorzugsweise mit Kleinhandel und Gemüsezucht. In Demerára leben ausserdem mindestens mehrere Hundert chinesischer Gold- und Silberschmiede, deren beste Kunden wiederum die ostindischen Kulis sind, die jeden sauer erworbenen Dollar oder Souvereign sofort zum Chinesen bringen, um ihm als Schmuckgegenstand für sich oder ihre Frauen und Kinder verarbeiten zu lassen, ohne dass dabei dem Geldstück der Werth als Münze genommen wird. So begegnet man auf Schritt und Tritt halbnackten, d. h. nur mit einem grossen Turban und schmalem Hüfttuch bedeckten indischen Kulissen, die ihr ganges Vermögen, oft recht beträchtliche Summen, in Gestalt von schweren Halsbändern mit sich herumtragen, an welche der Chinese in oft sehr gefälliger Weise alle möglichen Gold- und Silbermünzen angelöthet hat.

Natürlich pflegen die Chinesen auch mit Vorliebe den Negern, denen es als Arbeitern in den Goldgruben gelungen ist, einige Gold-nuggets zu stehlen, diese für möglichst geringen Preis abzukaufen.

Grössere Vermögen zu erwerben, ist nur einzelnen Chinesen in Demerára gelungen: die meisten sind kleine Händler und Hausrat, die ihre Ware hier in derselben Weise feilbieten wie in Canton, S. Francisco, Sidney oder Irkutsk.

Ueber eine Vermischung von Chinesen mit Negerinnen ist mir nichts bekannt geworden: die Zahl der in Guayana lebenden Chinesinen ist durchaus nicht gering: Manche derselben lieben es, sich halb chinesisch, halb europäisch zu kleiden — in Lackstiefeln, weiten Hosen und Jacken, Handschuhen und grossem Feder- oder Blumenhut bieten sie einen urkomischen Anblick. Auf einer Plantage bei Paramaribo traf ich eine recht intelligente Chinesin, die mit ihrem Gatten und zwei hübschen jüngeren Schwestern einen der, auf keiner Pflanzung fehlenden kleinen Laden leitete, in welchem die Arbeiter und Angestellten, Farbige wie Weisse, ohne gezwungen zu sein, nach der Stadt zu ründern, ihre Einkäufe an Nähmadeln, Bindfaden, oder kleinen Luxusartikeln wie Konserven, Zucker, Stielwichse u. s. w. besorgen. Ich verlebte manche angenehme und lehrreiche Viertelstunde in diesem kleinen Shop, zunäl nachdem ich in demselben ausgezeichnetes Münchener Flaschenbier entdeckt hatte.

Diese Chinesin war, ebenso wie ihr Gatte und ihre Schwestern in Demerara geboren, die Leute stammten, wie ich aus einigen wenigen mir bekannten südchinesischen Redensarten und Zahlen konstatiren konnte, aus Kwantung; sie hatten weiter aber nicht die geringste Ahnung davon, wo ihre Väter geboren, noch von wodieselben ausgewandert waren.

Ich erinnere mich nicht ein solch vollkommenes Aufzählen in die neue Heimat bei der ersten Generation ausgewandter Chinesen in anderen Welttheilen beobachtet zu haben. Diese Leute legten jedenfalls den Wunsch nicht, in China begraben zu werden.

In Paramaribo haben sich die Chinesen ein Clubhaus erbaut, das zu den schönsten Gebäuden jener Stadt gehört. Wenn auch, wie die meisten Häuser dort, nur aus Holz bestehend, macht der chinesische Club doch einen durchaus stattlichen Eindruck. Das obere Stockwerk ist, ganz im Gegensatz zu den holländischen, den Bedürfnissen des unruhiger Klimas durchaus nicht immer entsprechenden öffentlichen und Privatgebäuden, ringsum von einer breiten und lüttigen Galerie umgeben, auf welcher zahlreiche der ununterbrochen bequemen, riesigen chinesischen Bambussessel zum Genuss der abendlichen kühlen Brise oder des unvermeidlichen Glaschen Genever und Bitter, vielleicht auch eines „swizzelt“ einladen. Während von den Salons die beiden Flügelzimmer durchaus nach europäischer Weise ausgestattet sind und in Bezug auf geschmackvolle und gemütliche Einrichtung den holländischen Club entschieden bei Weitem übertreffen, ist das Mittelzimmer ein durchaus chinesisches Gemach. Die Hauptwand desselben wird von einem hohen Altar mit dem Bildniss irgend eines Heiligen oder Helden eingenommen, zu dessen Seiten rohe, mit Sinn- und Weisheitsprüchen aller Art bedeckte seidene Rollen von der Decke bis zum Boden herabhängen. Stets brennen hier zhalose Joss-sticks, die den Besucher sofort in die Atmosphäre des Mutterlandes zurückversetzen.

Im Erdgeschoss sieht es keineswegs europäisch, dagegen leider nur allzu chinesisch aus; der widerliche Opiumgeruch ist dort geradezu unausstehlich. Hier versammeln sich allabendlich zahlreiche chinesische Kulis um ca. 10 niedrige Tische, um ihrem eingetseelten Laster, dem Glücksspiel zu fröhnen, während ringsum an den Wänden niedrige Pritschen angebracht sind, auf welchen der Kuli seine mühevoll verdienten Heller in Opium verpaft und stieren Blicks auf einige Stunden sich über die Trostlosigkeit seines Daseins und die eigene Erbärmlichkeit hinwegzutäuschen versucht. —

Den Asiaten, welche sich in Guayana mehr oder minder heimisch niedergelassen haben, müssen auch die, in nicht unbeträchtlicher Zahl in Cayenne und St. Laurent, dem heutigen Zentrum des französischen Deportations-Distrikts, lebenden Annamiten zugerechnet werden. Da ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte, bin ich nicht in der Lage, Näheres über sie mitzutheilen. Ich weiss überhaupt nicht, aus welchem Grunde, oder unter welchem Vorwande dieselben nach Guayana deportirt werden. „Ce sont des pirates“ antworteten die französischen Beamten und Offiziere immer auf meine Frage. Dabei ist mir aber unklar geblieben, ob diese Leute wirklich nur in ihrer Quantität als Seeräuber und Mörder, oder aber als Kriegsgefangene von den Ufern des Mekhong nach denen des Maroni verpflanzt waren.⁶

⁶ Zeitungsberichten zufolge traf z. B. am 30. Juli 1890 in Toulon der französische Dampfer „Vendémia“ aus Indo-China mit 101 annamitischen „Gefangenen“ an Bord ein, die zur Deportation nach Cayenne bestimmt waren. Auch wurde einer Mitteilung der Berl. Nat. Ztg. zufolge vor Kurzem gegen die französische Kolonialverwaltung allen Ernstes von französischen Blättern der Vorwurf erhoben, dass sie — Sklavenhandel

Diese Annamiten beschäftigten sich, sofern sie nicht zu den in Ketten geschmiedeten Straflinz-Kolonnen gehörten, vorwiegend mit Fischfang, Ackerbau und Gemüsezucht: viele ihrer Frauen sind ihnen in die Verbannung gefolgt. Die Leute bewahren sich dermassen, dass die französische Regierung sogar 30 starke Büffel (carabaus) aus Saigon nach Cayenne bzw. St. Laurent kommen liess, wo dieselben unter Anleitung der Annamiten zum Ackerbau und zum Ziehen von Karren benutzt werden. —

Bevor wir nun zu den Juden, die zumal in Surinam heute die hervorragendste Rolle unter allen fremden, bzw. weissen Einwanderern spielen übergehen, sei es gestattet, einige Worte über christlich-europäische Einwanderer vorauszuschicken, die sich zwar an Zahl und Bedeutung mit den Juden in keiner Weise messen können, die aber ebenfalls schon seit Generationen in der Kolonie ansässig sind.

Hier verdienen zunächst die (katholischen) Portugiesen Erwähnung.

In Demeräa scheint es denselben sehr gut zu gehen; beinalte alle Läden und Kneipen zweiten und letzten Ranges sind in Händen von Portugiesen, die außerdem einen lebhaften Tauschverkehr mit den die Hauptstadt oder die Mündungen der übrigen Ströme Demeräa's regelmässig oder gelegentlich besuchenden Indianern unterhalten. Meist fahren die Portugiesen den aus dem Innern stromabwärts kommenden Eingeborenen entgegen, machen sie betrunken und kaufen ihnen dann ihre Töpfe, Körbe, Wasserflaschen und Hängematten zu lächerlich billigen Preisen ab, um dieselben später an die täglich sich mehrenden Reisenden, Offiziere und Schiffskapitäne, sowie an die in Guayana sesshaften Euröper mit hohem Verdienst wieder abzusetzen.

Ein Besuch der katholischen Kirchen in Georgetown ist sehr lohnend, da man, zumal an Namenstagen besonders beliebter Heiligen, eine Fülle interessanter Eindrücke in sich aufnehmen kann. Dass die grosse Mehrzahl dieser in die hellsten und grellsten Farben gekleideten Portugiesen schwarz, oft viel schwärzer wie der dunkelste Neger ist, brauche ich hier wohl nicht hervorzuheben. Nur die Auswanderer aus Madeira bilden, weil sie sich ungern mit Farbigen vermischen, von dieser Regel eine Ausnahme. Sonst habe ich überall in der Welt bemerkt, dass die Mischlinge von christlichen oder jüdischen Portugiesen, reinen oder gemischten Bluts mit eingeborenen Frauen stets dunkler ausfallen, wie nach der Farbe ihrer Väter oder Mütter zu erwarten wäre. Ich habe das unzählige Male in Ceylon, Goa, Makao, Mozambique oder auf den Molukken beobachtet.

In Surinam sind die katholischen Portugiesen, ganz im Gegensatz zu den portugiesisch-brasilischen Semiten nie vorwärts gekommen. Man trifft sowohl am oberen Maroni wie an den Ufern der übrigen Ströme vielfach kleine portugiesische Ansiedlungen, ebenso malerische wie verkommen, mit Palmblättern gedeckte Hütten, deren Bewohner oft schon ihre Muttersprache vergessen haben und hier, mit Negerinnen mehr oder minder

treibe, indem sie aus Tongking Eingeborene nach Neu-Kaledonien und Cayenne schaffen lasse und daselbst mit den schwersten Arbeiten beschäftige. Welche Stunden nun auch die französische Kolonialverwaltung sich zu Schulden kommen lassen mag, so verbreite doch die vorliegenden offiziösen und anderweitigen Mittheilungen Licht über die in Betracht kommenden Vorgänge. In Tongking herrscht ein Zustand der Übervolkerung, der dazu geführt hat, dass ein Theil der Eingeborenen sich in die landesüblichen Fluss-Piraten verwandelt, die dann ihr Unwesen treiben. Mit den Waffen in der Hand gefangen genommen oder der Komplizenz mit den Piraten überfuhr, werden die Schuldigen zur Verbannung verurtheilt. Die in Französisch Guayana angestellten Versuche ergaben, dass diese Piraten aus Tongking, gehörig geleitet, sich als sehr nutzliche Arbeiter erwiesen. Die Ackerbaugesellschaft von Numea in Neu-Kaledonien hat nun auch um Überlassung derartiger Arbeiter gebeten."

verheirathet, ein bescheidenes, meist aber erbarmliches Dasein führen. Sie ernähren sich von dem Ertrag ihrer kleinen Grundstücke, verkauften gelegentlich Bananen, Mangos, etwas Kakao, Kassave, Pfeffer u. dgl. in der Stadt, leben im Übrigen aber vollkommen wie die Neger. -

Dass der Versuch der Franzosen, durch Einführung von Straflingen aus Europa sowohl wie aus ihren übrigen Besitzungen, zumal aus Algier, in Guayana eine Kolonie anzulegen, die sich später einmal ebenso wie die einst so verrütenen australischen Verbannungs-orte entwickeln sollte, vollkommen scheiterte, ist allgemein bekannt. Einer vortrefflichen Arbeit des Marinearztes L. ORGEAS, der lange Jahre in französisch Guayana gelebt hat: „La Colonisation de la Guyane par la transportation“ (Paris 1883) entnehme ich hierüber folgende Angaben:

In den Jahren 1859 bis 1882 wurde auf den Deportationsstationen am Maroni, also in und bei St. Laurent, 418 Heirathen zwischen den Straflingen, davon 372 zwischen Europäern abgeschlossen. Das Durchschnittsalter der Gatten bei der Heirath betrug bei den Männern 38,53 bei den Frauen 29,94 Jahre. Von diesen 418 Ehen blieben 215 intakt; 264 der 836 Ehegatten und Frauen waren bis zum 1. Januar 1882 gestorben, die übrigen 203 Ehen ergaben 403 Kinder, darunter 24 todt geborene. In keiner Familie wurden mehr wie 3 Kinder erzeugt. Von den verstorbenen Gatten haben die Männer ihre Hochzeit im Durchschnitt um 7,14, die Frauen dieselbe um 6,95 Jahre überlebt.

Von den erzeugten 403 Kindern starben von 1861-82 238 in den verschiedensten Lebensaltern.

Nach 23 Jahren stellten also 141 Kinder, darunter 84 weisse, die ganze Nachkommenschaft von 418, darunter 372 weissen Ehepartnern dar.

Waren diese Kinder noch wenigstens gesund gewesen! — aber ORGEAS schildert sie als „idiots, cachectiques, rachitiques, hydropiques, éléphantasiques, paralytiques, ... portant tous le cachet de dégénérescence, ... des signes manifestes de dégradation physique“. Französisch Guayana ist wohl eine französische Besitzung, aber keine Kolonie; es leben, bzw. sterben dort allerdings — abgesehen von den Beamten, Offizieren, Soldaten usw. die alle 2 Jahre gewechselt werden — Franzosen, aber keiner derselben oder kein Europäer überhaupt denkt daran, sich nach Ablauf seiner Strafzeit oder nachdem er sich einige Tausend Franken verdient hat, dauernd im Lande niederzulassen. Auch die Entdeckung der Goldfelder oder Lager hat hieran nichts geändert: „La Guayane française est une immense ruine où tout respire l'abandon. La Guayane est morte.“⁴⁾

Die Gründe für diese Thatsache zu entwickeln, würde, so verlockend die Aufgabe auch erscheint, weil Schreiber ds. früher Gelegenheit hatte, in Sibirien die russischen Verbauten auch als sibirische Kolonisten und Verbreiter europäischer Kultur im Allgemeinen kennen zu lernen, zu weit führen.

Nicht glücklicher waren die Holländer mit ihrem, vor ungefähr 50 Jahren unternommenen Versuch, europäische Kolonisten in Surinam anzusiedeln.⁵⁾ In den Jahren 1843 und 45 liessen sich mehrere Hundert Auswanderer, im Ganzen deren 384, meist holländische, aber auch mehrere deutsche Familien, dazu verleiten, ihr Vaterland zu verlassen, um sich im fernen Guayana eine neue Heimath zu gründen.

⁴⁾ NIETZ, ERNEST: Guyane Française. Paris 1882.

⁵⁾ Näheres hierüber bei KARLKE, ALEX.: Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung u. s. Kulturverhältnisse mit Bez. auf Kolonisation. Stuttgart 1887.

Als dieselben in Surinam anlangten, hatte die dortige Regierung auch nicht die geringste Massregel zur praktischen Verwerthung der Arbeitskräfte dieser geradezu unschätzbaren, kolonisatorischen Elemente ergriffen. Die armen Leute mussten wochenlang — auf eigene Kosten — in Paramaribo herumlungern, bis sie eines schönen Tags ihren zukünftigen Wohnsitz am unteren Saramacca-Fluss, bei der Plantage Voorburg, dort, wo heute der die Hauptstadt mit dem Saramacca verbindende Kanal mündet, angewiesen erhielten. Diese Wahl muss als eine durchaus unglückliche und verkehrte bezeichnet werden, da der betreffende Landstrich als ein ungesunder damals ebenso bekannt war, wie er es bis heute geblieben ist. Die Surinamer Regierung hatte weder die den Einwanderern überwiesenen Grundstücke vermessen lassen, noch überhaupt irgend welche Vorbereitung getroffen, den Leuten, sei es durch Verabreichung von Nahrungsmitteln, oder durch Lieferung von Samenreien, Beilen, Hacken oder sonstigen zur Urbarmachung der Wälder nöthigen Werkzeugen es zu ermöglichen, sich wenigstens die Gründlage für ein wenn auch bescheidenes, so doch einigermassen erträgliches Dasein, bei dem ein späteres Erblühen nicht ausgeschlossen gewesen wäre, zu schaffen. Der traurige Erfolg blieb nicht aus: schon nach einem halben Jahre war die Hälfte der Einwanderer gestorben; der Rest verliess den unheimlichen Saramacca, um sich in der nächsten Umgebung von Paramaribo niederzulassen oder nach Europa zurückzukehren. Dieser Versuch, welcher der holländischen Regierung, allerdings durch deren eigene Schuld, über 70000 Gulden kostete, missglückte vollkommen.

In derselben Weise misslang das Unternehmen KAPPLER's, im Jahre 1856 eine württembergische Kolonie am unteren Maroni zu gründen: die Leute starben oder liefen aus einander: allerdings war auch KAPPLER wohl kaum die geeignete Persönlichkeit dazu, den guten Schwaben ihren Aufenthalt in Albina zu einem angenehmen zu machen oder sich die Zuneigung derselben zu erwerben.

Ich hatte Gelegenheit, die Nachkommen der holländischen Auswanderer, die vom Saramacca nach Paramaribo verzogen waren, kennen zu lernen. Es giebt deren heute noch ungefähr 300. Dieselben erhielten Grundstücke angewiesen, deren billigen Preis sie in wenigen Jahren abzahlen konnten, und heute sind sie Besitzer von ausgedehnten Ländereien, auf denen sie Vieh weiden lassen, für dessen Produkte in Gestalt von Fleisch, Milch oder gelegentlich Butter sie in der Hauptstadt allzeit bereite Käufer finden.

Der Eindruck, den ich von diesen in den Tropen seit einer oder zwei Generationen lebenden Europäern erhielt, war ein durchaus unerquicklicher, ich kann sagen recht trauriger.

Diese holländischen Bauern haben es auf das peinlichste vermieden, sich irgendwie mit Negerinnen oder Farbigen überhaupt zu vermischen.³⁾ Sie haben seit 50 Jahren strenge Inzucht getrieben — aber das Resultat ist auch darnach! Von den ersten Einwanderern sind nur noch Wenige am Leben, so z. B. die treftliche Frau TAMMINGEN, das Urbild einer altholländischen Bauersfrau oder der alte VAN BRUSSEL, einst ein grosser Nimrod vor dem Herrn, der jetzt mit Vorliebe Schmetterlinge und Käfer fängt, Kolibris und andere buntschillernde Vögel ausstöpft, die er unter Glas und Rahmen geschmackvoll geordnet, zu guten Preisen verkauft. Beide Alten versicherten mir ihr Leben lang hier in Surinam geradezu gearbeitet zu haben wie früher in Holland: das Klima sei, abgesehen von gelegentlichem Fieber, nicht so schlimm, wie man glaube, oben am Saramacca im Jahr 43 sei es allerdings böse gewesen; hier bei der Stadt litten sie hauptsächlich durch den

³⁾ Gerade so wie ihre Vetter im Kapland; aber dort lagen die Verhältnisse ganz anders.

Regen, der ihre, dem Urwald abgerungenen Weideplätze oft Wochen und Monate lang unter Wasser setze, das Gras sauer und ihr Vieh todt mache. Diese Leute haben ihre Lebensart nicht den Anforderungen der Tropen angepasst; ihre Häuser sind holländische Bauernhäuser, in denen selbst die mit Bergen von Matratzen, Kissen und Pflaumenanzulten Riesenbetten nicht fehlen, die allerdings selten benutzt werden, da selbst der konservativste, engensiüngste holländische Bauer im Laufe der Jahre eingeschen hat, dass die luttige Hangematte sich doch besser für Guayana eignet, wie das aus der Heimath mitgebrachte ungeheuerliche Möbel.

Einen viel weniger energischen, sympathischen und einigermaßen lebenstrischen Eindruck machten die, meist schon in Surinam geborenen Kinder dieser ersten Einwanderer. Unter den Männern gab es noch einige ganz stramme Kerle, die ihr Vieh beaufsichtigten, Gemüsebau trieben und hin und wieder aus dem Wald mit einem starken Stück Wildpreß heimkehrten, für das in der Stadt stets ein guter Preis gezahlt wird. Ganz anders die Frauen, meist die Basen, Nichten oder früheren Schwagerinnen ihrer Gatten. Diese schienen verwahrlöst und ungesund. Meist mager und bleichsüchtig in Folge häufiger Geburten, die nicht alle glücklich verlauten, mit spärlichem Haarwuchs und schlechten Zähnen, boten sie das Bild einer degenerirenden Rasse.

Noch viel schlimmer stand es mit den Kindern dieser Leute, also mit der zweiten oder dritten, in Guayana geborenen Generation. Manche derselben waren von einer geradezu an Kretinismus streifenden Stumpfheit der Sinne, Dummheit und Verlegenheit, Skrophulös, rhachitisch, mit blöden, blinzelnden Augen, ohne besondere Laster, aber auch ohne jede gute Eigenschaft, bedauernswert, aber durchaus unnütze und zwecklose, leider aber einmal vorhandene Wesen, boten sie den unanfechtbaren Beweis für meine früher an anderer Stelle ausgesprochene Behauptung: Dass Europäer nicht im Stande sind, in den Tropen eine gesunde und fortpflanzungsfähige Rasse zu erzeugen.¹⁾

Ich bin dagegen überzeugt, dass diese holländischen Bauern der zweiten Generation, wenn sie sich mit Negerinnen vermengt hätten, eine recht tüchtige und gesunde Mischrasse erzeugt haben würden. Ob dieselbe sich gerade als ein Segen oder Vorheil für die Kolonie erwiesen hätte, mag dahingestellt bleiben. —

Während zur Zeit der Sklaverei Europäer vielfach mit ihren weissen Frauen längere oder kürzere Zeit auf den Plantagen lebten, kehrten sie nach Aufhebung der Sklaverei, die den Ruin der Kolonie besiegelte, meist in ihre Heimath zurück; ich glaube nicht, dass, abgesehen von den erwähnten Auswanderern, heute in Surinam ein arisch-europäisches, rein weisses Ehepaar zu nennen wäre, das sich, auch im Falle beider Gatten dort geboren wären, die Kolonie zu dauerndem Wohnsitz erkoren hätte. Von einer Einwanderung von Holländern in die Kolonie ist natürlich gar keine Rede mehr, eher findet das Umgekehrte statt; wohl aber leben in Paramaribo noch mehrere Leute im Alter von 60—80 Jahren, die vor vielleicht 50 Jahren in die Kolonie kamen, hier fleissig unter freiem Himmel als Aufseher u. dgl. arbeiteten und hente manchmal behaupten, nie in ihrem Leben krank gewesen zu sein. Es würde deren wohl noch viel mehr geben, wenn der

1) „Ztschrift für Ethnologie“ 1885 p. 475 der Verh. — „Prétendre que l'homme est cosmopolite... prétendre qu'il peut vivre, travailler, cultiver le sol et se préparer sur tous les points du globe, c'est faire une thèse qui n'est pas soutenable, à moins de nier catégoriquement l'autorité des faits les plus positifs.“ ORGÉAS, I. c. p. 4.

Europaer hier, wie in ganz Guayana etwas mässiger im Gemiss geistiger Getränke sein wollte; aber das ist eben sehr schwer bei der den Menschen oft geradezu ausdörrenden Hitze.

Von weissen Völkern und Rassen sind es allein die Juden, die sich vollkommen in Guayana, zumal in Surinam, akklimatisirt haben und hente hier eine in der Welt (etwa mit Ausnahme von Curacao), wohl einzig dastehende Rolle spielen. Surinam ist keine holländische, sondern eine jüdische Kolonie in dieses Wortes voller und klassischer Bedeutung. Es fällt keinem Surinamer Juden ein, mit dem Geld, das er in der Kolonie erworbene, sich etwa nach Holland oder Europa zurückzuziehen. Surinam ist das Land seiner Vater, er ist darin geboren, er wird hier sterben.

Diese Juden stammen nur zu einem geringen Theil aus Holland: die meisten derselben sind Nachkommen portugiesischer Juden, die in der Mitte des 17ten Jahrhunderts aus Brasilien vertrieben wurden und damals mit ihren Sklaven über Cayenne in das holländische Guayana einwanderten. Die Entwicklung dieser semitischen Kolonie habe ich in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Sitzung vom 4. Juli 1891) besprochen und kann mich darum darauf beschränken, den Leser, der sich für diese Verhältnisse interessieren sollte, auf denselben zu verweisen.

Hier handelt es sich nur darum zu konstatieren, dass ein weisses, eingewandertes Volk auf dem Boden des verrufenen Landes, in dem der Pfleffer wachsen soll, seit Generationen vollständig heimisch ist. Selbstverständlich ging der Jude weder selbst in den Urwald noch in die Plantagen, um dort Bäume zu fällen oder Kaffee anzupflanzen, eben so wenig wie er mit der Schaufel in der Hand nach Gold grub; dazu standen ihm die Neger zu Gebote; er arbeitete hier wie überall, wohin er eingewandert ist, erst als bescheidener Händler und Kleinhandels, dann als Grosskaufmann, Kapitalist und Goldgrubenbesitzer. Seinen Kindern lässt er eine gediegene Erziehung zu Theil werden, um dieselben dann als Lehrhinge in seinem oder seiner Freunde Geschäft, oder als Schreiber und kleine Beamte in den Amtsstuben seiner Verwandten und Glaubensgenossen unterzubringen. Dank allseitiger Protektion und auch Dank der eigenen Tüchtigkeit, die sich leider oft nur in einseitiger Opposition gegen die holländische Regierung zu entfalten sucht, erlangen die jungen Leute dann bald die höchsten oder best bezahlten Stellen in der Kolonie. Es ist und bleibt Thatsache, dass die Juden sich in Surinam akklimatisirt haben, d.h. dass es in Surinam geborene, sehr gesunde, kräftige, hübsche, vollkommen weisse, in keiner Weise mit Negerblut versetzte Juden und Jüdinnen giebt, von denen man annehmen darf, dass deren Vorfahren im 17ten Jahrhundert in Guayana eingewandert sind. Ich lernte eine junge Dame kennen, die ihren Stammbaum bis zu den ersten brasilisch-jüdischen Einwanderern zurückführen konnte und die mir durchaus den Eindruck machte, als ob sie sehr wohl im Stande wäre, den Stamm ihrer Väter auch auf kommende Generationen forzupflanzen.

Aber auch unter diesen Juden kann man vielfach die verhängnissvollen Folgen steter Familienheirathen beobachten: schwächlichen Körperbau, Trichteraugen, Verwachsenheit, Skrophulose, schlechte Zahne, kurz alle Merkmale einer Rasse, welcher eine Auffrischung mit gesunderem, sei es auch mit Negerblut, zweifellos zum Segen gereicht haben würde.

Wenn ich die Juden in Surinam nun stets „Weisse“ nenne, so möchte ich hierbei betonen, dass ich dass Wort „Jude“ dann nicht zur Bezeichnung des oder der Angehörigen einer Rasse, sondern der Religion anwende. Der Jude verhält sich gegenüber der durchaus

nicht sproden, sondern im Gegenteil für Zärtlichkeitsbeweise ungemein empfänglichen schen-
ren Halte der Negerbevölkerung Surinam's, in keiner Weise ablehnend. Aber ganz im Gege-
natz zum christlichen Holländer entschliesst er sich nur in den seltesten Fällen, die
Kinder, die ihm eine Negerin oder Mulattin geschenkt hat, als die seinzen anzuerkennen
oder gar die Mutter seiner Kinder zu heirathen. Er wird vielleicht finanziell für seine
farbigen Kinder sorgen, aber Juden werden dieselben niemals; seinen unehelichen Sohn
beschnitten zu lassen fällt keinem Judentum; er hat gar Nichts dagegen, dass solche Kinder
Mitglieder irgend einer der zahlreichen amerikanisch-europäischen christlichen Religionsge-
meinschaften werden. So kommt es denn, dass man manche jüdische Familie durch Genera-
tionen hindurch in 2 Linien, einer ehelichen und unehelichen, d. h. einer weissen und
farbigen, bzw. jüdischen und christlichen verfolgen kann. Durchgehends sind die farbigen
Nachkommen, deren Los sonst kein beneidenswerthes ist, bedeutend kraftiger und gesunder
wie ihre weissen Halbgeschwister — die natürliche Folge geschlechtlicher Zuchtwahl. Gerade
wie zur Zeit der Sklaverei das, vom weissen Herrn geborene Kind der Sklavin, Sklave
blieb¹⁾, gerade so beschäftigt der Jude heute vielfach seine farbigen Kinder als Arbeiter
oder Aufseher auf seinen Plantagen, Goldfeldern oder Dampfbooten, eine Sitten, die nicht
gerade eine schone genannt werden kann.

Dass die Juden hier, ebensowenig wie in anderen Theilen der Welt, für ihre Religion
keinerlei Propaganda treiben, geht aus dem eben Gesagten zur Genuge hervor.

Die angesehene Stellung, welche die Surinamer Juden in der Kolonie einnehmen, hat
natürgemäss auch häufig holländische Juden veranlasst, nach Guyana auszuwandern und
dort ihr Glück zu versuchen. Selbst als Soldat lässt sich der sonst wenig streitbare Israelit
bisweilen für Westindien anwerben. So kennt ich zwei solcher Herren, die vor langen
Jahren Surinam's Boden als Krieger betreten und die sich heute im Besitz recht ansehnlicher
Vermögen befinden. Einer derselben ist ein polnischer Jude.

Auch diesen Aschkenasim scheint das Klima von Surinam, oder besser gesagt Paramaribo
auf das Beste zu bekommen. So findet man unter den Spitzen der Kolonie neben
den da Costa, Granada, Lenzada, Morpurgo, Fernandez, Coutinho, die van
Einden, van Doorn, Polak, van Praag, Salomons oder Tittelbaum.

Die Gründe für diese Akklimatisationsfähigkeit der Juden sind rasch gefunden, denn:

1. Ist das Klima von Surinam, zumal das von Paramaribo, gar nicht so schlimm, wie
man im Allgemeinen in Europa glaubt;

2. Setzen die Juden sich möglichst wenig der Arbeit im Freien oder im Urwald, wie
etwa dem Prospekten²⁾, dem in letzter Zeit die meisten Europäer zum Opfer gefallen sind,
oder auch nur den Ermüdungen der Jagd aus;

3. Last not least! — trinken oder besser gesagt, „saufen“ die Juden nicht.

Auf Grund langjähriger, in beinahe allen Ländern der Tropen gesammelten Erfahrungen
glaube ich die Behauptung aufstellen zu dürfen, dass der Mohammedaner dort nie „trinkt“,
wohl aber hin und wieder „sauft“; dass der Jude in ganz bescheidenem Masse sein Glas
Branntwein, Bier oder Wein trinkt, aber nie sauft; dass der Europäer dagegen, ebenso
wie der Indianer, meist auch der Neger, letzterer merkwürdiger Weise, aber nicht in
Surinam durchgehend „trinkt“, in ausserordentlich vielen Fällen aber „sauft“. Die Indianer

1) Dieser Missbrauch wurde erst kurz vor Aufhebung der Sklaverei durch Gesetz abgeschafft.

2) Dem Suchen nach Gold im Urwald.

und viele Europeer in Guayana saufen — sie sterben. Der Jude, der Buschneger, auch die Mehrzahl der Neger — sie saufen nicht, und sie fühlen sich ganz wohl da draussen.

Die Gesundheitsverhältnisse in Paramaribo sind durchaus keine ungünstigen. Die Stadt ist am linken Ufer des Surinam auf einer, bis an den Strom sich erstreckenden Muschelbank erbaut und von vielfachen Gräben und Kanälen durchzogen, die nach dem Fluss hin mit Schleusen versehen sind. Bei Ebbe werden diese Schleusen geöffnet, wodurch jeglicher Unrat nach dem Strom herabgeschwemmt wird, da sowohl durch die beinahe ewigen Regen, wie durch unzählige Kreks und Canäle, welche aus den Paramaribo umgebenden Wäldern nach der Stadt geleitet sind, zur Fluthzeit, also wenn die Schleusen geschlossen sind, die hierzu nötigen Wassermassen sich ansammeln. Der Muschelderitus ist daneben ein ideales „Strassenplaster“: weder bacillengeschwärzter Staub, noch übelriechende Pfützen belästigen den Hauptstädter. Wenige Minuten nach den heftigsten Platzregen, während welcher die Strassen und Plätze der Stadt buchstäblich füsstief unter Wasser stehen, sind diese Fluthen verlaufen und die Strassen sehen so blitzblank, rein und appetitlich aus wie ein Boden aus Marmortiesen.

Paramaribo ist zweitellois die reinlichste Stadt des äquatorialen Südamerika¹⁾ und darum gar kein ungesunder Ort, der denn auch während der in den letzten Jahren hin und wieder an der Küste Guayana's, durch Uebertragung aus Brasilien oder den west-indischen Inseln herrschenden Gelben Fieber- oder Cholera-Epidemien mehrfach vollkommen verschont geblieben ist. Dennoch haben solche Fieberjahre zeitweise grosse Lücken in die Bevölkerung, die weisse sowohl, wie die farbige, gerissen. Die alte Behauptung, dass der Neger gegen das gelbe Fieber unempfänglicher sei wie der Weisse, oder gar „immun“, brauchen wir wohl heute nicht mehr zu widerlegen. Nach KAPPLER soll in den Jahren 1836—52, während welcher Surinam vier Mal vom gelben Fieber heimgesucht wurde, die durchschnittliche Abnahme der Bevölkerung $6\frac{1}{2}\%$ ($14\frac{1}{2}\%$ pro Fieberjahr), in den Jahren 1875—84 ca $\frac{1}{2}\%$ betragen haben. Ich bemerke hierbei, dass in obigen Zahlen die Indianer und Buschneger nicht einbegriffen sind: dieselben sind für das statistische Bureau der Kolonie überhaupt nicht vorhanden. Seit langen Jahren ist nun Surinam von Epidemien verschont geblieben und haben sich die Verhältnisse dementsprechend gebessert.

Es starben in Surinam von 1000 Menschen im Jahre 1890 deren 27,2 (1889 27,4), in Paramaribo deren 32 (1889 33,9)²⁾. Die letzte Zahl erscheint vielleicht hoch im Vergleich mit der vorhergehenden, man muss aber hierbei den Umstand in Betracht ziehen, dass sich in der Hauptstadt das grosse Militärhospital befindet, nach welchem in jährlich wachsendem Maasse die Schwerkranken aus der ganzen Kolonie, darunter auch Buschneger und Indianer gebracht werden. Jedenfalls beweisen obige Zahlen, dass in den Jahren 1889 und 90 in dem so berüchtigten holländischen Guayana verhältnissmäßig weniger Menschen gestorben sind, wie etwa in Regensburg (1890 32), Breslau (1890 28), oder gar in Stettin (1889 34,1) und Amsterdam (1889 34), ganz abgesehen von Neapel, Krakau oder anderen europäischen Städten³⁾.

1) Diese Reinlichkeit erstreckt sich scheinbar auch auf die Bewohner. So führt z. B. das Adressbuch von Paramaribo unter 27.752 Einwohnern 1039 Wascherinnen auf, unter denen aber wohl vielfach Hausfrauen zu verstehen sind, welche die Wäsche der Familie reinigen. Mit der körperlichen Reinlichkeit der Surinamer ist es nicht weit hier, indes gibt es einige sehr geschickte Wascherinnen in Paramaribo.

2) Nach dem offiziellen Gouvernements Advertentie-Blad vom 8.3.90 und 19.2.91.

3) N. Schönhause bei Berlin 36,5; Tempelhof 33,7; Linden bei Hannover 40,5; Weissensee 47; Stralau bei Berlin 50,5 pr. 1000 (Nach d. Veröffentl. des Kaiserl. Gesundheit-Amts über die Jahre 1889/90).

In Demerara starben im Jahre 1876 von 1000 Einwohnern 35,69, über Cayenne stehen mir keine Zahlen zu Gebote. Die Sterblichkeit unter den Straflingen ist zweifellos eine grosse¹; man darf aber wiederum nicht vergessen, dass dieselben sich aus dem Abschamm der französischen, speziell Pariser Verbrecherwelt rekrutieren; dass sie durchgängig, Männer sowohl wie Frauen, Alkoholisten, und durch alle möglichen Krankheiten der schlimmsten Art, durch Schweißer oder Entbehrungen während ihrer Verbrecherlaufbahn, dann durch Getangnisshaft, den Transport u. s. w. dermassen geschwächt sind, dass sie einfach nicht im Stande sind, den einmal überall in den Tropen vorhandenen, den Europäer bedrohenden Einflüssen des Klimas dieselbe Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen, wie etwa normale, solide Auswanderer, Soldaten oder Kolonisten. Ich habe mehrfach Franzosen gesprochen, die seit Jahren als Aerzte, Beamte, oder Kaufleute in der Kolonie lebten und die durchaus nicht über das Klima klagten — dass sie sich nicht zu ihrem Vergnügen hier aufhielten, brachte sie mir nicht zu sagen. Die heute so ubel berüchtigten, im Jahre 1857 gegründeten, Deportationsstationen am Oberen und Unteren Maroni wurden erst ungestünd, als man vollkommen zweckloser Weise dazu überging, die Bäume des Urwalds zu fällen, deren Wurzeln auszugraben, erstere zu Balken und Brettern zu verarbeiten, letztere zu verbrennen oder vermodern zu lassen, um in dem so ausgerodeten Gelände Zuckerrohr anzupflanzen. Die betreffende Zucker- und Rumfabrik ist allerdings heute noch in Betrieb, wie viele Tausende von Verbannten aber diesem ganz überflüssigen Versuch — da die Fabrik der Kolonie bzw. dem Mutterlande doch jährlich über 300.000 Fes. kostet — zum Opfer gefallen sind, wird wohl niemals jemand erfahren.

Ich besuchte den sogenannten „Chantier forestier“ am Oberen Maroni, nahe der Mündung des Sparuwine, wohin kaum 8 Tage vor meiner Ankunft 43 der schlimmsten Verbrecher, jeder wegen wiederholten Fluchtversuchs mit 2 Ketten vom Fussgelenk bis zur Hütte belastet, von Cayenne geschickt worden waren, um hier ein von französischen Abenteurern gegründetes, dann verkrautes, später von der Regierung für theires Geld (man sprach von Millionen gekauftes Etablissement, eine Sägemühle mit Dampfbetrieb, wiederum in Gang zu bringen. Die Leute, deren Arbeit zunächst nur darin bestand, die früheren Werkstätten, Wege, eine kleine Eisenbahn, von Unkraut zu saubern, litten furchtbar an Fieber. Sie wussten ganz genau, dass die Verschickung nach diesem versumpften, überwucherten Chantier forestier einem Todesurtheil entsprach². Dennoch — ich komme absichtlich immer wieder auf diesen Umstand zurück — befanden sich die 4 europäischen Aufseher wie der Direktor der Anstalt durchaus wohl. Dieselben betheiligten sich natürlich nicht nur nicht im Geringsten selbst an der Arbeit im Freien, sondern sie wurden ausserdem von der französischen, bzw. Kolonialregierung ausgezeichnet verpflegt. Ich habe während meines viermonatlichen Aufenthalts in Guayana nie besser gegessen und getrunken wie in diesem berüchtigten Fiebertest; hier fand ich auch zum ersten Mal, seitdem ich Paramaribo verlassen, wieder ein Bett.

Ich möchte nun durchaus Niemanden, der nie in den Tropen gelebt hat, ratzen, sich gerade Cayenne als Sommerfrische auszusuchen, wohl aber würde ich selbst gerne sofort wieder nach Guayana zurückkehren, um mir hier in jenen so herrlichen Ländern, deren

¹ CORPUSCUL. II. „La France équinoxiale“, Paris 1887, spricht von einer Sterblichkeit von 62 — in gewissen Jahren; die Zutuhr von Straflingen beträgt mindestens einige Tausend jährlich.

² Unter diesen Verbrechern trat ich auch einen Deutschen. Näheres hierüber veröffentlichte ich in der Berl. Nat. Zeitung vom 21. Juli 1892.

Naturpracht jeder Schilderung spöttet, längst entschwundene Jugendträume vom idealen Reisen in den Tropen wiederum zur Wirklichkeit werden zu lassen. —

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich also, dass, wenn man also auch nicht so weit zu gehen braucht, wie der Verfasser einer im 17ten Jahrhundert erschienenen kuriosen Abhandlung über Guayana¹⁾, der sich S. 9 wie folgt äussert: „Auss welchem (Vorbemerkten) folget, dass nicht allein die Erd, sondern auch die Luft besser als bey uns temperirt und derentwegen gesundere Menschen darinnen als hierausse seyn, angesehen, die Indianer darinnen so alt werden, das sie vor Alter endlich umbfallen, wie dann alle, so ein wenig die Weltkugel verstehen, diesem Clamat den Preiss geben müssen.“ man doch behaupten darf, dass das Klima des Landes, in dem der „Pfeffer wächst“ bei uns in viel schlechterem Ruf steht, wie dasselbe es wirklich verdient.

Da ich mich hier zum zweiten Male des Ausdrucks: das Land, wo der Pfeffer wächst,“ bediene, so bitte ich darüber eine kurze Bemerkung einflechten zu dürfen.

Schon RALEIGH erwähnt den „Indian pepper“ in Guayana, der bis auf den heutigen Tag in den Indianern bei ihnen sonst so einfachen Mahlzeiten unentbehrliches Gewürz geblieben ist. Selbstverständlich ist unter Pfeffer hier nur Capsicum, nicht Piper zu verstehen, welch letzterer in Amerika überhaupt nicht wächst. Ob Capsicum jemals einen bedeutenden Exportartikel nach Europa gebildet hat, weiss ich nicht, dagegen weiss ich bestimmt:

1) dass der sogenannte „Spanische Pfeffer“, der bis vor ca 100 Jahren über Spanien nach Europa eingeführt wurde, von der afrikanischen Westküste, zumal aus Sierra Leone stammte, dass also hier das Land, wo der Pfeffer (Piper sowohl; wie Capsicum) wächst, zu suchen ist;

2) dass sogenannter „Cayenne-Pfeffer“, wenn überhaupt jemals, jedenfalls seit mindestens 100 Jahren (1760) nicht mehr als irgendwie nennenswerther Ausführartikel aus Cayenne nach Europa verschifft worden ist. Ein vor längeren Jahren unternommener Versuch, schwarzen Pfeffer dort anzupflanzen oder aus rothem Pfeffer einen Exportartikel zu machen, misslang. „On avait fondé de grandes espérances sur le poivre noir, puis sur le poivre de Guinée également (?) acclimaté. On a été malheureux²⁾.“

An Ort und Stelle erfuhr ich also wenigstens soviel, dass unser heutiger „Cayenne-Pfeffer“ weder aus Cayenne, noch aus Guayana überhaupt stammt.

Nach Europa zurückgekehrt, wandte ich mich an die weltbekannte Firma CROSSE & BLACKWELL in London, die beinahe die ganze civilisirte Welt mit „Cayenne-Pfeffer“ versorgt, mit der Bitte, mir gütigst mittheilen zu wollen, woher sie dieses Gewürz bezöge. Der umgehend einlaufende Bescheid lautete folgendermassen:

„Es gibt zwei Arten von rothem Pfeffer (Red Chilies³⁾; die langen (milden) Schoten

¹⁾ „Gründlicher Bericht von Beschaffenheit u. s. w. des in Amerika zwischen dem Rio Orinoque und Rio de las Amazones an der Westen Küste in der Landschaft Guiana gelegenen u. s. w. Landes, Welchen die Edle privilegierte West-Indische Compagnie der vereinigten Niederlande, mit Authentischer Schriftlicher ratification und permission der Hochnogenden Herren Staten General an den hochgeb. gegenwärtig regierenden Herrn FRIEDERICH CASIMIR, Grafen zu Hanaw u. s. w. unter gewissen in dieser Deduction publizirten Articeln den 18 Juli 1669 cedirt und überlassen hat. Jedermanniglichen, absonderlich aber denen, welchen daran gelegen, zum Nachricht und gefallen in Truck gegeben. — Franckfort bey Johan Kuchenbecker, Anno 1699.“

²⁾ COUPREAU, II., l. c. Paris 1887 p. 149.

³⁾ Der Name „Chile“ engl. „chily“ oder „Chilly“ für Capsicum ist an der nördlichen Westküste Amerika's, in Zentralamerika und zumal in Mexico (z. B. „tortillas enchiladas“) in Gebrauch. Ein Rückschluss, dass dieses Gewürz früher aus Chile nach den genannten Gegenden eingeführt wurde, ist nicht nothwendig, da Capsicum u. A. auch in Mexico heimisch ist. Vgl. d. Verf. Aufsatz: „Ueber den Ursprung des Namens Caviar“ in der Z. f. Ethnologie. Verh. der Sitzung vom 15.2.90.

beziehen wir aus Frankreich, die kurzen scharfen "Bird-Pepper" an "Sambacet." Aus einer Mischung von zerstampftem europäischen und afrikanischen Capsicum entsteht also der amerikanische Cayenne-Pfeffer, der in nicht unbedeutenden Mengen von London nach Guayana ausgeführt wird.

Kehren wir aber wieder nach Surinam zurück!

Die schönen Zeiten, welche uns Sack und auch noch Kautler in so drastischer Weise schildern⁵ sind für den Europaer längst vorbei; er muss, will er in der Kolonie vorwärts kommen, fleissig arbeiten; fleissiger vielleicht, wie er es in seiner Heimat gewohnt war, auch wenn diese Thatigkeit nur darin besteht, die Neger und sonstigen Farbigen zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzuhalten.

Wenn nun in den letzten Jahren in Surinam, ebenso wie in Französisch oder Englisch Guayana verhältnissmassig viele Europaer dem „Klima“ zum Opfer gefallen sind, so hängt das hauptsächlich mit der Entdeckung der Goldlager und mit den Entbehrungen zusammen, denen der Weisse beim „Prospekten“, ebenso wie der Farbige beim Goldwaschen im Urwald ausgesetzt ist. Wochen und Monate lang bahnt sich solch ein Prospektor, Autscher, Roverzied oder wie er sonst heisst – manch verkrachte einstige europäische Sport- oder den grossen, deren Sternschmuppengeist irgendwo verpufft ist, befindet sich unter denselben – mit dem Buschmesser einen Pfad durch den Urwald; die Hangematte ist sein Bett, sein Zelt, sein Haus; Palmblätter allein dienen ihm zum Schutz gegen die ewig stromenden Regengüsse. Bei erbärmlichem Gehalt und einer Nahrung, mit der kaum der Neger sich begnügt, gräbt er mit seiner farbigen Begleitung an Stellen, die ihm günstig erscheinen, 3- bis 4-mal täglich Gruben und Löcher, um nach Wegräumung des oft meterhohen, gehaltlosen Gerölles den Boden auf seinen Goldgehalt zu prüfen. „Gold“ findet sich überall in Guayana; Sache des Prospektors ist es nur zu entscheiden, ob die Reichhaltigkeit des Alluviums an Edelmetall eine mehr oder minder systematisch betriebene Auswaschung desselben lohnen würde: „if it would pay“.

Mit dem spanischen Wort „Placer“ werden in Guayana die Plätze bezeichnet, in denen nach Gold gegraben oder wo solches ausgewaschen wird. Auch das Wort „batt“ für eine hölzerne Schlüssel, in welcher man die goldhaltige Erde zumal beim Prospekten auswascht, stammt von dem spanischen und portugiesischen „batô“. Diese Ausdrücke wurden wohl schon vor Jahrhunderten durch die goldsuchenden Conquistadoren eingeführt.

Es ist wirklich empörend zu sehen, wie wenig sich die reichen Placer-Besitzer, zumal die Juden in Surinam, um die Verpflegung ihrer Beamten und Arbeiter im Urwald oder überhaupt darum kümmern, letztere ein einigermassen menschenwürdiges Dasein führen zu lassen.

⁵ ALBRECHT VON SACK „Reise nach Surinam in d. J. 1805-7.“ Berlin 1821, S. 95 schreibt: „Manche reiche Leute hier zu Lande leben auf folgende Weise: Sobald sie aufstehen, frühstücken sie und trinken dann geistige Getränke, welches sie zuweilen wiederholen; dann setzen sie sich zum zweiten Frühstück, welches aus mehreren Schlüssen von Braten, Fischen u.s.w. besteht, wozu dann auch eine angemessene Menge von Getränk genommen wird. Um 3 Uhr erfolgt ein reichliches Mittagessen, wozu man Claret oder Madeira, oder wohl auch beides trinkt. Ausser dem Thee wird Nachmittags noch Punsch getrunken, der oft sehr stark ist, und ein ansehnliches Abendessen schliesst das Tagewerk.“

Ebenso KAUTLER: „Sechs Jahre in Surinam.“ Stuttgart 1854, S. 38: „Ich kannte mehrere dieser Herren, Direktoren von Plantagen und Holzgrundstücken des Morgens um 6 Uhr aufstanden, dem Basteau (Autscher) der Neger ihre Befehle ertheilten, dann Café tranken, bis 12 Uhr nichts thun, gut aussen, da aber zugleich von den Beschwerden der Tafel in der Hangematte ausruhmen und sich da von einem hässlichen Negermädchen den Kopf kratzen lassen, bis ihnen die Augen zudenken. Um 5 standen sie auf, wischen sich aussen von 7-8 Uhr, legten sich um 9 Uhr mit ihren Concomien ins Bett und verhendten dabei 12-1500 Gulden jährlich.“

Ranziger Speck, stinkender Stockfisch¹⁾ und von Seewasser durchtränkte Erbsen, bin und wieder eine Flasche Genever, (etwas Melasse und einige Tabakblätter für die Negor) das ist, — wie überhaupt Alles — gut genug für die Leute im „bosch“ (Urwald), die ihrem Arbeitgeber wöchentlich oder monatlich oft Zentner reinen Goldes nach der räumlich so nahe gelegenen, und doch für sie so fernem, oft während Jahren nicht erreichbaren, Hauptstadt senden. Ich kann den Placer nennen, auf welchem der Direktor bei einem Gehalt von 150 Gulden monatlich für sich und seine zehn, wenn auch nicht durchgehend europäischen, so doch mehr oder minder weissen Unterbeamten im Laufe eines ganzen Jahrs nur 72 Blechbüchsen mit Konserven und 6 Schinken geliefert erhielt.²⁾ Im Uebrigen musste derselbe mit seinen Kollegen von dem oben erwähnten importirten nordamerikanischen Stockfisch, Salzleisch und selbstgezüchteten Bananen leben. Ich weiss, dass Beamte einer reichen Goldgrube nur durch den Geiz des Besitzers wochenlang ohne Petroleum oder sonstiges Beleuchtungsmaterial gelassen worden sind.

Wenn nun diese Leute, die Tag und Nacht ebenso der Feuchtigkeit des Urwaldes, von der sich Niemand, der sie nicht selbst kennen gelernt hat, eine Vorstellung machen kann, wie den Auslünstungen des aufgewühlten Bodens bei elender Verpflegung und erbärmlichem Unterkommen ausgesetzt sind, am Buschfeuer zu Grunde gehen, um irgendwo im Urwald ohne Sang und Klang verscharrt zu werden — hat man darum ein Recht, das Klima Guayana's als ein besonders schlimmes, als ein gefährlicheres wie das aller übrigen Tropenländer darzustellen?

Ich möchte aber, da ich nicht das geringste Interesse daran habe, das Klima Guayana's und die dortigen Verhältnisse etwa günstiger oder schlimmer zu schildern, wie sie in Wirklichkeit sind, hervorheben, dass es auch anständige Besitzer von Goldlagern giebt, die ihre Beamten und Arbeiter gut bezahlen und verpflegen, wodurch Letztere auch im Urwald trotz anstrengender Thätigkeit gesund bleiben. Dagegen hat eine grosse Zahl der in den Goldfeldern beschäftigten weissen und farbigen Beauftragten und Arbeiter ihr „Fieber“ oder ihren Tod, neben schlechter Ernährung oder dem erwähnten Schlafen und Leben in der Hängematte, dem übermässigen Genusse meist schlechter geistiger Getränke zuzuschreiben.

Das kleine, aus feuchtem Holz entzündete, nach Indianersitte unter der Hängematte qualmende Feuerchen vertreibt weder die Moskitos, noch ist es im Stande, die nassen Kleider des Schlafenden zu trocknen, der bei seiner Arbeit oder auf dem Marsch gezwungen war, stundenlang, oder mehrere Mal täglich, bis über die Hüften oder bis zum Halse durch brühwarmen Sumpf zu waten. Steif in allen Gliedern, wird er zähneklopfend am Morgen aufwachen und es vorziehen, ehe er sich die Mühe nimmt, das vielleicht noch glimmende Feuer wieder anzublasen, um kochendes Wasser für seinen Cafe oder Thee zu bereiten, nach seiner Branntweintasche zu greifen und durch einen oder mehrere tiefe Züge aus derselben sich anscheinend zu stärken und zu weiterem Ausharren in diesem trostlosen Dasein zu ermuntern. Nachher werden Thee und Cafe überhaupt verschmäht — nur der Schnaps bleibt als Tröster. Wenn dieser Branntwein wenigstens gut wäre! Guter Whiskey oder Cognac sind aber für die Verhältnisse der Betreffenden viel zu theuer; sie müssen

¹⁾ „Il est rare que le bacalau au moment où il est consommé n'ait pas subi un commencement de putréfaction“ — so bezeichnet ORGEAS den Stockfisch, der in Franz. Guayana den Soldaten und Sträflingen verabreicht wird.

²⁾ Bei gutem Appetit genügt eine grosse Blechbüchse kaum den Ansprüchen dreier Mägen für eine Mahlzeit.

sich daher mit den in den Kolonien erzeugten Dram, Tafia, Rum u. w. begnügen, deren andauernder Genuss auch die stärkste Gesundheit bald untergräbt.

Wenn diese Leute nun sterben, so ist die Schuld ihrer doch nicht dem Klima Guyana's allein zuzuschreiben. Schreiber ds. reiste einmal mit einem jungen, im Busch lebenden Deutschen, der von den ihm plötzlich zu Gebote stehenden Vorräthen in so ausgiebiger Weise Gebrauch machte, dass er allein, abgesehen von ungezählten Swizzles⁶, einigen Gläsern Champagner, Rothwein u. s. w. an einem Tage 16 Flaschen Exportbier trank. Wahrscheinlich ist derselbe heute auch dem Klima erlegen.⁷

Ich kann diese Bemerkungen nicht besser abschliessen, wie mit den Worten eines alten Schotten, der mir vor langen Jahren in irgend einem Tiebennest der afrikanisch-portugiesischen Ostdüste einmal sagte: „Erst saufen sich hier die Menschen zu Tode, und dann behaupten sie, sie seien an den Folgen des Klimas gestorben.“

Bevor wir nun zu der eingeborenen, oder der zwar eingewanderten, aber seit vielen Generationen angesessenen farbigen Bevölkerung von Guyana, zumal der von Surinam übergehen, möchte ich noch einige Worte über gewisse Vertreter nichtamerikanischer Völker und Rassen vorausschicken, denen man in ganz Guyana auf Schritt und Tritt begegnet; die weder im Lande geboren sind, noch als Einwanderer bezeichnet werden können, die aber hier erwähnt werden müssen, weil sie dem Beobachter des dortigen Vorkommengesels, wenn auch nur als fluktuierende Bestandtheile desselben, sofort ins Auge fallen.

Es sind dies zunächst Italiener, Malteser und syrische, nach ihrer Aussage vielfach jerusalemer Juden, welche die weite Reise nach Südamerika nicht scheuen, um in den Hafenstädten einen anscheinend ganz eintraglichen Haußhandel mit Korallenketten, allerhand unechten Schmuckstücken, bunten Heiligenbildern, Rosenkranzen, Zigarrenspitzen und sonstigem levantinisch-italienischen Schnickschack zu treiben. Ihre Kundschaft setzt sich vorwiegend aus den römisch-katholischen Portugiesen und Negern zusammen; aber auch die Indianer des Innern kaufen diesen Flitter, wenn zwar nicht immer direkt von diesen Importeuren, geradezu massenhaft.

Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, auf den Märkten von Paramaribo, Georgetown oder auf Guadeloupe und Martinique in dem Gewimmel von schwarzen, braunen und gelben Marktweibern, Chinesen und Ostindern, plötzlich auf einen mit Halsketten und Perlchnüren jeder Art belasteten Haußirer zu stoßen, der seine Ware in unverfälschtem süditalienischen oder malteser Dialekt anpreist.

Diese Leute sind einfach bedürfnisslos; mit Frau und unzähligen Kindern schlafen sie meist im Freien in irgend einem Winkel. Geht der Mann seinem Geschäft nach, so setzt sich die Frau an eine Strassenecke und bittelt; die Kinder unterhalten sich ebenfalls durch Betteln oder spielen, bzw. raufen sich mit Neger-, Chinesen- und Kulisprösslingen.

In Georgetown klagten diese Leute über schlechte Geschäfte; nicht so in Surinam. Auf dem Markt in Paramaribo traf ich einmal an einem Tage 5 dieser weltenbummeln den Händler, die anscheinend ganz zufrieden mit ihrem Loos waren.

Ob sie in ihre Heimat zurückkehren, ob sie draussen sterben — chi lo sa?

Einen merkwürdigen Menschen, den ich auf dem Oberen Surinam kennen lernte,

— 6 „Swizzle“ ist das im Westindien beliebteste, dem amerikanischen „cocktail“ ähnl. Getränk, ein Gemisch von Eis, Zucker, Bittern und möglichst viel Cointreau, das kurz vor dem Gießen — zum Siften — gequirlt wird; daher den Name.

7 L. A. f. E. Bd. V. Suppl. Joesi.

mochte ich hier noch erwähnen: Er nannte sich JOHN DENN und war der einzige, in Afrika geborene Neger, der freiwillig vor ungefähr 20 Jahren nach Guayana ausgewandert war. Von seiner Heimath wusste er gar nichts mehr, er erinnerte sich nur in Accra das Schiff, das ihn nach Guayana brachte, bestiegen zu haben. Die Geschichte seiner Erlebnisse und Schicksale in der Kolonie war nicht uninteressant. Zuerst Händler, kleiner Plantagenbesitzer, dann Prospektor, Goldgrubeninhaber, sogar Mitgründer einer Gesellschaft, die einen regelmässigen Dampfer-Verkehr, wenn auch in ganz kleinen Booten, zwischen der Hauptstadt und den im Innern liegenden Placers und Plantagen einleitete, war er als Sozius eines reichen Juden allmälig ein wohlhabender, ja reicher Mann geworden. Da kam er auf den unglückseligen Gedanken, eine hübsche Surinamer „Kreolin“ zu heirathen, die wenn auch nicht ganz weiss, so doch bedeutend „heller“ war wie er selbst. Diese Dame brachte es im Verein mit ihrer Familie und sonstigen Sippe in wenigen Jahren fertig, das ganze Vermögen JOHN DENN's bis auf den letzten baaren Heller zu verplempern. DENN, ein herzensguter Kerl, liess sich von Negern, Juden und Christen gleichmässig bestehlen und betrügen, so dass seine ganze Habe heute nur noch aus einem kleinen, von Bananen und Mangobäumen beschatteten Häuslein, seiner schöneren Hälften, einigen Kindern (die dem Vater merkwürdig wenig ähnlich sehen) und einigen Placers tief drinnen im Urwald besteht. Aus Kummer und Weltschmerz hatte sich der biedere Afrikaner inzwischen dem „Sutl“ ergeben. Er reist jetzt, ohne Rücksicht auf trockene oder Regenzeit zu nehmen, alle paar Monate nach seinem Placer, arbeitet dort wie ein gewöhnlicher Neger, bis er für 1.2000 Gulden Gold ausgewaschen hat und kehrt dann nach Paramaribo zurück, um von dem Erlös wieder eine kurze Zeit den früheren Grand seigneur zu spielen. Dabei ist der Aerinste furchtbar eifersüchtig, eine Eigenschaft, die ihm das Dasein im Busch doppelt traurig erscheinen lässt. Auch hier muss die Branntweinflasche als Trösterin dienen.

Als ich Ende März 1890 den Oberen Surinam befuhr, sah ich eines Nachmittags an Bord unseres kleinen Dampfers ein merkwürdiges Bild vor mir: zu meiner Rechten schlief ein junger, betrunkener Europäer: auf der Pritsche ihm gegenüber schnarchte JOHN DENN, ebenfalls bewusstlos. Zwischen beiden hockten der „Capitain“ und noch ein Beamter des unbeschreiblich schmutzigen Boots, stierten Blicke damit beschäftigt, die Genever- und Speisevorräthe des Afrikaners aus dessen Blechkoffer zu stehlen und zu verschlingen. Oben auf dem Dach der Kabine lagen laut- und bewegungslos zwei Chinesen in todähnlichem Opiumschlaf!¹⁾

Europa's, Afrika's, Asia's und Amerika's Vertreter — Alle betrunken oder bewusstlos! — Armes Guayana! Was wird dein „Klima“ heute wieder nicht Alles verschulden! —

Ganz eigenthümliche Typen, bei denen der Ethnograph anfangs gar nicht weiss, wie und wo er sie unterbringen soll, trifft man in Surinam und Demerára: Sonnenverbrannte Leute mit arabischen, südeuropäischen oder auch unverkennbar malayischen Gesichtern, die wie die Neger gekleidet sind, dabei aber viel fleissiger wie letztere arbeiten und sich anscheinend überall des grössten Wohlwollens von Seiten ihrer Arbeitgeber erfreuen. Die Sprache — Französisch — in der diese Leute angeredet werden, löst uns das Rätsel: es sind aus Cayenne entwichene Sträflinge, Franzosen, Algerier, Berber, Annamiten u. s. w. Die Zahl der aus Französisch Guayana flüchtenden Deportirten beträgt

¹⁾ Die Chinesen sind übrigens ebenso dem Branntwein, wie dem Opium ergeben. Ich darf wohl, ohne indiskret zu sein, erwähnen, dass mir ein Chines, Wong, ein wohlhabender Mann aus Paramaribo, einst sagte: „Me very sick, always drunk“.

mindestens mehrere Hundert jährlich. Von einem Transport von 150 Straflingen, den ich am Maroni ausschiffen sah, entwichen am ersten Tage deren 6; nach einer Zeitungsnotiz entflohen am 6. Nov. 1890 150 Rezidivisten aus der Strafanstalt St. Jean. Die überwiegende Mehrzahl dieser thorichten Flüchtlinge geht im Urwald durch Hunger, Elend und Fieber zu Grunde. Viele ertrinken bei dem Versuch, den Maroni zu durchschwimmen; ebensoviele werden von den Buschnegern todtgeschlagen oder von den Europäern erschossen. Die französischen Beamten regen sich denn auch über diese Entweichungen nicht im Geringsten auf; dieselben, die man natürlich nicht an die grosse Glocke hängt, kommen zuweilen ganz gelegen; hat man doch immer lieber hundert Straflinge mehr in den Listen und Büchern, wie deren wirklich vorhanden sind. Sapienti sat. Kehren die Flüchtlinge, halb verhungert und von allerhand Gethier zerfressen und zerstochen aus dem Urwald reuig in die Strafanstalt zurück, ein Fall der sehr häufig vorkommt, so erhalten sie zur Abkühlung zwei schwere Ketten, die an eisernen Ringen um die Hütten und Fußgelenke befestigt werden. Wiederholen sie den Fluchtversuch mit demselben Erfolg, so werden sie aus Verschönen irgendwo erschossen. Gefühlsmenschen sind die immerhin verantwortlichen „Surveillants“ gerade nicht.

Gelingt es aber gewitzigteren Straflingen, ein Boot zu stehlen oder mit Hilfe von leeren Petroleum-Blechkästen den Maroni zu passieren und durch einen der unzähligen Creeks eine Plantage in Surinam oder irgend ein Schiff zu erreichen, das sie nach Demerara bringt, so sind sie geborgen³⁾.

Man liebt die Franzosen, weil sie gewandt und zu Allem zu gebrauchen sind; die mohammedanischen Nordafrikaner, weil sie nüchtern, still und fleissig; die Annamiten, weil sie eifrig und geschickte Obst- und Gemüsegärtner, nebenbei tüchtige Fischer sind. Ich habe über diese Leute nie klagen hören; mit den Negern, die viel zu trug und denktlos sind, um in denselben Konkurrenten zu sehn, vertragen sie sich ganz gut und der Arbeitgeber verfügt jederzeit über ein furchtbares Strafmittel, das dem Todesurtheil gleich kommt; er braucht den Flüchtling nur bei irgend einer Behörde zu melden und dessen Auslieferung nach Cayenne zu beantragen. —

Gehen wir jetzt zur eingeborenen farbigen Bevölkerung Guayana's und zwar zunächst zu den Mischlingen von Weissen und Farbigen über.

Diese Mischlinge lassen sich am Besten in zwei Klassen theilen: in die, welche sich europäisch, und in die, welche sich nach Landessitte kleiden.

Hierbei ist nun weniger Ueberlieferung und Sitte, oder gar der grossere oder geringere Prozentsatz farbigen Blutes in den Adern der Betreffenden, sondern vor Allem die Geldfrage, zuweilen auch die soziale Stellung, entscheidend.

Ich habe die in unzählige Maß gewaschene bunte Fahnchen nach europäischer Art gekleideten Kinder der niederen, nur schlecht bezahlten Beamten u. s. w. oft beobachtet, wenn sie Morgens in schlecht gestopften Strümpfen, in Stiefeletten, die entweder zu eng oder zu weit, deren einst hohe Absätze aber ausnahmslos schief getreten waren, zur Schule pilgerten. Wie viel natürlicher und gesunder sahen dagegen die meist auch noch nicht dem Kindesalter entwachsenen Neger- oder Kulinädchen aus, die dem „Großen-Frauen“ die Schultücher oder Schiefertafel nachtrugen, deren freie Bewegungen aber weder durch

³⁾ An anderer Stelle wird Vett näher auf diese Verhältnisse eingehen. Nach den Verträgen müssen diese Flüchtlinge wieder an Frankreich ausgeliefert werden; das geschieht aber nur in den seidensten Fällen.

S inziehbaren, unpraktische Hütte, noch gar durch Schuhe und Strümpfe gehindert waren.

Das Leben dieser Half-castes, deren einziger Stolz darin besteht, sich fälschlich „Creolen“¹⁾ zu nennen, ist meist ein sehr erbärmliches. Auf ihrem Tisch erscheinen täglich, Morgens, Mittags und Abends Bananen, roh, gebacken, geröstet, gekocht oder gestampft in Form des beliebten „atomtom“: Stockfisch und zuweilen Speck, dagegen nur sehr selten frisches Fleisch oder Geflügel. Verachtet von den Weissen (zumal in Demerara und Westindien), dabei selbst die Neger verachtend, ihre Väter oder Mütter verläugnend, führen sie ein trauriges Dasein. Naher auf diese Verhältnisse einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit. Man kann diese Leute, die nichts anderes verschuldet haben, als dass sie, meist gegen den Wunsch ihrer Eltern, zur Welt gekommen sind, nur bedauern.

Auch diese Mischlinge werden der grösseren Mehrheit nach in der zweiten Generation wieder dunkler wie ihre Eltern. Wir können einen analogen Vorgang bei uns beobachten. Bei Heirathen zwischen Christen und Juden werden die Kinder mehr oder minder (meist aber ersteres) den jüdischen Typus beibehalten. Heirathen solche Kinder nun wieder jüdische Mischlinge, so werden die Enkel und Urenkel bald wieder zu reinen Juden. Von einem Aufgehen der Juden in die arische Rasse kann eben so wenig die Rede sein, wie von einer Verschmelzung der Neger mit den Weissen. Das Blut der Neger und Juden geht nicht in dem der Europäer und Christen auf, sondern die Nachkommen werden wieder Neger oder Juden. Der Neger ist schwarz, der Europäer weiss. Ebensowenig wie es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus jemals einen schwarzen Europäer oder einen weissen Neger geben wird, ebenso wenig werden wir jemals von semitischen Ariern oder von arischen Juden reden können. Der Neger bleibt schwarz — der Jude, gleichviel ob seit Generationen getauft, geadelt, gegraft u. s. w. — Jude.

So werden auch die Enkel oder Urenkel der besprochenen half-castes, selbst wenn sie zuweilen direkt oder indirekt, also durch Vermischung mit Weissen oder Mulatten, frisches europäisches Blut in sich aufnehmen, abgesehen von gelegentlichen Rückfällen, zum Schluss wieder sämmtlich zu Negern. Die Beweise hierfür finden wir heute zumal auf Haiti. —

Wollte ich nun auf eine, wenn auch nur oberflächliche, Schilderung der Sitten und Gebräuche, der Trachten und Anschauungen der Neger Guayana's eingehen, so würde diese Skizze den Umfang eines Buchs erreichen, ohne dass dem Leser, der sich schon mit diesem Stoff beschäftigt hat, gerade viel Neues geboten würde.

Ich will mich darum nur kurz über die Negerbevölkerung von Surinam äussern.

Da mir der Werth anthropologischer Schädel- u. dgl. Messungen, sofern dieselben nicht von verschiedenen geschulten Beobachtern an vielen Tausenden von Individuen ausgeführt werden, fraglich erscheint, so werde ich mich auf die Sprache und einige Aensserlichkeiten beschränken.

Weder im Englischen, Holländischen oder Französischen Guayana bildet Englisch, Holländisch oder Französisch die Landessprache, d. h. die Sprache, deren sich die Eingeborenen — abgesehen von den Indianern, die hier nicht berücksichtigt werden können — unter einander

¹⁾ Unter „Creolen“ hat man bekanntlich nur die in den Kolonien geborenen weissen Kinder europäischer Einwanderer zu verstehen.

bedienen, noch die, in welcher der Europäer mit den Einheimischen verkehrt. Englisch und Französisch wird zwar in Demerara und Cayenne nicht nur von den Negern, sondern auch von Indianern, Kulis und Buschmännern vielfach verstanden und oft mit ganz richtiger, die Eigenart der Sprache (z. B. die Nasallante, das Singen beim Sprechen) nahtlos übereinstimmender Aussprache gesprochen, in Surinam dagegen sprechen und verstehen nur Neger, welche Schulbildung genossen haben, Holländisch. Am Maroni kann ich bei den Buschmännern des französischen Ufers ganz gut mit Französisch durch, wenngleich mehrfach falsch angebrachte „oui“ oder „non“ es merken liessen, dass die Leute den Sinn meiner Worte mehr errtheiten, wie verstanden: von den holländischen Buschmännern sprach und verstand kein einziger Holländisch.

In Französisch Guayana und den in französischem Besitz verbliebenen westindischen Inseln hat sich das sogenannte Creolen-Französisch gebildet, das aber jetzt nach Aufhebung der Sklaverei wiederum dem reinen Französisch zu weichen beginnt. Dies „Creole“ (oder vielmehr „Quedé“) ist sehr schwer zu erlernen. Wer versteht z. B. folgende Redensart: „C'est bon khé crabe qui lacanse y pa ni tête“, zumal wenn dieselbe beritsch ausgesprochen wird?⁴⁾

Auf den Englischen ebenso wie auf den Dänischen Westindischen Inseln entstand während deren Glanzperiode das ganz merkwürdige „Papamento“, das mit den Sklaven nach der Küste des Festlandes wanderte, indes hier nie festen Fuss fasste. Heute reden die Engländer in Guayana mit den Indischen Kulis Hindustanisch oder Tamgi und geben sich nicht die Mühe, auch noch die westindische Sprache des freien Negers zu erlernen, wodurch dieser wiederum gezwungen wird, seine englischen Sprachkenntnisse zu erweitern. Das Ergebniss dieser Anstrengung ist nun ein ungemein komisches „Englisch“, wie folgende Beispiele (Sprüchwörter) beweisen mögen:

„If fool no day, cunning man no lib“ (Wenn es keine Dummköpfe gäbe, könnten die Schluüberger nicht leben); „Puss dead, ratta tek him kinmek bag“ (Wenn die Katze tot ist, machen die Ratten einen Sack aus ihrem Fell); „When dainty lady lib well him tek pin to eat peas“ (Ganz vornehme Damen essen Erbsen mit der Stecknadel). –

Ebenso eigenthümlich wie „Papamento“ ist die Sprache der Surinamer, das sogenannte „Taki-taki“ (von engl. „talk“) oder „Ningretongo“ („Neger-Zunge“) „Neger-Englisch“. Die Grundlage des Taki-taki bildet das von den Negersklaven zur Zeit, als auch das heutige Surinam unter englischer Herrschaft stand, erlernte Englisch, das mit einer Unzahl portugiesischer, holländischer, deutscher und einigen wenigen afrikanischen Brocken versetzt ist. Dieses merkwürdige Sprachengemengsel ist von den Herrnhuter Missionaren, die seit langen Jahren in Surinam ansässig sind und dort wohlverdientes hohes Ansehen geniessen, zur Schriftsprache erhoben worden. Taki-taki ist die Surinam'sche Landessprache; es ist auch die einzige Sprache, welche die Buschmänner heute reden und verstehen.

Die Herrnhuter haben das N. Testament und die Psalmen in Taki-taki übersetzt („In ijin testament vo wi masra²⁾ en helpman Jesus Kristus manga³⁾ da buku vo dem psalm“

⁴⁾ „C'est le bon coeur du crabe qui est la cause qu'il n'a pas de tête“, ungefähr: „Man kann es nicht weit, wenn man sich Alles gefallen lässt“.

²⁾ „masra“ = „muster“.

³⁾ „manga“ = „und“ ist eines der wenigen afrikanischen Wörter, welche die Neger besitzen haben.

vo David¹⁾), eine Neger-Englische Grammatik²⁾, ein Wörterbuch³⁾, sowie viele kleinere Schriften herausgegeben; sie predigen und beten in dieser Sprache, und wenn die Negerkinder in den Schulen der Herrnhuter Holländisch lernen, so wird ihnen diese, wie jede andere frende Sprache, vermittelst Taki-taki beigebracht.

Dies Negerenglisch ist durchaus nicht leicht zu erlernen oder zu verstehen.

Bei „verstehen“ denke ich gar nicht etwa an die Möglichkeit, dem Gespräche zweier oder mehrerer Neger oder gar Negerinnen folgen zu können, sondern an die Schwierigkeit, auch nur den Sinn einiger geschriebenen Worte zu erfassen, trotzdem man weiß, dass dieselben entweder englisch, holländisch oder deutsch sein müssen. Das für die Negerzunge zugeschnittene Deutsch wurde durch die Herrnhuter eingeführt, die bei ihren Übersetzungen entweder gezwungen waren, auch die abstraktesten Begriffe in irgend einen, dem Neger verständlichen banalen Ausdruck zu übertragen, oder aber dafür ein deutsches bzw. holländisches Wort einzuführen. Ich erinnere mich, längere Zeit sinnend vor der kleinen Herrnhuter Kapelle in dem ebenso reizend, wie ungesund am Oberen Surinam gelegenen Bergendaal gestanden zu haben, mich vergeblich bemühend, die Bedeutung der oberhalb der Thür in grossen Buchstaben angemalten Inschrift zu verstehen: „Come olo ini mi hoso“⁴⁾. Redensarten wie: „Aprisima miu grun bifò a repi“⁵⁾ oder „Wan nefi de koti brede a kau koti neki tu“⁶⁾, die einfach deutsch oder englisch, wenn auch in ganz eigenthümlicher Art für die Neger zugestutzt sind, klingen, bevor man ihren Sinn erfasst hat, gelinde gesagt, doch entschieden wie Volapük⁷⁾.

Ich kann es darum einem französischen Reisenden, der vor Kurzem die Surinamer Buschneger am Oberen Maroni besuchte, und dessen schöne oder praktische Händenknöpfchen anscheinend vielfach Bewunderung hervorriefen, nicht Uebel nehmen, wenn er, von der Voraussetzung ausgehend, dass diese Schwarzen irgend einen afrikanischen, oder wenigstens amerikanischen Dialekt sprachen, erstaunt ausruft „Welch merkwürdige Sprache die Leute hier reden!“: ils appellent mes boutons de chemise“ — „hempi knopu“!

Unmöglich ist es, einem Neger in Guayana den Unterschied von R und L beizubringen; er hört ihn wohl, er kann auch beide Konsonanten ganz gut aussprechen, dennoch aber verwechselt er sie, man kann sagen, systematisch. Wir störten einmal vor dem Postamt in Paramaribo eine ausserordentlich grosse und schöne Schlange im Mittagschlaf; das prächtige Thier flüchtete durch einen Graben in den gegenüber gelegenen Garten des Gouverneurs. „Wie heisst die Schlange?“ frugen wir. „Leditere“ lautete die Antwort der Neger, die uns

¹⁾ London 1888. Bible Society. ²⁾ Bautzen, 1854.

³⁾ ed. WÜLSELÄGEL. Lobau 1856.

⁴⁾ „Kommt Alle in mein Haus“ (engl.: Come all into my house).

⁵⁾ Deutsch: „Eine Apfelsine muss grün (sein) bevor sie reif ist“.

⁶⁾ Engl.: „One knife that cuts bread, that can cut neck too“. (Ein Messer, das Brod schneidet, kann auch einen Hals abschneiden).

⁷⁾ Vielleicht interessirt den Leser noch die Übersetzung des vierten Gebots in Negerenglisch: „Ju (du) mi respeki ju tata en matua, vo (dannit) ju finni (endigest) bun (gut), en vo ju lieb langa na grantapo (Welt, Erden)“.

Eine grosse Sammlung negerenglischer Spruchwörter findet sich in dem Prachtwerk des Prinzen ROLAND BOZAFARIE: „Les Habitants de Surinam“, Paris 1884. —

Die Namen der beiden oben erwähnten Arten des Spanischen Pfeffers in Negerenglisch sind für die Sprache und für die Neger überhaupt so charakteristisch, dass ich mir nicht versagen kann, dieselben hier anzuführen:

Die grossen, glänzend rothen, sabelformigen Schoten des Capsicum heissen „*Dagu* (Hund) *Pipi*“; die kleinen, dunklen, wenige Centimeter langen Früchte: „*Rata* (Ratten) *Caca*“.

versicherten, dass das grosse Reptil Menschen durchaus ungefährlich sei. Was bedeutet „Leditere“? Muss das Wort vielleicht „Lady Tere“ geschrieben werden? Wer war Sir oder Lord Tere?

Von Kenneru der Landessprache erfahren wir bald, dass diese Schlange „Rothschwanz“, englisch „Red-tail“ hieß, deren Anfangs- und Endbuchstaben von den Negern in gewohnter Weise verwechselt werden; hieße die Schlange auf Englisch „Red-tail“ so würden die Neger sie sicher „redi tele“ nennen; jedem Endkonsonanten eines Fremdworts wird gern irgend ein Vokal angehangt.

Ein Freund von uns, Herr Blau, wurde von den Negern fortwährend „Mijnheer Brrat“ genannt; ein Herr Reys, der, um der Gefahr zu entgehen, stets als „Herr Laus“ angeredet zu werden, seinen Namen selbst mit einem „L“ als „Lays“ aussprach, hatte die Genugthuung, denselben immer richtig als Mijnheer „Reys“ aus dem Munde der Neger zu vernehmen.

Zum Schluss möchte ich noch die üblichen Namen der Sonn- und Wochentage in Negerenglisch anführen, weil dieselben von einigen Reisenden nicht richtig verstanden worden sind. So schreibt einer der letztern: „die Surinamer Neger, auch die Buschnegern gebrauchen 14 verschiedene Bezeichnungen für die 7 Tage der Woche, davon sind 7 männlich, 7 weiblich“. Das ist nun nicht richtig; die Sache hängt folgendermassen zusammen:

Die importirten Sklaven befriedeten sich rasch mit der christlichen Zeitrechnung nach Wochen und Monaten, da sie an den Sonntagen für ihre Herren nicht zu arbeiten brachteten, sondern an denselben ihre eigenen Kostgärten und Felder besorgen durften. Sie lebten sich also in den christlichen Kalender ein. Wie nun in Europa die Katholiken ihre Kinder auf den Namen des oder der Kalenderheiligen, an deren jährlich wiederkehrendem Tage sie zur Welt gekommen sind, zu taufen pflegen, so benannten die Sklaven ihre Sprösslinge nach dem betreffenden Tage der Woche. Für diese mussten dann naturgemäss zwei Namen, ein männlicher und ein weiblicher Taufname erfunden oder festgesetzt werden, gerade so wie bei den Katholiken an jedem Tage des Jahrs ein Heiliger und eine Heilige ihren „Namenstag“ feiern.

Diese Wörter oder Namen wählten sich die Neger aus ihren heimathlichen afrikanischen Sprachen oder Dialekten, und zwar dieselben, mit denen auch heute diejenigen Neger der Westküste Afrika's, welche unter mohammedanischem oder christlichem Einfluss stehen, oder die überhaupt mit Europäern in Berührung kommen, die sieben Tage der Woche bezeichnen.

Die Namen dieser Tage, ebenso also die der an den betreffenden Tagen Geborenen, lauten bei den Negern und Buschnegern Surinams wie folgt:

	Männlich.	Weiblich.
Sonntag	Kwasi.	Kwasiba.
Montag	Kodjo.	Adjuba.
Dienstag	Kwamina (Kwamino).	Abeniba ¹⁾ .
Mittwoch	Kwaku.	Akuba.
Donnerstag	Jao (Jam).	Jaba.
Freitag	Kofi.	Atiba.
Sonnabend	Kwami, (Kwamina, Akado).	Amiba.

¹⁾ „Abeniba“ bei Prinz BONAPARTE ist wohl ein Druckfehler.

Von den Mahrischen Brüdern, den Herrnhuter Missionaren wurden nachstehende Bezeichnungen für die Wochentage eingeführt:

Sondei, Mundei, Tu-dei-wroko (Zweiter Arbeitstag)
Dri-dei-wroko, Fo-dei-wroko, Vrijdag, Satra.

Auf diese Namen wird aber Niemand getauft; bei der Taufe erhalten Kinder und Erwachsene europäisch-christliche Namen.

Die obigen Bezeichnungen sind nun zweifellos afrikanischen Ursprungs; den Beweis für diese Behauptung verdaue ich Herrn Dr. STAUDINGER. In dem Werk von A. B. ELLIS: „The *Tshi*¹⁾ - Speaking Peoples of the Gold Coast of West Africa“ sind S. 219 die an der Westküste Afrika's üblichen männlichen und weiblichen Bezeichnungen für die Tage der moslemischen oder christlichen Woche angegeben, nach welchen die Kinder benannt werden. Dieselben lauten:

	Mannlich.	Weiblich.
Sonntag	Kwasi.	Akwasiba, (Akosua, Aysi).
Montag	Kwadjo.	Adua.
Dienstag	Kwabina (Kobin).	Abena (Araba).
Mittwoch	Kwaku.	Ekua.
Donnerstag	Yow (engl.) (Kwow, Akkar).	Jaba (Aba, Ajaba).
Freitag	Kwofi.	Effumor (Yah).
Sonnabend	Kwami (Kwamina).	Amma (Amemiminima).

Über die Bedeutung dieser Worte und über den Grund, warum man die Tage und nach ihnen die Kinder so benennt, bin ich heute nicht in der Lage, Zuverlässiges mitzutheilen.

Ausser diesen (immer natürlich abgesehen von den christlich-europäischen) Namen sind aber noch eine Menge anderer Eigennamen, darunter ganz merkwürdige, im Gebrauch — hiervon später. —

Wenn ich jetzt zu einer kurzen Besprechung der Tracht der Farbigen Guayana's übergehe, so möchte ich mich auch hierbei vorzugsweise auf die der Surinam-Neger bzw. Negerinnen und Mulattinnen beschränken, nicht weil dieselbe die schönste, sondern weil sie entschieden die originellste ist.

Während die farbigen Frauen und Mädchen der niederen Klassen in Franz. Guayana, in der eigenartigen Weise der westindischen Inselkreolinen sich oft recht geschmackvoll, dabei aber ebenso geschickt wie anscheinend unbewusst, ihre Reize mehr zeigend, wie verborgend, kleiden, zeigen die derselben Klasse angehörigen Bewohnerinnen von Demerára, ebenso wie die zahlreichen dort lebenden Barbados-Negerinnen viel mehr das Bestreben, ihre wenn auch noch so bescheidene Toilette nach europäischem Geschmack zuzuschneiden. Das farbige Mädchen in Cayenne geht barfuss, es umwindet den Kopf mit einem grellbunten Tuch und hüllt seinen oft sehr schön gewachsenen Körper, abgesehen von einem gestickten, weit ausgeschnittenen Hemde, in einen meist rothen, jedenfalls aber bunten

¹⁾ *Tshi* = Aschanti.

Kattunrock, der wie ein malayischer Sarong dicht unterhalb des Hüten durch einen Knoten zusammengehalten ist. Die Negerinnen in Demerara tragen, wenn irgend möglich, Schuhie oder auch Männerstiefel, mit oder ohne Strümpfe, wobei es doch mehr schmutzige Röcke mit Volums besetzt, eben solche Jacken, darunter leider kein echter Schmuck, sowie irgend einen weiblichen oder männlichen Stroh- bzw. Fazhut. Ein Sonnenschirm ist für sie wertvoller wie ein Hemd oder Taschentuch; der einzige Zigarettenstummel oder die kurze Thompdote ziert das Negermaulchen.

Ganz anders dagegen die Negerinnen und Mulattinen in Surinam. Die Tracht derselben ist entschieden eine der merkwürdigsten in der ganzen Welt. Ohne aufzugeben auf Einzelheiten einzugehen, kann man sie vielleicht folgendermassen beschreiben:

Eine kokette Negerin schlingt zuerst ein buntes, kaum bis zu den Knieen reichendes Stück Kattun um die Hüften. Es ist dies „apantje“ (vom portug. „apanho“), eine Erinnerung an die Sklavenzeit, von der die jetzigen Trägerinnen allerdings keine Ahnung mehr haben. Nur mit diesem Panno bekleidet kamen ihre Gross- oder Urigrossmütter von Westafrika nach der Küste Guayana's, und bis auf den heutigen Tag ist das Panno das einzige Kleidungsstück der Buschnegerinnen geblieben¹).

Dem Panno folgen ein nicht sehr hoch reichendes Hemd, und diesem ein, zwei oder, je nach der Jahreszeit oder den Vermögensverhältnissen, gar drei sehr starr gestärkte Unterrocke. Dieselben müssen kreisrund vom Körper abstehen. Über diesen jetzt schon ganz eigenthümlichen Bau wird nun ein Kattun-Rock in den grässten, verrücktesten Farben und Mustern angelegt, wie er nur der Negerphantasie entsprechen kann. Der Oberkörper huscht dann mit aller Vorsicht, um ja Nichts zu zerknittern, in eine weite, ebenso wie der Rock Pappdeckel-gleich gestärkte Jacke, von deren Rückseite zwei steife apantje² weisse Bänder, die aber nie zum Zubinden der Jacke benutzt werden, herunterhängen bzw. abstehen. Der Kopf wird durch ein buntes, um die Schläfen geschlungenes, oft mit Spatzen garniertes, starr gestärktes Kattuntuch geschnürt, dessen Anbau den Haaren oder deren Freindinen stundenlange Mühe und Arbeit verursacht. In letzterer Kunst leisten die Surinamerinnen oft geradezu Erstaunliches.

Das Schwerste kommt aber erst jetzt.

Der Rock, der wie gesagt, so hart wie Pappdeckel gestärkt ist, muss nach den Regeln der Mode mindestens $\frac{1}{2}$ oder 1 Meter länger sein, wie es die Figur der betreffenden Neger-schönheit nach europäischen Begriffen — eine Schlepppe eingeschlossen — verlinzen würde. Dieser Rock wird nun vorne und rund um die Hüften emporgezogen; man bildet einen rings um die Taille laufenden, weit abstehenden Wulst, der durch ein ebenfalls starres buntes Tuch so um die Hüften befestigt wird, dass der hintere Zipfel des Letzteren sich gerade mit der Mittellinie der Rückseite deckt.

In dieses Hüttentuch wird dann ein riesiges buntfarbiges, gestärktes, Taschentuch eingeklemmt; hochlegante Damen hüllen ihre Schultern bei festlichen Gelegenheiten ausserdem noch in ganz starr abstehende, zu Dreiecken gefaltete und gebügelte Kattuntücher, die bis zur Hülte reichen; dann endlich ist die Toilette fertig.

Ich habe viel Merkwürdiges in der Welt gesehen, nie aber solch eine verkehrt

¹ Ähnliches fand ich an der afrikanischen Ostküste. Als es mir in Mayumba nach vielen Müllen gelang in Zuorden glückte, eine junge Negerin zu veranlassen, sich zu entkleiden, und sie im Naturstaat zu photographieren, bemerkte ich zu meiner Überraschung, dass sie unter ihrem wenig achtlos bekleideten portugiesisch-afrikanischen Bekleidung den echt afrikanischen Perischutz verhüten hatten.

² L. A. f. E. Bd. V. Suppl. Jor. 81.

Tracht¹⁾. Der untere Durchmesser der steif abstehenden Bekleidung beträgt vielleicht zwei, der obere ein Meter.

Die Arme werden vom Körper abgestreckt, weil die geringste Bewegung den schönen Stärke- und Kattunkörper zerstören könnte; dennoch sind die so steifen Trägerinnen dieses sonderlichen Kostüms die vergnügtesten und für jeden kleinen Scherz dankbarsten Geschöpfe.

Einen noch viel komischeren Eindruck wie die Frauen und erwachsenen Mädchen machen die Kinder. In ihren weissen, ringsum weit abstehenden Kattunkleidchen, barfuss, mit riesigem Kopfputz, anscheinend ernst, und auf das Aengstlichste darauf bedacht, ihr schönes Kleid nicht zu zerknittern, bieten sie wirklich ein herzlich und dabei herzig drolliges Bild. Dieser allgemeine Eindruck wird noch erhöht, wenn die dusky beauties irgend einen Gegenstand auf dem Kopf tragen, da sie dann auch gezwungen sind, letzteren und den Hals steif und still zu halten. Sie erinnern so vollkommen an Marionetten. Neger und Negerinnen tragen irgendwelche Gegenstände ausschliesslich auf dem Kopf, nicht etwa nur Körbe, Wasserkrüge oder Bananenbündel, sondern auch ihren Regenschirm, eine kleine Arzneitlasche, selbst ein Ei. —

Früher, zur Zeit der Sklaverei, mussten sämtliche Negerkinder allabendlich bei Sonnenuntergang unter Leitung einer alten Wärterin, der sogenannten „Creolen-Mama“ in Reih und Glied vor der Plantage antreten. Der Besitzer oder dessen Vertreter fragt dann: „Na, seid Ihr satt? Habt Ihr genug zu essen bekommen?“ Die einstimmige Antwort musste lauten: „Ja, Maser“ („Master“) wobei die sämtlichen, selbstverständlich nackten, Kinder im Takt dreimal mit der Rechten sich auf den von „Toontom,“ (gestampften gekochten Bananen), rindgewölbten Bauch klatschten. Mit den Worten „dann geht schlafen“ wurde die junge Bande entlassen, wobei die Mädchen ihren „Knix“, die Buben den „Kratzfuss“ auszuführen hatten.

Der Knix, diese gefällige Art des Grüssens und Dankens, die heute noch in Europa Sitte ist, hat sich auch bei den Negerinnen in Surinam, ebenso wie z. B. in den portugiesisch-afrikanischen Kolonien erhalten; den Kratzfuss fand ich nur noch in Surinam. Zumal ältere Neger, die ihren Dank aussprechen wollten, kratzten mit dem linken Fuss nach hinten über den Boden und schlugen sich dabei mit der flachen rechten Hand ins Genick.²⁾

Um noch einmal auf das Kopftuch der Negerinnen zurück zu kommen, so haben die verschiedenen Farben und die Arten, in denen dasselbe gestärkt, gebunden und getragen wird, jede ihre besondere Bedeutung, auf die wir aber nicht näher eingehen können. Bei Begräbnissen und zum Zeichen tiefer Trauer erscheinen Mädchen und Frauen ganz in Weiss gekleidet; das weisse Kopftuch wird einfach und flach um den Kopf gewunden, so dass die Ohren ganz oder theilweise verdeckt sind. Aus der Art, wie solch ein Kopftuch geschlungen wird, kann der Kenner sehen, ob die Betreffende ihren Vater, Gatten, Bruder, Sohn usw. betrauert. Auch bei den Streitigkeiten, die bei den zungenfertigen und strammen Negerinnen sehr leicht in Handgreiflichkeiten übergehen, spielt das Kopftuch eine Rolle; zum Zeichen der Herausforderung wird dasselbe herumgedreht, so dass die sonst im Nacken prangende Schleife über die Stirn emporragt. Dann saust allerdings meist auch sofort von der anderen Seite eine Ohrfeige herüber. Ich hatte oft von dem

¹⁾ Vgl. die Photographien 1, u. 3. auf Tafel V.

²⁾ Dieser Kratzfuss wird wohl eine Relikte des früheren Niederknieens oder der afrikanischen Sitte sein, sich vor einem Hohenen auf den Boden zu werfen.

Feuertor meiner Wohnung aus Gelegenheit, solche tragischen Kämpfe in Eile de Mar, Asuur zu beobachten, bei denen stets ein Lärm und Gekreisch entwickelt wurde, dass an Ruhe oder Arbeit nicht zu denken war. Da zanken sich vielleicht erst zwei Mädchen über irgend etwas; über den Werth ihres gemeinschaftlichen Anbeters, oder um eine gefallene Frucht, oder wegen eines entflohenen Papagays. Gleich wird sich eine Coronation mitfühlenden Seelen um sie versammeln — es zieht in Paramaribo ungemein viele Menschen, die Nichts zu thun haben, — die sich sofort mit lauter Stimme und heftigen Bewegungen an der Debatte betheiligen und eine der beiden Parteien begünstigen. Mit dem wachsenden Kreis der Zuhörer nimmt auch die Aufregung der beiden Vorkämpferinnen zu. Da fliegen Liebenswürdigkeiten hin und her, deren Wiedergabe einfach unmöglich ist; selbst der gute Ruf der Urgrossmutter wird nicht geschont; bei jedem Wortmeister, der gesessen, bricht die Versammlung in lautes Gebrüll aus, alle klatschen in die Hände und tanzen wie besessen herum. Die erregte und dabei bleiche Negerin (Neger können ebenso erbleichen und erröthen, wie Weisser sieht sich stolz und wüthend, halb lachend, halb weinend, im Kreise um, als wollte sie sagen: „Der habe ich es aber gegeben!“ Da ändert sich das Bild. Langsame Stille tritt ein. Eine der Gegnerinnen hat ihr Kopftuch umgedreht! Wie zwei Kampfhähne, wie zwei um ihre Jungen kämpfenden Tigerinnen stehen die beiden Streitenden einander gegenüber. Dann ein Schrei! Klatsch! Klatsch! Kurzes Handgefecht, furchtbarer Lärm, und zur Rechten und zur Linken sieht man eine weinende, mit den Händen in der Luft herumfuchtelnde, die ihr widerfahrene Unbill laut zu Himmel verkündende, streitbare Maid von ihren Freundinnen vom Kampfplatz mit Gewalt oder durch Zureden nach Hause geleitet.

Damit ist die Sache aber noch lange nicht erledigt. Auch die Zuschauerinnen sind inzwischen warm geworden; Parteien haben sich gebildet, obwohl Niemand weiß, um was es sich bei dem Krakehl überhaupt handelt; man wiederholt die getätigten Äusserungen; man wird persönlich, heftig, wüthend, und binnen wenigen Minuten wird unter zellendem Geschrei wieder ein Kopftuch umgedreht und wiederum Einzelgefecht zu Fuss geht. So kann es stundenlang fortgehen, bis irgend ein Negerpolizist der Sache dadurch ein Ende macht, dass er die ganze Gesellschaft mit einigen wohlmeinenden Fußtritten aus einander treibt.

Diese schwarzen Polizisten sind mit einer beträchtlichen Menge praktischen Hinters versehen.

Ich beobachtete einmal mehrere schwarze Strassenjungen, die mit vieler Eifer und Erfolg dem Sport oblagen, halbreife Mangos mit Steinen von den hohen Baumkronen des Kirchplatzes in Paramaribo herabzuwerfen. Solch frevelhaftes Vergehen ist durch mehrere Gesetze und Polizeiverordnungs-Paragraphen streng verboten. Ein weiterer Zeuge des Vorgangs war ein schwarzer Polizist, der der Sache weiter keine Aufmerksamkeit zu schenken schien. Sammtliche Neger besitzen ein ausserordentliches Geschick im Werfen; sie treffen die kleinsten Gegenstände auf grosse Entfernung mit beinahe unfehlbarer Sicherheit. Ich habe das oft beobachtet. So hatten auch meine Strassenjungen in wenigen Minuten eine beträchtliche Menge der leckeren Früchte erobert und schickten sich eben an, ihren Kump in Sicherheit zu bringen, als die schwarze Hand des Verhängnisses, die diesmal dem Polizisten angehörte, sie — ich hatte beinahe gesagt am Kragen, einen solchen besaßen sie aber nicht — an den Ohren ergriff, um die laut um Gnade und Erbarmen Flehenden scheinbar nach dem Gefängniss abzulöhren. Der Mann war aber nicht unerbittlich. Er

k-miszirte die gestohlenen Früchte, hockte nach Negerart nieder, und liess dann, während die jugendlichen Diebe schleunigst das Weite suchten, die süßen Corpora delicti mit der grossten Seelenruhe in sein unergründliches Innere verschwinden. —

Die Neger in Guayana, lieben es ebenso wie alle Neger in der Welt, sich mit Bekannten, die ihnen auf der Strasse begegnen, weiter zu unterhalten, auch wenn dieselben längst an ihnen vorübergegangen sind, ohne sich dabei umzudrehen. Dem Europäer fällt diese Sitte aber immer wieder aufs Neue auf, wenn er z. B. einen Neger auf der Strasse trifft, der mit einem unsichtbaren Wesen eine laute, anscheinend ungemein lustige Unterhaltung führt. Man ist im Anfang stets geneigt, solchen Menschen für verrückt oder betrunken zu halten, besonders, wenn derselbe, wahrscheinlich nach irgend einem guten Witz, plötzlich stehen bleibt, sich den Bauch hält und in ein Gelächter ausbricht, wie es nur dem Neger zur Verfügung steht. 30 Schritte hinter unserm Individuum, aber in entgegengesetzter Richtung wandernd, werden wir dann einen zweiten Neger in ganz derselben Stellung und Stimmung entdecken. Beide unterhalten sich kostlich, ohne sich dabei anzusehen. —

Auch die grosse Liebhaberei für Musik, zumal für Trommeln, theilen die Surinamer Neger mit ihren übrigen schwarzen Brüthern und Schwestern. Wenn in Paramaribo eine kleine Abtheilung Soldaten mit einem einzigen Trommler an der Spitze durch die Strassen marschierte, tanzten sicher ein Dutzend erwachsener Negerinnen mit derselben Hingabe und Freude vor dem „Musikanten“ her, wie etwa bei uns kleine Kinder beim Aufziehen der Hauptwache oder ähnlichen Gelegenheiten. —

Reinlich sind die zivilisirten Neger in Guayana durchaus nicht. In Georgetown-Demerára suchen die Engländer durch öffentliche Gratis-Bäder die Leute an körperliche Reinlichkeit zu gewöhnen: in Surinam bekümmert sich die Regierung hierum, wie um so manches Andere, gar nicht. In dem sonst recht gut eingerichteten, dicht, wenn auch ziemlich hoch, am Surinamfluss gelegenen Fort Zelandia in Paramaribo, das zugleich als Kaserne und Gefängniß dient, war weder den Straflingen, noch den Soldaten irgend eine Gelegenheit geboten, in dem herrlichen Strom zu baden. Wollte sich ein Soldat diesen, der Regierung anscheinend unverständlichen Genuss oben im Fort verschaffen, so musste er sich selbst das Wasser in Eimern aus dem Fluss holen (die Straflinge zu dieser Arbeit zu verwenden, war den Offizieren nicht gestattet) und konnte sich dann in einem schmutzigen Verschlag das Wasser über den Kopf gießen. —

Das sogenannte Badezimmer unseres Hotels in Paramaribo erinnerte mehr an Alles Andere, wie an eine Badestube. Das Wasser musste sich einen Abfluss suchen, wo es ihn fand; Nägel zum Aufhängen von Kleidungsstücken befanden sich nicht an den Wänden, desto mehr zu unbekannten Zwecken auf dem Fussboden.

Der, der holländischen Kolonialregierung gehörige Dampfer „Curaçao“, welcher uns von Demerára nach Paramaribo brachte, war das schmutzigste und verkommenste Schiff, das ich je betreten, und das will Viel sagen. Gewisse Oertlichkeiten, ganz abgesehen von einem Bade, waren theils nicht vorhanden, theils in unbeschreiblichem Zustande: es fehlte an Lein-, Tisch- und Handtüchern, dabei war der Passagepreis lächerlich hoch; die Surinamer aber konnten nicht genug die Vorzüge ihres „Curaçao“ preisen, auf dem man sich so recht comfortable im Gegensatz zu den englischen Schiffen fühlte.

Man kann also auch von den Negern nicht verlangen, dass sie reinlicher sind wie ihre früheren Herren. Nur auf den Glanz und die Pflege ihrer Zähne legen sie hohen Werth. Hier, wie in Brasilien, oder New Orleans, oder Moçambique, oder Dakar, kaut beinahe

jeder Neger und jede Negerin einen Stengel am Orangenholz, mit dem an der zersetzten Ende die prächtvollen Zahne unanthonthlich poliert werden.

Bezeichnend für die Harmlosigkeit oder Beschränktheit der Neger ist folgende kleine Geschichte, welche mir der Aufseher einer Goldgrube im Surinam erzählte. Der Pacer lag in einem von hohen Bergen umgebenen Thal; die Arbeitszeit dauerte vertragsmässig von Sonnenaufgang bis Untergang (mit einer längeren Mittagspause). In den Tropen entspricht dies ungefähr unserer Zeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Als nun in den erwähnten Thal die Sonne gegen 4 Uhr hinter den Bergen und damit gleichzeitig hinter dem Negerhorizont verschwand, legten die schwarzen Arbeiter ihre Werkzeuge nieder und kehrten vergnügt über den kurzen Tag in ihre Hütten zurück. Den energischen Widerspruch des Aufsehers betrachteten sie als einen schweren Eingriff in ihre verbrieften Rechte.¹

Im persönlichen Verkehr unterhalten sich die Neger in der ihnen eigenen lebhaften, karmenden Weise. Es ist unmöglich, hier alle Handbewegungen, das Winken, Kopfschütteln, Begrüssen, Abschiednehmen, Drohen, das Schelten und Schimpfen nach und in den verschiedenen spanischen, englischen, holländischen, französischen, portugiesisch-guayanischen Neger-sitten und Dialekten anzuführen. Als spezifisch surinamisch fiel mir Folgendes auf:

Als Zeichen der Überraschung, des Erstaunens und dgl. stoßen die Neger ebenso wie die Buschmeger ein kurzes, tiefes „Oh!“ aus, das, ganz im Gegensatz zu unserm europäischen gedehnten „Oh!“, ebenso ausgestimmt wird wie etwa das arabische „Ain!“

Um einen missliebigen Menschen anzufahren, einen Hund zu verjagen oder überhaupt Ärger n. dgl. durch einen Laut ohne weitere Worte auszudrücken, wird ein scharfes, tiefes, etwas gedehntes „Juh!“ (negerengl. „Joo“ = „Du“) gebraucht. Der Laut, dessen Bedeutung etwa unserm: „Scheer dich zum Teufel oder -!“ entspricht, ist, trotzdem man ihn auf Schritt und Tritt hört, sehr schwer nachzunehmen.

Will eine Negerin ihre Verachtung ausdrücken, oder etwa einen zudringlichen Liebhaber abweisen, oder eine Nebenbuhlerin ärgern, so sieht sie ihm oder sie von den Füssen bis in die Augen mit einem herausfordernden Blick, der auch etwas verliebt sein kann, an und stösst einen merkwürdigen Zischlaut aus, der dadurch hervorgebracht wird, dass man die Zunge an den rechten oder linken Eckzahn ansaugt und dann langsam wieder zurückzieht. Die betreffende Stelle der Oberlippe wird dabei emporgezogen, so wie es bissige – und auch spielende Hunde thun. Der Laut entspricht dem Zischen der Schlangen; meist ist er aber nicht so böse gemeint.

Die Mulatten, beinahe ausschliesslich Mischlinge von Weissen und Negerinnen brachten hier nicht weiter erwähnt zu werden. Die Männer, meist Söhne jüdischer Vater, sind unangenehme, mit den Fehlern und Sünden ihrer Vorfahren vaters- und mütterseitseits reichlich belastete Gesellen. Irgend welche Rolle, etwa eine politische, wie auf dem unglückseligen Haiti--San-Domingo, spielen dieselben in Guayana nirgendwo. Erst in jüngster Zeit haben in der Stadt Cayenne einige Mulatten, welche beträchtliche Vermögen

¹ Mir fiel hierbei eine Stelle aus KENNAN, „Zeltleben in Sibirien“ ein, wo derselbe S. 227 schreibt: „Wenn die sibirischen Einwohner gezwungen sind, die ganze Nacht zu reisen, pflegen sie kurz vor Sonnenaufgang Halt zu machen, um ihren Hunden einen Erholungsschlaf zu gestatten. Sie füttern, wenn ein Hund einschläft, während es noch dunkel ist und nach einer Stunde im Sonnenchein aufwacht, bis er sich erholt, er habe eine volle Nachtruhe genossen und laufe dann den ganzen Tag, ohne an Ermüdung zu denken.“

in den Gießfeldern verdient haben, versucht, sich an die Spitze einer gewissen Bewegung zu setzen, die auf Haïti einst ihre blutigen Orgien feierte, und die sich auch auf den französischen westindischen Inseln zu regen beginnt, deren Wahlspruch man in die Worte zusammenfassen kann: „Cayenne pour les Cayennais,” d. h. für die Mulatten. Dieselben werden wohl demnächst auch verlangen, einen, natürlich schwarzen, Abgeordneten in die Deputirtenkammer nach Paris zu entsenden, wo Franz. Guayana bis heute noch nicht vertreten ist. Ueber diese Bewegung sind kürzlich interessante Arbeiten aus berufenen französischen Federn veröffentlicht worden. Während meines Aufenthalts in Surinam erregte es grosses und berechtigtes Aufsehen, dass der Gouverneur von Französisch Guayana, GRENVILLE-RÉAUMUR, der seinen holländischen Kollegen in Paramaribo besuchte, ein auf Guadeloupe geborener Farbiger war.

Die Mulattinnen Surinams unterscheiden sich auserlich wenig von den Negerinnen; sie sind meist hübscher, eitler, und besser gekleidet, wie letztere. Jede Mulattin lässt sich auf beide Wangen, da, wo europäische Damen einst ihre Schönheitsplästerchen trugen, einen kleinen, runden, blauschwarzen Fleck tätowiren. Alle geben sich ungeheure Mühe, ihr immerhin noch widerspenstiges, krauses Haar mit Hülle von Brenneisen und Kokosnusspomade in eine, der europäischen oder wenigstens westindischen, Mode entsprechende Haartracht einzuzwängen. Reizend als Kinder und heranblühende Jungfrauen, werden sie früh alt und fett.

In Demerára (ebenso auf Barbados), kleiden sich die Mulatten mit Vorliebe nach europäischer Weise. Ich wohnte in Georgetown als Zuschauer der Hochzeit einer „coloured lady“, mit eben solchem „gentleman“ bei, zu welcher alle Freunde und Verwandte, ganz gegen die sonstige englische Sitte, bei hellem Tage in Abendtoilette erschienen waren: Die schwarzbraune Braut in weissem Atlas mit Schleier und Myrthenkranz, hinter ihr die etwas vorzeitig das Licht der Welt erblickt habenden Töchterlein, ungefähr 5 Stück, darunter ein recht hübscher und schon sehr entwickelter café-au-lait-farbiger Backfisch in hellblauer Seide. Letzterem war leider einer der ungewohnten Strümpfe bis auf die Knöchel herabgefallen, so dass der Unschuldsgel in seinem kurzen Kleidchen den Eindruck machte, als habe er ein braunes und ein blaues Bein. Der Gatte, frisch vom modernsten Frack-Verleih-Institut eingekleidet, mit prähistorischem Zylinderhut, eine grosse Blume im Knopfloch; dahinter die Gäste, Alle in „full dress“. Die Vorliebe der Farbigen für grelle, schreiende Farben ist bekannt; man muss aber eine Mulattenhochzeit gesehen haben, um zu verstehen, warum europäische Fabrikanten manche Seidenstoffe, wie etwa knallgelb mit tiefgrünen Zeichnungen, oder hellgrüne mit dunkelblauen Blumenmustern, die wir auf Ausstellungen sehen können, überhaupt anfertigen.

Wie viel angenehmer berührt da unser Auge die, wenn auch für uns komische, so doch originelle Surinamsche Kattuntracht! —

Die seltenen Mischlinge von Negerin und Indianerinnen (andere dürfte es wohl kaum geben), die in Surinam „Karbügers“, in Franz. Guayana „Cabouges“, in Demerára „Kobungru“ genannt werden, sind noch viel widerwärtiger wie die Mulatten¹⁾. Auch der Kapitän des oben erwähnten erbärmlichen surinam'schen Küstendampfers „Curaçao“, war trotz seines schönen holländischen Namens VAN WILDEN, ein Karbuger, vielleicht hatte er auch nebenbei noch jüdisches Blut in seinen Adern. Er war ein würdiger Vertreter

¹⁾ Die dritte Person (vom rechten Flügel gerechnet), hinter dem Kinde, auf Nr. 4 Tafel VII ist eine Karbugerin.

seiner Rasse; wusste er, der seit Jahren ausschliesslich zwischen Georgetown und Paramaribo hin und her dampfte, doch nicht einmal die Entfernung zwischen beiden Hafen in Meilen anzugeben. Der merkwürdige Name „Kabouter“ stammt wohl von dem portugiesischen „Cabeço“, unter dem man in Brasilien jeden zivilisierten Indianer versteht; während nach Dr. Emissarien in Goyaz auch die wilden Eingeborenen so bezeichnet werden. „Cabeço“ heisst nach Wörterbuch ²⁾ „kupferfarbig“. Vielleicht durfte aber umgekehrt die Bedeutung „kupferfarbig“ für „cabeço“ auf irgend ein amerikanische Wort zurückzuführen sein.

Was nun die Negerbevölkerung Surinams, also die nicht mit den Buschnegern zu verwechselnden Nachkommen der emanzipirten früheren Sklaven im Allgemeinen betrifft, so theilt man dieselbe wohl am Besten in die im, oder dicht bei Paramaribo wohnenden Neger und in die ausserhalb der Hauptstadt, als Arbeiter auf den Plantagen oder Goldwaschen lebenden, ein. Die grössere Mehrzahl der Ersteren haben kleine Hütten und Grundbesitzer oder solche, die auf einem, oft nur wenige Quadratmeter grossen, gepachteten, Grundstück eine kleine Hütte bewohnen und von dem Ertrage ihrer Pflanzenbäume, Mangos, Kassavepflanzen u. s. w. ihr Dasein fristen.

Dank der gütigen Mutter Natur, liefern in jenem herrlichen Lande diese wenigen Räume und Ständen, Früchte und Knollen in solch reichlichem Maasse, dass die Neger sich nicht nur von denselben ernähren, sondern immer noch soviel von dem Ertrag ihres Gartchens oder Gütchens auf dem Markt verkaufen können, um für den Erlös die anderen notthasten Lebensmittel, etwas Stockfisch, Speck und selbst Luxusartikel wie Syrup oder Tabak, zu erstehen. Der Neger ist eben der bedürfnissloseste Mensch, so lange er sich die Mittel zu einer einigermassen würdigen Existenz durch Arbeit oder gar regelmässige Arbeit, zu welcher er heute nicht mehr gezwungen werden kann, erst verdienen soll. Die Leute leben einfach „aus der Hand in den Mund“. Verhungern kann in diesen glücklichen Tropenregionen so leicht Niemand; eben so arm, wie der Säugling geboren wird, stirbt der Greis, zufrieden, wenn er wenigstens einmal täglich sein Leben hindurch seinen Magen mit Bananen vollgestopft hat. Wird die Noth wirklich gross, so entschliesst sich der Mumm, oder sein Sohn oder die Frau oder Tochter dazu, einmal einen oder auch vielleicht zwei Tage zu arbeiten. Sie verdienen dann ohne viele Mühe soviel, um die sechs übrigen Tage wieder nach Herzenslust kauflaufen zu können. Naher kann auf diese Verhältnisse, die sich ja genau so in anderen tropischen Ländern, wie in Brasilien, auf Cuba, in den Südstaaten der Union usw. wiederfinden, hier nicht eingegangen werden. Es sind die unausbleiblichen Folgen der Sklavenbefreiung, gegen die es nur ein Mittel giebt, — die Rückkehr zum Arbeitsschwanz.

Diesen Druck übt England in Demerara indirekt schon seit langer Zeit auf seine Neger durch eine Kopfsteuer aus, die baar erlegt werden muss, und die den Neger erbarmungslos zwinge, zu arbeiten. Bezahlt er seine Steuer nicht, so wird er eingesperrt; als Gefangener muss er tüchtig arbeiten und bekommt dabei wenig Essen und viele Prügel. Weniger Erfolg hatten mit einem ähnlichen Versuch die Holländer in Surinam. Auch sie führten eine Kopfsteuer und zwar eine ziemlich hohe ein: 6 Gulden pro Kopf der männlichen, 3 der weiblichen Negerbevölkerung. Die Reaktion war aber eine unerwartete:

²⁾ Diccionario portatil p. 81.

es fiel den Negern gar nicht ein, diese Steuer zu bezahlen. Als man sie erst auf gütlichem Wege mittelst gedruckter Zahlungsauforderungen an ihre Ehrenpflicht als holländische Kolonialbürger erinnerte, lachten sie die Steuerbeamten aus und als die Regierung Ernst zu machen schien und mit Pfändung und sonstigen Gewaltmassregeln drohte, da roteten sich die Neger zusammen und schickten die Gerichtsvollzieher mit blutigen Köpfen nach Hause. Der Gouverneur entsandte ein Bataillon Soldaten nach dem Distrikt, in welchem die grösste Aufregung herrschte (nach dem Para), aber das Bataillon kehrte nach Paramaribo zurück, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, aber auch ohne dass ein einziger Neger seine Steuer bezahlt hatte. Und siehe, die Herren Neger folgten dem tapfern Bataillon auf den Fersen in hellen Haufen nach der Hauptstadt, pfiffen die Soldaten und Offiziere, sogar den kolonialen Finanzminister und den Gouverneur ans, warfen zahlreiche Fensterscheiben ein und nachdem sie mehrere Tage lang die weisse Bevölkerung Paramaribo's „terrorisirt“, mit der schwarzen „fraternisirt“ und überhaupt recht wild und negerpöbelhaft „demonstriert“ hatten, kehrten sie befriedigt wieder in ihre Heimath zurück — aber Kopfsteuer hatte keiner von ihnen bezahlt. So geschehen im Jahre 1890.

In der Stadt selbst wird die Steuer wohl theilweise erlegt, obgleich im Stadthaus Tausende von Mahnzetteln an allen Wänden hingen, deren Adressat „unbekannt“ oder „nicht zu finden“ war.

Um sich der Arbeit, zu welcher sie die Kopfsteuer zwingt, zu entziehen, laufen Hunderte von Negern in den Urwald oder auf die Goldfelder; als A. X. verschwinden sie, und als B. Y. erscheinen sie plötzlich wieder auf der Bildfläche — wer kann das in dem strassen-, weg- und pfadlosen Surinam kontrolliren, trotz der zahllosen, Papier und Tinte in erstaunlichen Mengen verbrauchenden „Ambtenaren“?

Wird solch ein Missethäter nun wirklich einmal gefasst, so kerkert man ihn in das surinamsche hochmuthpeinliche Staatsgefängniss, im Volksmunde „das beste Hotel von Paramaribo“ genannt, ein. Hier, im schon erwähnten Fort Zelandia führt der arme Gefangene drei Tage lang ein herrliches Dasein: die Verpflegung ist ausgezeichnet und sehr reichlich;¹⁾ die Luft wegen der ausserordentlich dicken Wände kühl und frisch; kein Moskito stört den Schlummer; die Lagerstätte ist sauber und insektenfrei wie das ganze „Hotel“. An Gesellschaft mangelt es nicht; vielleicht entwickelt sich auch eine kleine Flirtation mit einer Leidensgenossin; auf jeden Fall wird gescherzt und gelacht, geraucht, gespielt, sogar gelegentlich etwas gekneipt, kurz man lebt einfach im Negerparadies.

Und die Zwangsarbeit? — Ja, die hätte ich beinahe vergessen! Man begegnet in Paramaribo vielfach kleineren Trupps von Negern, die, langsam durch die Strassen bummelnd, in lauter Unterhaltung die letzten Neuigkeiten besprechen. Die Leute tragen einen Besen, eine Schaufel oder irgend ein anderes Garteninstrument, mit dem sie gelegentlich ein Blatt aus dem Wege kehren, den Rasen glätten, die Strasse ebnen und dergleichen. Das sind die zu dreitägiger Zwangsarbeit verurtheilten renitenten Steuerzahler, die man von den übrigen Negern nur dadurch als solche unterscheiden kann, dass sie von irgend einem verkommenen Negersoldaten oder einem holländischen oder deutschen uniformirten Alkoholisten als einer Art Ehrenwache auf ihren Spaziergängen begleitet werden. —

1) Ich spreche aus Erfahrung, wenn auch nicht als Gefangener.

Kehren wir aber wieder zu den, ihre Pflichten als Stadtsburger loyal erfüllenden, Negern zurück!

Den Leser, der sich für statistische Mittheilungen interessirt, verweise ich auf den jährlich in Paramaribo der Mohnzeit erscheinenden „Surinamsche Almanach,” sowie auf „The British Guiana Directory,” Georgetown (1894), die eine Menge interessanter Materials enthalten. Hier möchte ich mir nur erlauben, dem Surinamer Almanach v. J. 1890 ein Paar Zahlen zu entnehmen, die sich zwar auf das Jahr 1888 beziehen, die sich aber bis heute kaum wesentlich verschoben haben werden. Die Gesamtbevölkerung Surinams, die 63900 holländischen Soldaten und Matrosen, ebenso die Buschmeger und Indianer, die noch nicht mit einer Volkszählung begnügt worden sind, nicht mitgerechnet, betrug damals ca. 533600 Einwohner. Von diesen waren über 6000 „Alandbouwers,” über 8000 Arbeiter auf den Plantagen und Zuckertabriken, über 4000 im Innern als Holzhacker oder in den Goldgruben beschäftigt, während über 27600 als „zolne Pernt” eingeführt werden! Mehr wie 18000 derselben lebten allein in Paramaribo, dessen Einwohner auf ca. 28000 (27752 im Jahre 1889) angegeben werden.

Ungefähr 1500 Individuen findet man als „Dienstboden” verzeichnet, denen ich einige Zeilen widmen muss.

Ich glaube, man kann dieselben, ohne ihnen Unrecht zu thun, als die „unbrauchbarsten“ der Welt bezeichnen. Ich sage absichtlich „unbrauchbarsten“, nicht etwa „schlechtesten“, denn der Charakter des Negers ist meiner Ansicht nach kein schlechter, der Neger ist natürlich abgesehen von Ausnahmen — kein schlechter Kerl. Er ist nur unsaglich faul, unzuverlässig, bummelig, jeder Verführung zugängig, mit einem Wort ein unerzeugtes und ungezogenes grosses Kind, dem man nicht Vernunft predigen, Begriffe von Ehre oder moralischen Verpflichtungen einrichtern kann, das aber vernünftiger, praktischer Pädagogik, sotern dieselbe durch die Rüte unterstützt wird, durchaus zugänglich ist. Die beste Köchin oder der erprobteste Koch, der etwa damit beschäftigt ist, einen teuren Braten für seine Herrschaft zu bereiten, wird denselben ganz zweitförmig verbrennen und verderben lassen, ihn einfach vergessen, sobald er z. B. draussen Trommelu oder gar Militärmusik hört. Er (oder sie) wird auf die Strasse stürmen, vor Entzücken in die Hände klatschen, laut kreischend herumspringen und tanzen, kurz sich einfach wie ein Besessener benebeln, und dann, wenn die Musik hinter der nächsten Ecke verklingen ist, mit dem halb betrunken, halb seeligen Gefühl etwa eines Jagdmunds der von einer, auf eigene Rechnung unternommenen Hasenjagd, abgehetzt aber doch hoch vergnügt, seines Verbrechens und der verdienten Prügel wohlbewusst, zu seinem Herrn zurückkehrt, sich wieder in seine Küche vertügeln. Der Braten ist für ewig verdorben. Man glaube nun nicht, dass der männliche oder weibliche Koch sich über diesen Vorfall aufregen, denselben seiner Herrschaft melden, oder gar für einen neuen Braten sorgen würde, fällt ihm gar nicht ein. Er wird der weiteren Entwicklung der Dinge mit der grössten Seelenruhe entgegensehen. Die Herrschaft hat vielleicht Gäste, etwa S. Exzellenz den Gouverneur oder einen ihr empfohlenen Fremden mit einem zarten Hinweis auf irgend eine kulinarische Überraschung eingeladen — das ist dem Koch vollkommen gleichgültig. Der Hausdiener wird die Suppe auftragen, dann noch ein Paar Gerichte, bis Alles erwartungsvoll dem köstlichen Braten entzweit ist. Es entsteht eine Pause von 5—10—12 Minuten. Die Haushfrau wird unruhig, der Hausherr nervös; den Guesten wird die Spannung peinlich. Endlich tragt der Wirth den steif dastehenden schwarzen Diener, der natürlich ganz genau weiß, was in der Küche

v. getaufen ist: „Wo bleibt der wilde Truthahn?“ Der Diener verschwindet, um nach wenigen Augenblicken mit der Meldung zurückzukehren: „Kein Truthahn heute Abend, Herr?“ „Wieso? Warum nicht?“ Der Diener wird wieder verschwinden und wieder mit derselben stoischen Ruhe melden: „Braten ist verbraucht, Herr“. Wir wollen diese Scene nicht weiter ausführen. Meist endet sie damit, dass der Koch ein Paar wohlverdiente Ohrfeigen erhält, die zwar dem Hausherrn weder Freude machen, noch ihm einen neuen Braten schaffen. Der Koch aber, wenn er ein anständiger Kerl ist, wird seine Strafe entgegennehmen, um Entschuldigung bitten, mehrere Eide schwören und — sich bei der nächsten Gelegenheit genau wieder ebenso benehmen wie heute, oder aber er wird grob, wirft seinem Herrn, ausser unmöglichen Schimpfwörtern, alle möglichen Speisereste und Küchengeräthe an den Kopf, rennt zum nächsten Richter oder Winkeladvokaten und hat dann ganz sicher das Vergnügen, seinen Herrn binnen wenigen Tagen wegen „Misshandlung eines farbigen Dienstboten“ zu einer empfindlichen Geldstrafe verurtheilt zu sehen.

Solch kleine Vorfälle aus dem Zusammenleben von Weissen und Schwarzen verdienen erwähnt zu werden, weil sie bezeichnende Streiflichter auf die heutigen Zustände in früheren Sklavenstaaten im Allgemeinen werten.

Die farbigen Dienstboten sind dabei durchaus nicht billig: ein Gulden täglich mit freier Kost dürfte das Durchschnittsgehalt eines Dieners in Surinam sein, dessen ganze Thätigkeit sich auf das Reinigen der Kleider und Stiefel seines Herrn und Aufwarten bei Tisch beschränkt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass sich die in der holländischen Kolonie lebenden Europäer und Juden nach wenn auch nicht billigeren, so doch arbeitsamern und besser erzogenen Dienern umsehen. Und diese liefert ihnen die benachbarte englische Kolonie Demerara, sowie das nahe gelegene Barbados. Auch hier ist wieder der erziehende Einfluss der Engländer auf die Neger ein ganz unverkennbarer.

Wenn ein moderner englischer Schriftsteller irgendwo¹⁾ sagt: „Unter allen Westindischen Negern ist der von Barbados (Barbadian) zweifellos der unverschämteste,“ so mag er von seinem englischen Standpunkt aus Recht haben: er kennt eben die Surinamer oder gar die Cayenne-Neger nicht. In Surinam freut sich Jedermann, wenn er einen männlichen oder weiblichen Dienstboten aus Barbados besitzt. Der Unterschied zwischen den Leuten ist ein bedeutender: der surinamer Neger ist ein fauler, indolenter, unbrauchbarer, freigewordener Sklave; der Barbadian dagegen ein vielleicht häufig unverschämter, aber meist fleissiger, anstelliger, zuverlässiger Kerl und dabei ein, allerdings schwarzer, Gentleman. Der Surinamer ist und bleibt ein Nigger; der Barbados-Neger fühlt und benimmt sich wie ein Engländer. Nach kurzem Aufenthalt in Guayana wird man die beiden Rassen sofort unterscheiden, denn auch im Aeussern sucht der Neger aus der englischen Kolonie den Engländer nachzunahmen: er wirft sich in die Brust, macht grosse Schritte, schlenkert gravitätisch mit den Armen, kennt anscheinend Niemanden wie seine engeren Landsleute, spricht ausschliesslich Englisch und sieht mit der grenzenlosesten Verachtung auf seine schwarzen Vettern in der fremden Kolonie herab. Dafür arbeitet und leistet er aber auch mindestens das Doppelte wie diese. Ganz dasselbe lässt sich von den weiblichen Dienstboten sagen. Dass Beide sich des gründlichsten Hasses von Seiten der Surinamer erfreuen, braucht wohl nicht betont zu werden. —

¹⁾ J. SCOLE. „Sketches of African and Indian Life in Br. Guiana. 1885.“ Demerara.

Verhältnissmassig zuverlässiger, solider, weniger verbummelt, wie die Stadtneger sind die, meist mit ihren Familien auf den zahlreichen Kakaö-, Zucker-, Kaffee-, Bananen- usw. Plantagen lebenden schwarzen Lind- und Fabrikarbeiter. Es zieht noch immer Neger, die auf derselben Plantage arbeiten — was der Neger „arbeiten“ nennt — auf welcher ihre Väter und Grossväter als Sklaven beschäftigt waren. Allerdings hat auch auf diese Leute die Entdeckung der reichen Goldgruben demoralisirend gewirkt; auch sie suchen sich jetzt jeder regelmässigen Arbeit, trotz geradezu lächerlich hoher Löhne, auf den Plantagen zu entziehen, um im tieberschwangeren Urwald dem trügerischen Phantom „Gold“ nachzupagen. Ihre Unbotmassigkeit, Unverschämtheit und Unzuverlässigkeit nimmt täglich zu, daher der stete Ruf der Plantagenbesitzer nach indischen Kulis. Ich war Zeuge, dass auf einer Plantage die Neger trotz des enormen Gebots von 25 Gulden für eine Woche sich weigerten, mit dem Fallen einer Urwaldparzelle zu beginnen, einfach weil sie keine Lust dazu hatten. Sie „verdammten“ es, wie der Holländer sagt, und wie sie selbst zu bemerken die Gnade hatten. Strenge, oder gar Gewalt, kann der Fabrikbesitzer oder Pflanzer seinen Leuten gegenüber nie walten lassen, sonst laufen sie ihm mitten in der Campagne oder Eindie stummlich davon. Die Neger — ich hebe das nochmals hervor — brauchen ja nicht regelmässig zu arbeiten, um zu leben, und für ihren Arbeitgeber oder dessen Unternehmen haben sie nicht das geringste Interesse. Der kann sehen, wie er zurecht kommt.

Zum Schluss noch einige Worte über die im Innern Surinams, im Urwald, auf den Goldgruben lebenden Neger. Ein Theil derselben setzt sich aus Leuten zusammen, die auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung ein Boot mieten, sich mit Nahrungsmitteln versorgen und nun von der Hauptstadt, oder irgend welcher, an einem der zahllosen, die Kolonie netzförmig durchschneidenden kleineren Flüsse, Creeks und Kanäle gelegenen, Ansiedlung aus stromaufwärts in den Urwald ziehen, um hier zu prospekten und — falls sie glücklich sind, und ihnen Niemand den „Zain“ vor der Nase weggeschnappt — nach Herzenslust nach Gold zu graben. Über die Erfolge dieser Leute kann man nichts Genaues erfahren. Sie arbeiten sehr oft auf fremdem Grund und Boden und das Gold, das ihnen von dunklen Ehremmännern — ich meine hiermit nicht die äussere, sondern innere Schwärze — zu Spottpreisen abgekauft wird, findet nie durch das Zollhaus in Paramaribo seinen Weg ins Ausland.

Weitaus die grösseste Mehrzahl der „Goldneger“, heute wohl ca. 3000, bilden Arbeiter, die sich auf eine bestimmte Zeit bei den Besitzern der verschiedenen Placers, vorwiegend Inden in Paramaribo, zur Arbeit im Urwald verdingen. Meist lassen sie sich für 90 Tage, bei durchschnittlich täglichem Lohn von $4\frac{1}{2}$ Gulden mit treier Kost — Bananen, Stockfisch, Speck, etwas Melasse und Tabak — anwerben und werden in grösseren Trupps auf Kosten der Goldgrubenbesitzer in Booten nach der betreffenden Stelle im „Bosch“¹ befördert. Irgend welche weibliche Wesen in den Urwald mitzunehmen, ist ihnen untersagt; dabei ist die Arbeit auf den Placers eine ausserst anstrengende, schmutzige und ungesunde. Und dennoch laufen die Neger haufen- und schaarenweise von den Pflanzungen weg, verlassen Haus und Heim, ihre Familien und besten Herren, um für weniger Lohn, wie sie an der Küste verdienen könnten, zur harten Arbeit in den finstern, feuchten, tieberschwangeren Urwald zu ziehen! Diese Thatsache scheint ein psychologisches Rätsel, sie lässt sich aber aus dem

¹ „Bosch“ = „Urwald.“ Mit demselben Wort bezeichnet man auch am Meer die Beschneer.

Charakter der Neger erklären; sie allein beweist beinahe, dass der Neger zum Arbeitszwang — wenn man das harte Wort „Sklaverei“ vermeiden will — geboren ist. Der Neger, der sich für seine 90 Tage in den Urwald verdungen hat, kann dort nicht faulzen, er muss arbeiten, sonst bekommt er nichts zu essen und natürlich auch keinen Lohn, für den er sich nebenbei gar nichts kaufen könnte. Er ist auf dem Placer isolirt, ein Gefangener, ein, wenn man sich so ausdrücken darf, freiwilliger Zwangsarbeiter. Er weiss das im Voraus, er weiss aber auch, dass reichlicher Lohn nach Ablauf seiner dreimonatlichen Dienstleistung ihm gewiss ist. Natürlich lässt er sich, bevor er die Reise antritt, einen Vorschuss zahlen; derselbe beträgt meist 25 Gulden. Diese werden schleunigst mit den zahlreichen Freunden und noch viel zahlreicheren Freundinnen verplumpert, dann zieht er los in den Busch und ist am Tage seiner Rückkehr Besitzer eines Kapitals von ca. 100 Gulden. Wie viel besser ist seine Lage, wie z. B. die des europäischen armen Teufels, der, von Werbern für die französische Freudenlegion oder die holländisch-indische Armee verführt, die Paar Gulden, für die er sein Ich, seine Freiheit verkauft, planlos vergeudet, um — wenn überhaupt jemals — nach langen Jahren, gebrochen an Körper und Seele, ohne einen Pfennig wieder in seine Heimath zurückzukehren!

Wie erwähnt, ist das Auswaschen des Alluvialgolds auf den Placers eine mühsame und selbst für einen Neger innerquälende Arbeit — erfährt er selbst doch nie, ob in den Kubikmetern Erde, die er von Sonnenauf- bis Niedergang gegraben, in den „Shuices“ und „Long Tom“ zerstampft, gerührt und ausgewaschen hat, Gold gefunden worden ist oder nicht. Unter strengster Aufsicht, bei strömendem Regen oder glühender Hitze, steht er Tage, Wochen und Monate lang bis zu den Knien oder Hüften im Schlamm und Wasser; wie eine Maschine hat er die ihm obliegende Arbeit auszuführen. Das Wort „Arbeit“ ist bei Negern selbstverständlich immer „cum grano salis“ aufzufassen: Chinesen oder Italiener würden in derselben Zeit ganz Anderes leisten: immerhin ist es eine Arbeit, gegen welche die Beschäftigung auf einer Plantage oder Zuckerfabrik als ein Kinderspiel, ein Zeitvertreib, erscheint.

Nun kommt aber das grosse „Aber!“ Zuckerrohr kann man allerdings bei der Arbeit auf der Zuckerplantage in beliebiger Menge knabbern und auslutschen, aber Gold! — kann man stehlen. Ich will damit nicht gerade behaupten, dass alle Neger ausschliesslich mit der Absicht in die Placers strömen, um dort Gold zu stehlen, aber der Hauptgrund ihrer Vorliebe für dieselben ist doch wohl der, dass man dort, wenn man es geschickt genug anfängt, recht viel Gold stehlen kann. Die Augen des Aufsehers, die lange nicht so scharf sind, wie die des Negers, können nie und nimmer überall sein; die Besitzer der Placers machen sich denn auch gar keine Illusionen darüber, dass ein bedeutender Prozentsatz des Ertrags ihrer Goldgruben in den Händen der Neger bleibt. Eine tägliche körperliche Untersuchung der Neger, so wie ich sie z. B. in den südafrikanischen Diamantgruben beobachtete¹⁾, findet, soviel mir bekannt, niemals statt. Sehr beliebt bei den Negern ist auch das Arbeiten auf eigene Rechnung: Wenn Nachts Aufseher und unzuverlässige Kameraden schlafen, schleicht man sich nach der Stelle, wo gerade gewaschen wird und arbeitet — diesmal aber im vollsten Sinne des Worts — auf Privatkonto. Dann tauchen später an der Küste Gold-nuggets auf, die vorher nie das Auge eines Aufsehers oder Grubenbesitzers erblickt hat.

¹⁾ Vgl. mein „Um Afrika“ Köln 1885, p. 83.

Wenn ich nun schon auf die durchaus angenehme Art und Weise hinwie, in welcher die weissen Aufseher und sonstigen Beamten auf den Placers häufig untergebracht und verpflegt werden, so brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß man die Neger in noch viel unwürdigerer Weise behandelt. Kehren dieselben Abend, nach heutinem Werkzeug in ihre erbarmlichen Quartiere, meist offene Schuppen mit einem sehr selten vorhandenen Dach aus Palmblättern, zurück, so haben sie sich ihre Mahlzeiten aus den ihnen von dem Besitzer des Placers gelieferten Lebensmitteln selbst zu bereiten. Letztere sind vielfach erbarmlich schlecht. Der Neger hat über einen guten Mann und wenn der mitunter etwas vollgestopft ist, so bleibt auch der Neger selbst verzagt, so holt man den oft Neger auf den Placers, wenn der Europäer trotz Moskitos, Fliegen, oder dumpfer Feuerzinker langst in seiner Hungematte Ruhe gesucht hat, aus den Neger-Barraken stürmend, den von einer Harmonika dieser schauderhatten Erfindung unseres oder eines früheren Jahrhunderts begleiteten Gesang der schwarzen Arbeiter herüberschallt.

Krankheiten bleiben natürlich unter den Negern nicht aus; mit der Apotheke des Aufsehers ist es aber immer noch schlechter bestellt, wie mit seiner Sparschammer. Da gibt es neben Chinin nur ein Universalmittel: Blutzinsöl, und das wirkt oft Wunder.

Nach einem morgendlichen Appel meldeten sich während meines Aufenthalts auf einem Placer drei Kranke:

Der Erste klagte lautstöhnend über starke Schmerzen in der rechten Seite. Diagnose des Aufsehers: Katzenjammer. (Der Mann hatte Schnaps eingeschmuggelt.) Recipe: Stündlich einen Esslöffel Rhizinus. Patient erklärte sich nach der ersten Dosis für geheilt.

Nº 2. Brust- und Kopfschmerzen; Reissen in allen Gliedern. Diagnose: Fäulheit. (Der Mann hatte sich verschlafen). Recipe: Dasselbe mit derselben Wirkung.

Patient Nº 3 kam zähneklappernd und zitternd wegen „Fieber“ an. Als auch ihm der verhangnissvolle Löffel drohte, wurde er plötzlich kerngesund, nahm sein Handwerkszeug auf und lief, laut lachend über den misslungenen Scherz, seinen Genossen nach in den Urwald.

Wirklich Kranke werden allwöchentlich in Booten nach dem ausgezeichneten Hospital in Paramaribo geschafft.

Kehrt nun der Neger nach Ablauf der Arbeitszeit, zu welcher er sich verpflichtete, nach der Hauptstadt zurück, so beginnt für ihn, sobald er seinen Lohn und auch den Ellos für etwa unrechtmäßig erworbenes Gold eingestrichen hat, eine, allerdings meist nur kurze Reihe von köstlichen Tagen. Schon bei der Ankunft wird er am Ufer von seinem „Goldendakels“, harrenden Freunden empfangen; im Triumphzug marschiert man nach der nächsten Kneipe, um die Rückkehr bei einem Glas Porter, dem Champagner der Neger, zu feiern. Dann beginnt ein Leben von Saus und Braus. Zuerst wird für die Ausstattung des ausseren Menschen gesorgt; das Töltentenideal des Negers besteht in Lackstiefeln. Diese, dem Negertuss entsprechenden ungeheuren Schuhe werden zu diesem Zweck eigens in Nordamerika angefertigt; sie sind zwar durchaus nicht billig, drücken den Träger, der sie mit oder ohne Strümpfe anzieht, empfindlich, aber er fühlt sich glücklich in ihnen. Dann schenkt er zum Ankauf eines weissen, gestarkten Hemdes mit hohem Halskragen; einer weiten, unten über die Füsse bzw. Lackstiefel glockenförmig auslaufenden weissen Hose; einer dunklen, meist blauen Rocks, eines kecken Strohhuts, eines Spazierstockchens, und einer Palmi-Uhrkette. Für eine Uhr reicht das Geld schon meist nicht mehr aus. So ausgestattet, stolzirt er über Paramaribo's Boulevards, unbekommen und verlegen, aber stolz und glücklich, denn er ist sich seiner Unwiderstehlichkeit bewusst. Und warm genug schlagen ihm die

Herzen der schwarzen Paramaribo-Schönen entgegen, erhält doch die Eine ein neues Kleid, die Andere ein buntes Kopftuch, diese einen hellgrünen Sonnenschirm, jene eine glänzende Korallenkette. Dann wird Tag und Nacht hindurch bei Flöte und Harmonika getanzt, gelacht, geküsst und renommiert. Getrunken wird dabei auch, zuweilen auch ein Gläschen über den Durst, aber die Neger hier sind glücklich veranlagte Naturkinder: sie ziehen die Liebe dem Schnaps, die fleischlichen den „geistigen“ Genüssen vor.

Diese Herrlichkeit dauert nun nicht lange: auf Kredit wird Nichts verabreicht. Nach wenigen Tagen sind die 100 Gulden Alle geworden: ein Kleidungsstück nach dem andern bis herab zu den Lackstiefeln wandert zum Altkäufer zurück und binnen Kurzem — oft innerhalb 24 Stunden! — ist der reiche Goldonkel wieder derselbe arme, halbnackte Nigger, als welcher er vor 3 Monaten nach dem Urwald auszog. Das verdriest aber ein Negergemüth durchaus nicht: der Mann lässt sich wieder für einen Placer anwerben und das alte Spiel beginnt von Neuem. —

Nachdem mehrmals die warmen Herzen der dunklen Surinamerinnen erwähnt wurden, mögen hier einige Worte über Moral oder Sittlichkeit der letzteren Platz finden. Es ist das ein heikles Thema, weil auch in dieser Beziehung die Begriffe der Neger so durchaus verschieden von den unsrigen sind. Ein holländischer Gouverneur soll einmal auf den Vorschlag, die lasterhatten schwarzen Damen Paramaribo's zu kaserniren — dergleichen giebt es draussen nicht — geäussert haben: „Dann brauchen wir nur ein Zelt über die ganze Stadt zu spannen.“

Das klingt vielleicht mehr oder minder geistreich, der Herr hat aber Unrecht. Es muss ein grosser Unterschied gemacht werden zwischen freier Liebe und Prostitution, zwischen käuflicher Preisgebung und geschlechtlicher Zuchtwahl. Die Negerinnen sind sinnlich und verliebt angelegte, leichtsinnige Naturkinder, die in einem oder auch mehreren schwachen Augenblicken sich dem Mann ihrer Wahl hingeben, ohne an die möglichen Folgen zu denken, die aber jeden Mann der ihnen nicht gefiele, ebenso abweisen würden, wie die keuschesten Jungfrau.

Und was bedeuten die Folgen [zärtlicher Stunden in einem Lande, wo es weder als eine Schande gilt (wir reden hier von den Negern) ein uneheliches Kind zu bekommen, noch wo die Ernährung desselben irgend welche Sorgen verursacht? So kann es uns denn nicht überraschen, wenn wir lesen, dass z. B. im Jahre 1889 von 1935 in Surinam geborenen Kindern nur 335 eheliche waren und dass durch 145 Heirathen 129 Kinder legitimirt wurden¹⁾. Die unverheirathete Negerin ist dem Vater ihrer Kinder, mit dem sie zusammen lebt, meist ebenso treu, wie die Europäerin ihrem, durch Standesbeamten und Priester angetrauten Gatten. —

Bevor ich diese Bemerkungen über die Neger Surinam's schliesse, möchte ich mir noch erlauben, meiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen, dass ich es für vollkommen ausgeschlossen halte, dass diese Neger, die Abkömmlinge der vor bald 30 (bzw. 20) Jahren befreiten Sklaven, sich jemals zu brauchbaren und nutzbringenden Arbeitern und Unterthanen entwickeln, wenn die holländische Regierung fortfahren wird, diese prächtige Kolonie weiterhin so zu vernachlässigen, wie es bisher geschehen ist. Die ausserordentlichen Erfolge

¹⁾ Nach dem Gouvernement-Advertentie-Blad vom 8. März 1890. In obigen Zahlen sollen auch die von den indischen Kulis geborenen Kinder aufgeführt sein. Auf Martinique rechnet man ungefähr ein eheliches Kind auf 400 Geburten, in Haiti 1:1000 (MEIGNAN, „Aux Antilles.“ Paris 1882).

der Herrnhuter Missionare sind gewiss anzuerkennen und freilich zu bewundern, aber es wird ihnen, zumal als Deutschen, doch nicht gelingen, die Neger zu arbeitenden oder zu denkenden Menschen zu erziehen, wenn sie, wie bisher, in keiner Weise von der heutändischen Regierung in ihren Bestrebungen unterstützt werden, und wenn das Mutterland sich um diese Kolonie — einst eine Perle seines ganzen Kolonialbesitzes — nicht wie vor so unverzüglich wenig bekümmert. Man sollte den Negern von Seiten des Staates, etwa durch Anlage oder Unterstützung von industriellen Unternehmungen, durch Staatsspenden, durch Bauten von Kanälen und Dämmen, wie in Demerara, Gelegenheit bieten, mit ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen; die Kosten werden sich sicher reichlich rühmen. Will dann der Neger nicht arbeiten, nun so zwinge man ihn dazu; er erntet dann, wenn er will, bzw. muss, das beweisen die westindischen Schwestern. Wenn die allgemeine Versumption — in des Wortes umfassendster eigentlichen und übertragenen Bedeutung — Surinam's so weiter geht, dann können wir es noch erlauben, dass erst eine Republik mit halb jüdischer, halb farbiger Oligarchie sich dort entwickelt, bis eines Tages der emanzipierte Neger, verbündet mit seinem im Urwald lebenden Vetter, dem Buschneger, die ganze Europäische Wirtschaft, Juden und Judengenossen, zum Lande hinausjagt, um auf dem Grabe einstiger europäischer Kultur, das Zerrbild zentralafrikanscher Hauptlingsherrlichkeit und blutigen Fetischismus mit all seinen Grauen und haarschrecklichen Lächerlichkeiten wieder erstehen zu lassen.

Haben denn die Holländer aus der Geschichte Haitii's gar nichts gelernt?

Mene Tekel Upharsin.

Unter allen Rassen, Völkern oder Stämmen von Farbigen, mit denen man im heutigen Guayana in Berührung kommt, sind zweifellos die eigenartigsten, merkwürdigsten und interessantesten, sowohl in ethnologisch-anthropologischer, wie linguistischer, überhaupt in jeder Beziehung, die Buschneger.

Man findet sie nur in Holländisch und Französisch Guayana.

Wie bekannt, sind die Buschneger die vollkommen freien und unabhängigen Nachkommen von früher als Sklaven importirten Afrikanern, die, weit im Innern des Landes hausend, ihre heutige Freiheit und Unabhängigkeit durchaus nicht etwa der Emancipation der Sklaven oder der „Erklärung der Menschenrechte“ verdanken, sondern die sich ihre gegenwärtige Stellung in langjährigen, blutigen Kämpfen erfochten und errungen haben.

Während der endlosen Kriege, die am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts zwischen den Kolonialmächten England, Frankreich, Holland, Spanien und Portugal in Europa sowohl, wie auch in allen, über die ganze Welt zerstreuten Kolonien geführt wurden, blieben auch die damals unermesslich reichen und ergiebigen Küstenländer des nordöstlichen Amerika, unser Guayana, nicht verschont. Auch hier wechselten, je nachdem die Würfel des blutigen Kriegspiels fielen, die Kolonien ihre Herren. Das heutige Demerara war z. B. einst eine holländische Kolonie, Surinam dagegen lange im Besitz der Engländer; Cayenne und Brasilien theilten das Schicksal ihrer Nachbarländer.

Bei diesen Kriegen und Kämpfen, die oft nur mit Überfällen von Seeräubern verglichen werden können, war es nun Sitte, wenn irgend möglich unter Vermeidung von Zusammenstößen mit regelrechten Truppen, die nahe der Meeresküste oder an den, viele Kilometer

breiten, Mündungen der Flüsse gelegenen, Pflanzungen bei Nacht und Nebel zu überraschen; die Hauer und Fabriken, das Zuckerrohr, die Kaffeebäume auf den Feldern, niederzubrennen und zu vernichten; Jeden, der sich zur Wehr setzte, tot zu schlagen, die werthvollen Sklaven dagegen zu schonen, um dieselben gefangen an Bord der Schiffe zu bringen, und später in der eigenen Kolonie, oder irgendwo in Westindien zum besten Preise zu verkaufen. Die Sklaven wurden weggetrieben wie das Vieh, gerade so wie heute der „schmeidige“ Afrika-reisende den Afrikanern nach einem siegreichen Gefecht ihre Kühe und Ochsen wegtribt. Die Plantagenbesitzer gaben darum ihren Negern den Befehl, im Fall eines feindlichen Angriffs sofort in den Urwald, wohin ihnen kein Mensch folgen konnte, sich zurückzuziehen und dort die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Das thaten die Neger; sie thaten aber noch mehr — und darauf hatten ihre Herren nicht gerechnet — sie kehrten nämlich einfach gar nicht wieder auf die Plantagen zurück. Der afrikanische Neger kann sich im Urwald ernähren; er kann sich Bogen und Pfeile zurechtmachen, damit Vögel, Fische und Schildkröten erlegen; er kann sich sein Feuer ohne Streichholz, Brennglas, ohne Stahl und Feuerstein anzünden. — das kann der Europäer nicht; der Neger gräbt nahrhafte Wurzeln aus, klettert nach Früchten auf die höchsten Bäume des Urwalds, er findet verborgene Schildkröteneier und stellt selbst grösseren Thieren erfolgreich mit geschickten Fallen nach — nicht so der Europäer! Der Europäer (z. B. der Flüchtling in Cayenne) verhungert im Urwald.

Die Sklaven, oder wenigstens ein grosser Theil derselben, erschienen also nicht wieder auf den Plantagen. Die Europäer sahen sich darum gezwungen, den Verschwundenen andere Neger nachzusenden, um die Vermissten aufzusuchen und nach der Pflanzung zurück zu geleiten. Aber auch diese kehrten nicht mehr zurück; sie zogen es vor, bei ihren Freunden im Urwald zu bleiben.

Und nun brach jener entsetzliche Krieg zwischen den inzwischen unter einander verbündeten Europäern mit ihren treu(?) gebliebenen Negern gegen die entlaufenen Sklaven los, ein Krieg der von beiden Seiten mit solch schanderhafter Grausamkeit, mit einer raffinirten Bestialität geführt wurde, dass er in der ganzen Weltgeschichte vielleicht einzig dasteht; ein Krieg aber, aus welchem wie ich jetzt schon vorausschicke, die Neger als Sieger hervorgingen. Die Sklavenjagden in Afrika, oder die Negerhetzen in den Süd- und Nordstaaten Amerikas sind einfach harmlos im Vergleich mit jenem Kampf uns Dasein, in den Wäldern Guayanás. Man sehe darüber die einschlägige Literatur nach. Dem Leser stehen vor Grausen geradezu die Haare zu Berge, wenn er z. B. bei STEDMANN¹⁾ — ich möchte sagen — sieht, wie auf dem Paradeplatz in Paramaribo neun Negern, die einen misslungenen Fluchtversuch unternommen hatten, um ihnen die Lust zu weiteren ähnlichen Unternehmungen zu rauben, und zugleich als warnendes Beispiel für Andere, von dem holländischen Militärfürmugus je ein Bein abgeschnitten wird! Fünf von diesen armen Teufeln starben bald nach der Operation; Einer rauchte bis zu seinem Tode, ohne einen Schmerzenslaut ausgestossen zu haben! Für die abgehackte Hand eines getöteten Flüchtlings wurde eine Prämie bezahlt, wie bei uns für die Fänge eines Raubthiers. Selbst die Indianer benutzte man als Bluthunde. Der Missionar C. QUANDT schreibt darüber in seinem sehr lesenswerthen Buche: „Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonder-

¹⁾ JOHN GABRIEL STEDMANN: „Reize naar Surinamen en Guiana.“ Amsterdam 1799 (p. 60) übersetzt aus: „Narrative of a five years expedition against the Revolted Negroes of Surinam, in Guiana, on the Wild Coast of South America 1772—77.“

lich der Arawaken, Warauen und Kariben u.s.w." (Görlitz 1804, auf Seite 51): „Unseren getauften Indianern hatten wir empfohlen, die von ihnen gefundenen (sic!) weggelauteten Neger so viel möglich lebendig zu lassen", weil „für die rechte Hand eines todtten Sklaven 25 Gulden, für einen lebendig Gefangenen dagegen 50 Gulden Belohnung gezahlt wurden!"

Die schanderhaften Quaden, wie sie nur in einem Negerhimmel erdacht werden können, denen vielfach die weissen Frauen und Mädchen von Seiten der entmenschlichten Sklaven unterworfen wurden, können hier nicht einmal angedeutet werden.

Der ganze, in langen Jahren verbissene und aufgespeicherte Hass der Neger gegen ihre weissen Herren, die sie zu regelmässiger Arbeit zwangen, kam hier in derselben plötzlichen Weise zum Ausbruch, wie etwa der allerdings ganzlich anderen Ursachen entsprungene Hass der Indier gegen die Engländer während der „Mutiny", trotzdem die indischen Eingeborenen von den Engländern zweifellos viel besser behandelt wurden, wie von ihren früheren Mahas und andern Radschas.

Auch die Neger führten in ihrer Heimath — man darf sich nicht scheuen, das auszusprechen — als „frei" Afrikaner ein viel erbarmlicheres Dasein, wie als Sklaven in den Kolonien. In steter Todesfurcht vor ihren blutigen Fetischpriestern, ihren blutzerrigen und bluttrunkenen Hauptlingen zitternd, konnten sie sich nur als Objekte, als Stücke Vieh betrachten, die bei irgend einer der ewigen Fehden zwischen den zahllosen Hauptlingen entweder todtgeschlagen oder aber gefangen genommen wurden, um sofort oder später abgeschlachtet, oder an der Küste einem der dort auf die Waare lauernden Europäer als Sklaven verkauft zu werden. Engländer waren es damals beinahe ausschliesslich, die sich mit diesem schmachvollen, aber lohnenden Handel befissten. Mit dem Verbot der Einfuhr frischer Neger, dann mit der Aufhebung der Sklaverei überhaupt, hörte wohl der Export von Schwarzen nach dem amerikanischen Festlande und nach den westindischen Inseln auf, den Sklavenjägden in Afrika aber wurde dadurch kein Ende bereitet; sie blühen heute noch ebenso wie vor hundert Jahren.

Wir müssen uns versagen auf dies Thema hier weiter einzugehen. Könnte man es den Sklavenjägern oder Händlern unmöglich machen, einen Absatz für ihre Waare zu finden, dann würden auch die bisherigen Zustände in Afrika bald aufhören. Wir, und auch die nächsten Generationen, werden das nicht mehr erleben. So lange es Mönchimediner giebt, so lange der Islam irgendwo in den Welt als Staatsreligion bestehen bleibt — und er gewinnt täglich an Anhängern und Glaubigen — so lange wird auch die Sklaverei dauern mit ihren unvermeidlichen, unser angehendes neues Jahrhundert schandenden Gräueln der Sklavenjägden und des Sklavenhandels. —

Ich glaube nicht, dass die Sklaven in Guayana von ihren damaligen holländischen und englischen Herren besonders schlecht behandelt wurden. Warum auch? Ein Sklave war ein sehr werthvoller Gegenstand, dessen Arbeitskraft oder Verkaufswerth durch Zuchtigungen, mangelhafte Ernährung oder dergl. zu vermindern der Besitzer sich wohl gefürchtet haben wird. Ich habe vom Jahre 1874 an ziemlich alle Länder der Erde kennen gelernt, in denen damals Sklaverei bestand oder heute noch besteht — ich muss offen gestehen, dass mir nirgendwo eine ungerechte oder gar grausame Behandlung der Sklaven von Seiten ihrer Besitzer aufgefallen ist.

In Surinam scheinen indess die Juden wegen ihrer Härte und Grausamkeit von den Negern gehasst und gefürchtet worden zu sein. So berichtet der schon erwähnte I. A. L. E. Bd. V. Suppl. Joesr.

A. von SACK¹⁾: „Die Neger hassten zumal die Juden, doch wohl nicht ohne Grund. Den Juden macht man den Vorwurf, dass sie ihre Sklaven sehr grausam züchtigen, auch fürchten die Neger nichts so sehr, als dass man sie zur Strafe für schlechte Aufführung einem Juden verkauft“. Noch scharfer äussert sich STEDMANN (p. XI): „Terwijl intusschen de Surinaamsche Volksplanting van het bloed der Afrikaansche Negers rookt, vind ik mij verplicht naar waarheid op te merken, dat het de Hollanders alleen niet zijn, die daar aan schuldig staan, maar dat meest aan andere volken, en voornamelijk aan de Joden, deze zoo algemeene en helsche barbaarschheid te wijten is.“

Allzu zart ging man mit den Sklaven allerdings wohl nirgendwo um; an eine zarte Behandlung waren dieselben aber auch von Hause aus gar nicht gewöhnt. So pflegte man z. B. lange vor dem Buschnegerkrieg die Neger, die nach einem misslungenen Fluchtversuch wieder eingefangen wurden, (geradeso wie in Nordamerika) zu brandmarken. Diese Strafe war, so hart das Wort auch unsern europäischen Ohren klingen mag, weniger eine körperliche Züchtigung, wie eine Massregel, weitere Desertionen zu verhindern. Der Besitzer wird sie mir ungern verhängt haben, da durch die Marke der Neger als Verkaufsobjekt entwertet wurde²⁾.

Wir denken bei dem Worte „brandmarken“ gleich an die glühenden Eisen und Zangen, mit denen einst in unserm lieben Vaterlande Verbrecher oder Ketzer, Hexen und Juden zu Tode gezwickt und gemartert wurden; da waren die bösen Sklavenbesitzer doch bessere Menschen.

Durch die Güte meines Freundes CABELI, des deutschen Consuls in Paramaribo, bin ich in der Lage, eins der Instrumente, mit denen man in Surinam die Sklaven zeichnete, nebst dem dadurch hervorgebrachten Stigma hier abzubilden. Der obere, in einem Holzgriff befestigte Theil desselben wurde zur Glühbitze gebracht und der Delinquent dann auf dem Oberarm oder der Brust gestempelt. Zu meiner grössten Ueberraschung erwiesen sich die Metalltheile des ca. 17 cmtr. langen Instruments bei einem Versuch, den ich damit auf einer Schinkenschwarze machte, als aus reinem Silber bestehend. Das Monogramm bedeutet A. VAN DER BERGH. Sehr schmerhaft kann die, kaum eine Sekunde dauernde, Operation nicht gewesen sein: die Brandnarben aber waren auf keine Weise, oder höchstens dadurch, dass man das betreffende Hautstück ausschnitt, wieder zu entfernen.



Instrument zum Brandmarken
der Sklaven.

Dass diese Sitte in allen Kolonien herrschte, beweisen nachstehende Zeilen aus MOREAU DE ST. MERY, „Description de la partie Française de Saint-Domingue“ (Philadelphia, 1797 p. 67): „J'oubliai de dire que ce qui distingue le plus le nègre créol (also den in der Kolonie geborenen) de l'Africain (dem importirten Neger) c'est qu'à l'exemple des Colons anglais, les habitants de la Colonie française font étamper sur la poitrine de leur nom ou avec de simples lettres initiales, les Africains; tandis que les autres ne le font que dans les cas

¹⁾ I. c. p. 69 u. 82.

²⁾ Auf Cuba pflegte man zu meiner Zeit den widerspenstigen Sklaven, die geprügelt werden mussten, Säcke auf den Rücken und dessen Verlängerung zu legen, damit die Betreffenden, die man bei der nächsten Gelegenheit los zu werden hoffte, nicht durch etwaige Narben ihre Untauglichkeit verrathen.

extremement rares où l'on voit les humains presque parceque l'usage les excepte. L'étendue de la Colombie, le voisinage d'une Colombie étrangère, tout aura peut-être adopter une précaution qui n'a rien de douloureux".

Was die „Humiliation“ betrifft, so möchte ich sehr bezweifeln, dass der Neger diese Stempeln als eine solche empfinden habe; da könnte man gerade so gut von einer „Demütigung“ reden, die man einem Neger zu Theil werden lässt, wenn man ihn 8 Tage ins Gefängniss sperre — il ne demande pas mieux; und was die Schmerzhaftigkeit des Brandmarkens betrifft, so ist dieselbe ja Null im Vergleich zu den Schmerzen, die der Neger sich in seiner afrikanischer Heimat freiwillig aus Eitelkeit oder weil es einmal so Mode ist, bereiter, wenn er seine Wangen und Schläfen mit grossen Schnitten verzerrt, oder seinen ganzen Körper mit Ziernarben und Tätowirung bedeckt. Prügel werden ihm zweitelloß viel unsympathischer gewesen sein, wie das Brandmarken.

Um nun zu unsern Buschmegern zurückzukehren, so gelang es den Holländern weder in unzähligen kostspieligen Expeditionen, noch, trotz aller List und Versprechungen, in endlosen Palavern, die früheren Sklaven zur Rückkehr nach der Küste zu bewegen. Die Neger hatten sich durch den Urwald oder auf dem Wasserwege mit Weibern und Kindern in das Innere des Landes, bis oberhalb der Wasserfälle oder Stromschnellen, über welche alle die an den Abhängen des Tumac-Humac-Gebirges sich bildenden oder entspringenden Strome herabstürzen, zurückgezogen, und begannen hier, am oberen Maroni, dem Léwa und Tapanahoni, dem Saramacca, Paramacca, oder Surinam-Fluss sich häuslich einzurichten. Kein Europaer konnte ihnen in ihre Verstecke folgen, dagegen behielten sie mit den Negern auf den Plantagen stete Führung.

Die Indianer wichen schien vor den Negern zurück; entweder verlegten sie ihre Ansiedlungen, sofern sie durch die Buschmeger aus denselben verdrängt wurden, stromabwärts nach der Küste hin oder sie zogen in das auch heute noch bei weise ganz unbekannte Innere. Damals begannen die Buschmeger als Keil zwischen die kultivirte Küste Guyanas und das Hochland sich einzuzwängen, den schwarzen Ring zu bilden, den zu durchbrechen wenigen glücklichen Europaern erst in den letzten Jahren gelungen ist. Eine Vermischung von Indianern und Buschmegern hat wohl nie, oder nur höchst selten statt gefunden.

Die Fehden zwischen den Holländern und den „Buschmegern“, also den in den „Busch“ (Urwald) entwichenen Sklaven und deren Nachkommen, waren indess noch lange nicht beendet. Nach wie vor entließen die Neger von den Plantagen; Jahr aus Jahr ein wurden die europäischen Ansiedlungen von Buschmegerhorden überfallen, bis die Holländer sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gezwungen sahen, mit den früheren Unterthanen als gleichberechtigter Macht in Friedensunterhandlungen zu treten. In ganz erstaunlicher Weise hatten sich die Buschmeger inzwischen organisiert. Aus den Schlupfwinkeln an den Ufern der oben erwähnten Flüsse, in die sich die entlaufenen Sklaven einst verkrochen, waren blühende Ansiedlungen, vollkommene Dörfer geworden. Die Gemeinsamkeit der Interessen hatte alle die heterogenen Elemente, aus denen die afrikanische importirte Negergesellschaft bestand, zu einem neuen Ganzen zusammen gekittet. Aus den entzogenen Sklaven, von denen vielleicht kaum zwei ein und denselben Stamm in Afrika angehörteten, bildete sich hier auf amerikanischem Boden ein neuer Stamm, ein Volk, eine Rasse! Eine gemeinsame Sprache besaßen sie nicht; in ihren afrikanischen Dialekten konnten sie sich nicht unter einander verständigen, darum nahmen sie die damalige *lingua franca* der Küste,

die Sprache, in welcher ihre Herren während der Sklavenzeit mit ihnen verkehrten, als die ihre an. Kein Buschmeger spricht oder versteht heute eine andere Sprache als das schon erwähnte merkwürdige Deutsch-Englisch-Holländisch-Portugiesische Gemengsel *taki-taki*, das durch den Einfluss der Herrnhuter Missionare täglich mehr deutsche Worte in sich aufnimmt.

In den verschiedenen Ansiedlungen, die oft, je nach dem Laufe der Flüsse, an dem sie entstanden, weit aus einander lagen, waren Häuptlinge „Gramman“ („grosser Mann“, „Kings“ würde man in Westafrika sagen) zu Macht und Einfluss gelangt, und mit diesen grossen Herren begannen nun die Holländer zu unterhandeln. Nach Jahre langen Palavers, bei welchen die Buschmeger wirklich das Unglaublichste an Frechheit und Unverschämtheit leisteten, wurde vor ca. 100 Jahren ein endgültiger Friede geschlossen, ein Friede, den sich Holland unter geradezu schmachvollen Bedingungen erkannte. Die Unabhängigkeit der Buschmeger, die also heute viel besser daran sind, wie die einst treu gebliebenen Sklaven, wurde nicht nur anerkannt, sondern die Holländer erklärten sich anserdem bereit, den einstigen Rebellen Tribut zu zahlen. Nicht genug damit. Dieser Vertrag musste in gewissen Zeitabständen dadurch bekräftigt und erneuert werden, dass der Vertreter S. M. des Königs von Holland mit dem schwarzen Häuptling, seinem ehemaligen Sklaven, Blutbrüderlichkeit trank. Diese Komödie finden wir mehrfach beschrieben¹⁾. Die Holländer empfinden in dieser Beziehung eben anders wie andere Nationen — man denke nur an die jährlichen gerade so entfördigenden Ceremonien auf Desima-Nagasaki, denen die Holländer sich gleichgültig unterwarfen, so lange sie ihre „duitzen“ dabei verdienten.

Der Zwang des Blutbrüderchaftstrinkens, der vor noch gar nicht langer Zeit von Seiten der Holländer durch Geld und Naturalleistungen abgelöst bzw. abgekauft wurde, beweist ebenso schlagend die siegreiche Stellung, welche die Schwarzen sich errungen hatten, wie die Furcht, welche sie der holländischen Kolonialregierung einflösten. Und diese Furcht hegen die Holländer heute noch vor den Buschmegern, und mit vollem Recht. Wenn die Buschmeger einmal eines schönen Tags wollen, dann können sie allein an demselben Tag die ganze holländische Kolonie über den Haufen werfen. Es werden sich ihnen aber auch sofort zahllose missvergnügte Neger, nicht nur aus Surinam allein, anschliessen. Das Gesindel, das sich Soldat in Paramaribo nennt, kommt, trotz der braven holländischen Offiziere nicht in Betracht; noch weniger die Schutters, durchgehend Surinamer Juden: mit den tüchtigen Marinesoldaten aber werden die Buschmeger jedes Zusammentreffen leicht zu vermeiden wissen, da kein Kriegsschiff auch nur bis zu den ersten Stromschnellen der Flüsse gelangen kann.

Man muss nur hören und sehen, mit welch kolossalem Selbstbewusstsein die Buschmeger gegen die Holländer auftreten. So war vor wenigen Jahren²⁾ ein Zwist zwischen dem Vertreter der Surinamer Regierung in Albina, am Maroni, Herrn Mc. J. und dem am oberen Tapamahoni herrschenden Häuptling der Aucaner-Buschmeger, (Juecas) dem vor Kurzem verstorbenen Gramman Oseisse ausgebrochen, weil der holländische Beaute sich erlaubt hatte, in Albina einen Aucaner zum Buschmeger-„Capitain“ d. h. zum Vertreter seiner Stammesgenossen zu ernennen, ohne den Gramman vorher zu befragen. Oseisse

¹⁾ Z. B. bei KAPPLER: „Holl. Guiana.“ Stuttgart 1881. Ein oder zwei Tropfen Blut wurden mit Wasser und etwas weissem Thon (pimpia doti), von dem noch mehrmals die Rede sein wird, gemischt und von den Parteien schluckweise getrunken.

²⁾ Da hier keine Geschichte der Buschmeger geschrieben oder gar Politik behandelt werden soll, so enthalte ich mich absichtlich genauerer Angaben und verweise auf die angeführten Werke, sowie auf holländische Zeitungen.

erfuhr dies, und zitierte den Capitain sofort zu sich. Der über zauderte, hinter prachtvollen Zügen, die unter den Buschmegern herrscht, auch keinen Augenblick, da sein Befehl, der einem Todesurtheil entsprechen könnte, nachzukommen. Man weiß nicht, was an ihm geworden. Aber furchtbar war der Schreck der Holländer, als einer Tag darauf von ungefähr 80 Mann begleitet, in seinen Vorposten einhundert von Albina ankam. Er hatte durchaus keine kriegerischen Absichten, er wollte nur einmal wieder den Hauptsitz der Buschmeger besichtigen, und schrieb auf einer Karte: „*Je n'ose pas mal d'eux*“. Und das gelang ihm wiederum. Aber die Garnison von 11 Mann konnte der Regierungsvorsteher glücklicherweise nicht vertilgen, sonst wäre sicher ein Unglück vorgekommen. Herr Mc. J. hatte sich mit dem Kommandanten der Schutztruppe, einem Sergeanten, wieder einmal verzankt. Wie in allen Kolonien nicht auch dort draussen steter Kriegszug zwischen Mütter und Beutemutter, bei Sergeanten nicht darum seine „Truppen“ in der Kantone, dem einzigen grosseren Raum der ersterwähnten Baracken, in denen die Soldaten am Maroni seit Jahren „provisorisch“ untergebracht sind⁶, konsigniert und bekümmerte sich nicht im Geringsten um das, was draußen vorzimtz. Osissa hatte sich in Begleitung einer Menge aufgeregter nackter Kerle am Land und in die Wohnung des Holländischen „Ambtenaats“ Mc. J. begeben, wo er vor allem die Passe der sich in Albina aufhaltenden Buschmeger revidirte. Dann polterte er gegen den Holländer los: Wie könnte er sich erfreuen, ohne seine, des Hauptlings Erlaubniß, einen Buschmeger-Capitain zu ernennen? Er, der Gramman, habe am Maroni zu betreuen und sonst Niemand. „Du“! so endete seine Strafpredigt, „wuhlt der Gouverneur und die ganze Holländische Regierung, Ihr seid nichts wie ein Haufen *ouai!* Ich bin der Gramman!“

Noch viel unverschämter benahmen sich die Buschmeger regelmässig, bevor sie den ihnen nach den Verträgen zugesicherten, in Gewehren, Schiesspulver, Leinwand, Nahrungsmitteln, Werkzeugen und allen möglichen Gegenständen bestehenden Tribut⁷ entgegenzunehmen geruhten. Da war ihnen nie etwas gut genug. Die Verhandlungen, bei denen selbst der Holländische Beute bisweilen die Geduld verlor, dauerten oft Wochen und Monate. Bei dem Durchsehen der Listen dieser „Geschenke“ fiel mein Auge auf ein Wort, das mir unerwartet eine sprachwissenschaftliche Frage löste, die mich längere Zeit beschäftigt hatte: Von den beiden Buschmegern, die mich und meinen Schwager von Albina⁸ es im kleinem Canoe den Maroni stromaufwärts ruderten, hieß der eine „*Kofi*“, während der andere sich „*Klistir*“ nannte. „*Kofi*“ ist ein afrikanischer Name – ich erinnere nur an den *King Kofi*, der den Engländern einst in Aschanti so viel zu schaffen machte. – Es ist, wie S. 23 erwähnt, der ländliche Name, auf den die an einem Freitag geborenen Knaben von den Buschmegern getauft zu werden pflegen. – aber „*Klistir*“? Wie kann der Kerl an den Namen? Da fand ich plötzlich bei BENOIT⁹ unter dem den Buschmeger gezahlten Tribut „*Klystierspritzen*“ angeführt; ebenso berichtet SACK¹⁰ d. c. p. 104, dass zu seiner Zeit die Buschmeger einmal 18 dieser mehr nützlichen wie schönen Instrumente ausgeliefert erhielten. Damit war diese Frage gelöst. –

Von einem Blutbrüdersehrttrinken ist nun, wie erwähnt, heute keine Rede mehr, und auch die Zahlung des Tributs ist seit den letzten Jahren abgeschafft worden; dagegen sind die betreffenden Hauptlinge von der Holländischen Regierung anerkannt, so schreibt

6) Ich habe sie photographiert.

7) Nach KAPFLER „Surinam“ Stuttgart 1887, mitz. der Wiss. Ges. zu Erlangen, nicht 100000 Gulden.

8) Voyage à Surinam, Bruxelles, 1839 p. 69.

ein Jahresgehalt, eine Uniform und einen silberbeschlagenen Stock als Zeichen ihrer Würde. Letztere Spielerei kann aber Niemanden über die Thatsache hinwegtäuschen, dass diese Granman vollkommen unabhängig sind, soweit es sich um ihren Einfluss auf die Buschmeger handelt. Auch soll, wie mir berichtet wurde, die holländische Regierung den Buschmeger jährlich immer noch reiche Geschenke in Gestalt von Stockfischen, Speck, Beilen, Schleifsteinen u. s. w. zukommen lassen. Es ist schwer, in Surinam Genues hierüber zu erfahren, da die Buschmeger gern aufschneiden, während die holländischen Beamten sich nicht veranlasst sehen, den Fremden tiefer in diese Verhältnisse einblicken zu lassen.

Auch die französische Regierung zahlt dem am oberen Tapanahoni, auf französischem Gebiet herrschenden Granman der Bonni-Buschmeger ANATO ein Jahresgehalt von 1200 francs.

Die mächtigsten Buschmeger-Häuptlinge¹⁾ im Guayana waren im Jahre 1891 der erwähnte OSFISSE, der am Tapanahoni bei Drie Tabbettje als Chef der Aucamer (Juccas) hanste, dann der eben genannte ANATO (== „Ruku“, Bixa orellana) in Cottica am oberen Lawa, aus dem Zusammenfluss des Lawa und Tapanahoni entsteht bekanntlich der Maroni, der Grenzfluss zwischen Holländisch und Französisch Guayana) der Häuptling der Bonni, (Name eines früheren Anführers der Rebellen) und ADRAI („der Zögernde“, von negerengl. „adrai“ = holl. „draaien“, weil seine Geburt eine schwierige war) der Granman der Buschmeger am oberen Saramacca, wiederum ein Aucamer. Nur den Letzten, der, heute über 60 Jahre alt, schon seit längerer Zeit zum Christenthum übergetreten ist und bei der Taufe den Namen NOAH VROMHAR erhielt, von dem er aber nicht allzuviel Gebrauch macht, lernte ich persönlich kennen²⁾.

Den aus CREVAUX's Werken auch in weiteren Kreisen bekannten APATU (karaib. Name für die kurze, viereckige Keule), diesen ausgezeichneten Buschmeger, dem CREVAUX, wie er selbst häufig betont, die glänzenden Ergebnisse seiner Reise verdankte, konnte ich leider nicht begrüssen, da er in Folge verschiedener aussergewöhnlicher Unverschämtheiten, die er sich gegen den Vertreter der französischen Kolonialregierung erlaubt hatte, in Cayenne zu einer 16-tägigen Gefängnissstrafe verurtheilt worden war. Dieser APATU, der vor einigen Jahren in Paris in wissenschaftlichen Kreisen sowohl, wie in den Salons der besten Gesellschaft glänzend gefeiert und dadurch gründlich verdorben wurde, ist zwar kein „Granman“, aber immerhin ein Mann, der sich in seiner Heimath eine ziemlich einflussreiche Stellung erworben hat. Als ich seinen Wohnsitz am oberen Maroni, das auf dem rechten Ufer des Flusses gelegene ARMINA, eine ganz stattliche Ansiedlung von ungefähr 30 reinlichen und hübschen Hütten besuchte, traf ich dort unter den Honoratioren nur einen Bruder und eine Schwester (vielleicht auch Tochter) APATU's, eine hübsche Buschmegerin „Mademoiselle MARIE LOUISE APATOU“, wie sie sich selbst vorstellte. Ich wollte die junge Dame photographiren und bat sie zu dem Zweck ihres langen blauen Baumwollenhemdes, das ihr vom Hals bis auf die Füsse reichte und ihre zweifellos gefälligen Formen verhüllte, sich zu entledigen. Sämtliche Buschmegerinnen bedecken nämlich ihren Oberkörper gar nicht und den Rest sehr wenig. Sie wies aber meine Zumuthung unter Hinweis darauf, dass sie katholische Christin sei, zurück. Die weniger zimperliche Tochter ADRAI's hatte sich früher mit Zustimmung ihres Vaters sofort bereit erklärt, sich in ihrer heimathlichen „Tracht“

1) Die bedeutendsten Stämme der Buschmeger sind die Aucamer am Maroni, bzw. Tapanahoni, Saramacca und Saracreek, die Bonni am Lawa, die Paramaccaner am Paramacca, sowie die Matuari und Beku-Musinga am oberen Surinam.

2) Sein Bild findet sich auf Tafel VI. Nr. 3.

verewigen zu lassen³⁾. Erst später erfuhr ich von einer zutzen Freundin der Mademoiselle MARIE LOUISE, dass es nicht etwa christliche Keuschheit sei, welche die elbe veranlasst habe, sich nicht vor mir in gewohnter Weise zu zeigen, sondern dass sie an Geschwüren an den Beinen litt, derenthalben sie sich schame! — Oh Ihr Weiber!

Weder die holländische noch die französische Regierung mutzt sich, soviel mir bekannt ist, irgendwie in die inneren Verhältnisse der Buschmeger. Die jenseits der Wassertalle hausenden Hauptlinge sind unmenschliche Herren über ihre Untertanen; den alten ADRAK, dessen Hauptplatz Maripaston nur wenige Tagereisen (zu Wasser) von Paramaribo entfernt liegt, werden die ausserordentlich vermüftigen Herrnhuter schon im Auge behalten. Doch soll auch er zuweilen die Todesstrafe über seine Leute verhängen und in aller Stille vollziehen lassen. Die Macht dieser Hauptlinge zeigt sich am meisten darin, dass kein Buschmeger seine Heimath verlassen und die Küste besuchen darf, ohne vorher die Erlaubniss des Gramman hierzu eingeholt und von ihm einen Pass erhalten zu haben.

Leider gelang es mir nicht, einen von einem Buschmeger-Gramman ausgestellten „Urlaubspass“ zu erwerben; auch habe ich nie einen solchen gesehen. Es ist sehr schwer, von den Buschmegern Sachen, auf welche sie selbst Werth legen, zu erlangen, oder überhaupt zuverlässige Mittheilungen von ihnen zu erhalten.

Nur dem innerfährten Forschungsreisenden eröffnet sich bei den Buschmegern scheinbar das dankbarste Gebiet. Jede Frage wird mit dem freundlichsten „*Yah*“ oder „*Ona*“ beantwortet werden, ohne dass der Betreffende eine Ahnung davon hat, worüber er befragt wird. Legt sich der Reisende die Fragen nun so zurecht, dass ihm die bejähenden Antworten in sein System passen, so kann er zweifellos — um ein Beispiel zu wählen — bei den Buschmegern den Glauben an ein Leben nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleischs, meinethalben auch Kenntnisse von Spektralanalyse oder Bakteriologie entdecken.

Des Weiteren ist dem Buschmeger — wie dem Neger überhaupt — nichts angenehmer, wie sich durch irgend eine Versprechung von einer Unterhaltung, die ihn langweilt, loszukaufen. Als ich, kurz nach meiner Ankunft in Paramaribo, in dem dortigen Hospital die ersten Buschmeger kennen lernte, war meine Freude gross. Die biederen Söhne des Urwalds versprachen mir die herrlichsten Ethnographica zu besorgen: Tatowirnuster und Instrumente, Kerbhölzer, Knotenschüre, Schnitzereien, Töpfe, Fetische, kurz, Alles Mögliche. Ich stellte ihnen hohe Belohnung in Aussicht und beschenkte sie reichlich. Leider wurde meine Freude durch meinen liebenswürdigen Begleiter, den Oberarzt des Hospitals, einigermassen getrübt, als er ausrief: „Sie glauben den Kerlen doch nicht? Die Jungen ja einfach jedes Wort!“ Und der Doktor sollte Recht behalten: ich habe später nie Einen dieser Buschmeger wiedergesehen und von Keinem derselben irgend einen der versprochenen Gegenstände erhalten.

Die oben erwähnten Buschmegerpasse bestehen aus einer Schnur oder aus mehreren an einander gereihten Schnüren, in welche eine der Zahl der Urlaubstage entsprechende Anzahl Knoten geschlungen sind. Das Gegenstück zum Pass behält der Gramman bei sich zu Hause. Er sowohl wie der Reisende löst jeden Tag einen Knoten.⁴⁾ Ueberschreitet letzterer ohne genügende Entschuldigung seinen Urlaub, so wird er später in eine entsprechende Geldstrafe genommen und ex officio geprügelt.

³⁾ Ihr Bild findet sich auf Tafel VI N° 1 rechts.

⁴⁾ Ueber dieselbe Sitte bei den Indianern siehe weiter unten. Vielleicht ist diese Gepflogenheit von den Indianern übernommen.

Wie ich schon einmal bemerkte, sind die Buschmeger vom anthropologischen wie ethnologischen und politischen Standpunkt aus betrachtet zweifellos die interessantesten farbigen Bewohner Guayana's: sie haben sich zu einer von der schwarzen Küstenbeyölkerung durchaus verschiedenen, selbständigen Rasse, zu einem andern Menschenstamm entwickelt. Die Neger in den Städten, auf den Plantagen, in den Goldfeldern, sind heute Surinamer, bzw. koloniale Engländer, Franzosen und fühlen sich als solche, gerade so wie der coloured gentleman in den Vereinigten Staaten sich als Amerikaner betrachtet; die Buschmeger aber, deren Grosseltern und vielleicht Urgrosseltern schon in Amerika geboren sind, bilden heute einen afrikanischen Freistaat auf amerikanischem Boden. Schwerlich weiss Einer von ihnen von dem Vorhandensein eines Afrika. Keiner hat eine Ahnung von einer afrikanischen Sprache und dennoch sind sie in ihren Sitten und Gebräuchen, auch in ihrem Aeusseren wieder volkommene Afrikaner geworden. Ein Europäer, den eine gütige Fee, oder, um mich moderner auszudrücken, ein Luftballon, aus irgend einem Negerdorf oder Kaffer kraal Afrika's nach einer Buschmeger-Ansiedlung in Guayana trüge, würde die Veränderung ganz entschieden nicht bemerken.

Der Unterschied zwischen dem Buschmeger und dem gewöhnlichen Neger ist — ganz abgesehen von der Kleidung — unverkennbar. Man unterscheidet die Beiden vom ersten Tage an, etwa wie in Indien den Hindu vom (gleichgekleideten) Mohammedaner, in Europa den Juden vom Christen. Dennoch entstammen beide derselben Heimath und gleiches Blut fließt in ihren Adern. Es sind noch nicht genügend anthropologische Messungen an Buschmegern vorgenommen worden, um den Unterschied auch mit Zahlen beweisen zu können. Im Gegensatz zu den lodernden und schlodernden, mehr oder minder verkommenen Küstennegern sind die Buschmeger durchgehend prachtvolle Kerle, die sich mit den besten sudanesischen Mannschaften der ägyptischen Armee — körperlich einfach idealen Rekruten — messen können. Sie sind dunkelfarbiger wie die übrigen Neger, eine Thatsache, die sich aus dem steten Leben, Rudern und Arbeiten dieser nackten Menschen unter der glühend heißen Sonne im Wald oder auf den Flüssen Guayanias leicht erklären lässt. Gross, kräftig, mit breitem Brustkasten, muskulösen Armen bieten sie vom Scheitel bis zur Hüfte den Typus eines schönen Afrikaners. Weniger entwickelt sind oft die unteren Extremitäten. Man sieht viele, wenn auch lange, so doch dünne und krumme Beine, eine Folge des steten Hockens und Ruderns in den schmalen Einbäumen. Auch die Franen und Mädchen sind gut, häufig (für Negerinnen) tadellos gewachsen. Die jungen Mädchen entwickeln sich schnell vom Kind zur Jungfrau und dann stört die über grosse Fülle des Busens wohl das Auge des Europäers,¹⁾ ebenso der Umstand, dass diese jungfräuliche Zier bei den Müttern oder älteren Franen bald zur Unzier wird. In Allgemeinen sind die weder scheuen noch irgendwie zudringlichen jungen Mädchen hübsch und kokett, als sei ihnen das Wort des königlichen Sängers bekannt: „Ich bin schwarz aber gar lieblich.“²⁾ —

Die Kleidung der Buschmeger ist eine sehr einfache: Die Männer tragen zwischen den Beinen ein schmales, dunkles (europäisches) Tuch, dessen Enden vorne und hinten über einen als Gürtel dienenden Baumwollfaden herabhängen, die sogenannte „camisa“ (von portugiesisch-westafrikanisch „camisa.“ „Hemd.“) Die Frauen und Mädchen schlingen sich ihr „pantje“ (von portug. „panno“, „Tuch“) ein viereckiges, möglichst buntes europäisches Stück Kattun,

¹⁾ Vgl. N°. 4 auf Tafel VI.

²⁾ Hohelied Salomonis 1. 5.

etwa von der 4- bis 6-fachen Größe unserer Tüchentochter in den zarten Weisen um die Hütten, wie die Malayen ihren Sarong. Das ist Aye! Die Kinder sitzen nicht heimlich die Glücklichen!

In der Stadt Paramaribo sind die Buschmänner verpflichtet, sich noch unter ihnen zu bekleiden. Da kann man dann die selben komischen Figuren beobachten, wie in den anderen Theilen der Welt, wo die sandhatten Wälder, von denen die Krieger stets auf den unterkauenden Missionären zu B. in der Südostasienlanden werden, in einem Kreislauf und zur Hebung des heimathlichen Anstuhlhandels ihre Blöde mit einem oder mehreren Buschmännern sowohl, wie den Indianern gegenüber, sehr vermitteln. Im Gegensatz zum Buschmänner der Küste, liegt der von Kultur und Christenthum noch wenig beeinflusste Buschmänner eine starke Abneigung gegen europäische Fröhlit; meist bekleidet er einen, der Zwei unter sich, nicht dem eigenen Trieb, mit einem runden europäischen Web-Unterrock, der über der Kopf zieht und dann wie eine Toga so um sich schwingt, dass er nicht zu Schuhen tritt bleibt während der obere Saum des Unterrocks sich von der rechten Seite zur entgegengesetzten Hütte wie ein Banddier um den schwärmenden Oberkörper windet, das herabhängende Ende des Unterrocks wird in den Buschmänzen unter dem Arm knüpft der Buschmänner häufig ein Leintuch oder ein Handtuch um Hals und Schultern.

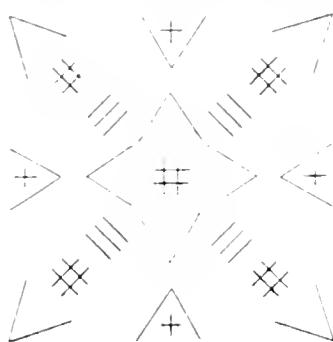
Die Frauen hüllen sich meist in grosse Stücke bunten Kettling, welche sie zu Hause in die beliebten pantje's zerschneiden. Bei Geschlechterwahlen zwischen den Negerinnen ein Tuch um den Kopf, wie sie denn auch indischisch die Anden zu Zeit und Vorzüge unserer Kopfbedeckungen schätzen lernen. Das Aufklebenste am schönsten der Buschmänner beiden Geschlechts, ist ihre Tatowirung, bzw. die auf dem zweiten Körper sich erstreckende „Verschönerung“ der Haut durch Ziernarben.

Selten fehlen die afrikanischen Wangen- und Schlafenschnisse, über deren Zweck und Bedeutung, sofern solche überhaupt vorhanden sein sollten, wir noch wenig unterrichtet sind, aber auch die richtige blonde Tatowirung, also das Punktiren der Haut und Einreiben der betreffenden Stellen mit Rüss kommt vielfach in Anwendung, häufig auch im Gesicht, auf der Stirn, den Wangen und Schläfen und an den Händen. Im Utrigen ist, wie gesagt, vielfach der ganze Körper mit wirklich zierlichen kleinen Narben, die zu sehr gefälligen Mustern zusammengestellt werden, bedeckt. Die Narben werden in der bekannten Weise dadurch hergestellt, dass man eine kleine Hautstelle zusammenknüpft und deren Scheitel durch einen ziemlich tiefen, etwa 1 cmtr. langen Schnitt auftritt. Hierzu dient in Surinam meist ein Reismesser. Die rasch nekrotische Wunde bildet später eine Narbe in Gestalt eines kleinen Wulsts, deren Farbe freudiger ist, wie die der übrigen Haut. Angenehm kann diese Operation, bei welcher ziemlich der Betreffenden Tausende solcher Schnittchen beigebracht werden, nicht genannt sein, aber was thut der Mensch nicht Alles der lieben Eitelkeit halber! Ein mit Narben verzierte Rücken, oder, zumal bei den jungen Mädchen, die ornamentirten Busen und Oberschenkel seien indessen wirklich entschieden hübscher aus, wie die entsprechenden Trieben der wohllichen Neger. Die Mädchen zeigen ihre Narben gern und ohne Ziererei, genauso oft wie eine Europäerin ihre Schmucksachen; dabei lassen sie in ihrer Harmlosigkeit allerdings zuweilen gewisse narbengezierte Stellen ihres schönen Körpers bewundern, die auch bei uns zu den diskretesten zu rechnen pflegt.

Als ich einst die Schnittnarben einer jungen Buschmägerin, deren Busen von der Aye L. A. L. E. Bd. V. Suppl. Jorsu. 7

seihöhlen bis hinauf zur Warze dicht mit solchen verziert war, abzeichnete, und ihr die Sache langweilig wurde, ergriff sie mit beiden Händen ihre sehr entwickelten „Rebzwillinge“¹⁾ und spritzte mir aus jedem derselben einen kauwarmen Strahl Milch ins Gesicht und lachend von daumen. Das war eben ein kleiner Buschmegerscherz.

Hier die getreue Kopie der Nackenverzierung einer Buschmegerin, die sich in derselben Weise über den ganzen Körper erstreckte.



Nacken-Ziernarben einer Buschmegerin.

Neben dieser merkwürdigen Hautzier verschmähen die Buschmeger aber auch anderen, theils importirten, theils selbst verfertigten Schmuck nicht, wenn sie hierin auch lange nicht so weit gehen, wie die Indianer. Auf den geradezu kolossalen Luxus, welchen die Begüterten unter ihnen oft mit den erwähnten pantje's treiben, werden wir noch zurückkommen. Die Männer sowohl wie die Frauen und Mädchen lieben vor Allem schmale, aus Baumwollenfäden künstlich geflochtene, ziemlich fest ansitzende, unsern Strumpfbändern entsprechende Bänder oder Ringe an den Oberarmen, den Hand- und Fussgelenken, sowie unterhalb der Kniee.²⁾ Dieselben werden mit weissem Thon (negerengl. „Klei“ oder „pimpa doti“) demselben Material, aus welchem die Indianer ihre Töpfe verfertigen³⁾ eingerieben und heben sich so von der schwarzen Hant ganz gefällig ab. Der Buschmeger thont und tücht diese Bänder mit derselben Sorge und Beständigkeit, wie etwa der deutsche Kavallerist sein weisses Bandolier, der Reitknecht den Sattelgurt. Ist er zufällig nicht im Besitz eines der Baumwollbänder, so pinselt er sich einfach einen weissen Streifen um Arme oder Beine. Aus europäischen Glasperlen fertigen die Mädchen zierliche Halskettchen, Armbänder und Ringe an, welche dermassen den entsprechenden Arbeiten der Neger und Kaffern in Afrika gleichen, dass selbst alterfahrene und vielgereiste Ethnographen und Sammler dieselben nicht unterscheiden können. Auch eiserne Ringe am Oberarm oder an den Handgelenken sieht man vielfach.

Eine besondere Vorliebe hegen die Buschmeger für Fingerringe und zwar merkwürdiger Weise hauptsächlich für die dünnen Messingringe, die bei uns von Tapezirern zum Befestigen von Vorhängen benutzt werden, sogenannte Gardinenringe. Dieselben, die in Europa ausserordentlich billig sind, werden zu Tausenden jährlich zu guten Preisen an die Buschmeger verkauft. Eine Buschmegerin, die hundert solcher Ringlein an den Fingern, zumal an den Daumen trägt, ist durchaus keine Seltenheit. *De gustibus non est disputandum.* Lippen-, Nasen-, oder Ohrschmuck erinnere ich mich nicht gesehen zu haben.

Grosse Pflege widmen die Buschmeger wie alle Neger ihrem Haupthaar. Entweder tragen sie nur den natürlichen Lockenfilz, der aber fortwährend sorgfältig mit oft riesigen, an manche Produkte der Südsee erinnernden selbstverfertigten Kämmen (s. weiter unten) durchfurcht wird, oder sie rasiren das Haar oberhalb der Stirn und Schläfen. Kindern

1) Hohelied Sal. 4. 5; 7. 3.

2) Vgl. Die Photographicie 4 auf Tafel VI.

3) Eine Analyse solchen Thons findet sich in den Verh. d. berliner Ges. für A. E. u. U. 1888, p. 406. Proben davon übergab ich dem hiesigen Museum für Volkerkunde. Näheres darüber folgt weiter unten.

— Auch die Indianer tragen, wie wir weiter unten sehen werden, ähnliche Bänder und „Manschetten“, farben dieselben aber niemals weiss, sondern stets roth.

schneidet man auch gern einen schmalen Streifen ringsum an der dichten Wolle heraus, während ganz Elegante ihr Haar gerade so wie die Kathern, mit vieler Mühe in unzählige kleine Zopfchen flechten, die dann stets vom Kopf abfallen.

Die Hauptzier aller Buschmeger ist ihre Reinlichkeit, auch eine Eigenthümlichkeit, durch welche sie sich durchaus von den übrigen Negern unterscheiden. Ich kenne kein Volk, das dermassen mit Baden, Waschen des Körpers, Putzen der Zahne usw. vertraut ist, wie die Buschmeger; sie sind die reinen Amphibien.

Auf unserer Maronitfahrt stiessen wir einmals, als wir am Ufer dieses Rio onstroms anlegten, um zu frühstücken und unseren Ruderern Erholung zu gönnen, auf eine Gesellschaft von Buschmegern, die sich gleichfalls anschickten, ein appetitliche Mahl, an gerosteten, eben gefangenen Fischen und frischen, knusperigen Kassavabrot einzunehmen. Wir verfügten nur über unsere ewigen Sardinen und sonstige Konserven. Bevor aber die Buschmeger nach der Speise auslangten, sturzten sie sich sommatisch, Männer, Weiber und Kinder in den Fluss, und patschten im Wasser herum, dass es eine wahre Freude war; erst nach dieser Einleitung begannen sie pustend und triebend, unter steten Lachen und Larmen ihre Mahlzeit. Sobald diese beendet war, wiederholte sich diese Szene. Wiederum sprang jeder in den Fluss, die Zahne wurden mit Fingern und Hozzestöcken ausgelegt, der Mund unter Aensserung der unglaublichesten Gutturaltöne ausgespuckt, wodurch das Wasser in weiten, kunstvollen Bogen ausgespien wurde; dann erst rastete man sich zur Weiterfahrt.

Alle Buschmeger sind ausgezeichnete Ruderer,⁶ Schwimmer und Taucher, eine Fuge des steten Lebens auf oder an den Wassern Guyana's. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen. So, als wir am 27. Februar 1860 die grosse Ansiedlung des Buschmeger Jacobo, eines murrischen, an Fettleibigkeit und Rheumatismus leidenden alten Knaben besucht hatten. In ziemlich schwerbeladenem Zeltboot (tentboot), einem zu Hälften ähnlich den venetianischen Gondeln, mit einer Hütte oder Verdeck versehenen Nachen wollten wir von Jacobo's Country („Dorf“, „Ansiedlung“ engl. „country“) unter die im Allgemeinen ungefährlichen Stromschnellen des Oberen Saramacca nach unserm, oberhalb der Vleermuizenrotsen⁷ verankerten Miniaturdampfer stromabwärts zurückkehren. Unsere Ruderer waren Surinamer; der Steuermann ein Europäer. Anfangs ging Alles gut; plötzlich schnell näherten wir uns der gefährlichen Stelle; zahlreiche Buschmegerinnen waren am Ufer mit Waschen oder Wasserschöpfen beschäftigt; ich selbst versuchte gerade eine Flasche Bier zu entkorken. Da, als der Pfropfen knallte, machte der Steuermann eine rasche Be wegung, unser Boot schoss, statt mit dem Bug, mit der Breitseite in den Wasserschlund und kippte um. Unter lautem Hulerufen springen meine Surinamer in die brausenden Fluthen. Dass ich meine Flasche Bier im Stich liess, aus meinem Käfig heraustrat und so im Beispiel der Bootslute folgte, ist selbstverständlich. Von Gefahr war für einen Schwimmer keine Rede; das Boot sass auf den Felsen fest. Leider aber wurde unser züniges wertvolles Gepäck über Bord geschwemmt, darunter die lederne Reisetasche, in welcher meine photographischen Apparate mit all meinen Aufnahmen sich befanden. Sie trieb zufälligerweise nunter auf den Wellen. Ich schwamm ihr nach, erhaschte sie und begann damit,

⁶ Unter „Ründern“ ist hier und des Fernes immer ausschliesslich das Hansbaden von Steuermannen von Rümen zu verstehen.

⁷ Vgl. die vortreffliche „Karta van Suriname“ von CATEAU VAN ROEVELT d. v. LINSCHOT, 1860, 79.

nachdem ich auf irgend einem Granitblock wieder festen Fuss gefunden, um Hülfe nach dem Ufer hin zu winken. Hier bot sich ein merkwürdiger Anblick.

Die am Ufer versammelten Buschmegerinnen hatten in dem Augenblick, in welchem unser Boot kenterte, ein gellendes, schrilles Geheul und Geschrei angestimmt, das man gar nicht beschreiben kann. Man muss es gehört haben, um es nie wieder zu vergessen. Die darauf hin aus dem nahe gelegenen Dorf ans Ufer eilenden Buschmeger übersahen sofort die Situation — meine des Schwimmens unkundigen Begleiter hatten sich an das festgekeilte Boot angeklammert — und nun entwickelte sich für die braven Bosch ein kolossales „Plisiri.“ (Plaisier) ein herrlicher Wassersport. Wie die Seehunde stürzten sie sich vom felsigen Ufer in den reissenden Strom, liessen sich nach den Felsen treiben, und begannen hier mit Eifer ihr Bettungswerk. Der Inhalt unseres Boots, lebendes (z. B. eine gefesselte Ente, die uns für unser Mittagmahl verehrt worden war) und todes Inventar, sofern letzteres nicht dem Atlantischen Ozean zutrieb, wurde rasch mit vereinten Kräften ans Ufer geschafft. Ein, sich über den Scherz beinahe todt lachender, Buschmeger schwamm mit meiner photographischen Ledertasche, die sich später als vollkommen wasserdicht erwies, davon, und alsbald machten die Leute sich an ihre freiwillige Arbeit als Taucher. Es war schier unfassbar, wie die Kerle binnen kurzer Zeit beinahe alle Gegenstände, die versunken waren, aus dem brausenden Fluss wieder ans Tageslicht brachten: Plaids und Decken, vollkommen durchfässte Handkoffer, eiserne Bestandtheile des verunglückten Boots, einen ruinierten „Kodak,“ Landkarten, Patronen, sogar das Messer mit Korkzieher, mit welchem ich im Augenblick des Unfalls die erwähnte Flasche Bier geöffnet hatte und selbst diese letztere wurden aus den schäumenden Fluthen wieder aufgefischt. Vor Freude strahlend schwamm ein Buschmeger mit dem Messer im Munde ans Ufer. Er hatte den quer daransitzenden Pfropfen mit den Vorderzähnen festgebissen und liess sich von mir wie eine Flasche „gentkorken“. Riesige allseitige Heiterkeit! Die Flasche, deren Inhalt ziemlich stark mit Saramacca-Wasser versetzt war, wurde unter allgemeinem Jubel geleert.

Nachdem unsere Sachen, mit Ausnahme der weggeschwommenen, so ziemlich wieder zusammen waren — das zerbrochene Boot liessen wir vorläufig auf den Felsen sitzen — begaben wir uns zu dem Hauptling JACOB, um mit ihm über die seinen Leuten zu zahlende Belohnung zu reden. Dieselbe kam natürlich ihm als Chef des Dorfs zu, um die Vertheilung hatten wir uns nicht zu kümmern. Die Summe, die der alte brummige JACOB namte, war ausserordentlich bescheiden: ich glaube, er verlangte 7 Gulden. Dass wir mehr gaben, war ihm weiter nicht unangenehm, aber auch dieser Vorfall zeigt, dass die Bosch anständige Kerle sind. —

Es liegt mir nun durchaus fern, die Buschmeger irgendwie als Idealmenschen schildern zu wollen: das sind sie ebenso wenig wie wir selbst. Das Schlimmste aber, was ich den Leuten vorwerfen kann, ist ihr Geruch: sie stinken furchtbar! — diese reinlichen Menschen!

Ich bin überzeugt, dass mein hochverehrter Freund Prof. G. FRITSCH, wenn ihm diese Zeilen vor Augen kommen, ausrufen wird: „Na natürlich! Das habe ich ja immer gesagt! Der Neger oder Kaffer, der sich nie oder selten wäscht, riecht, hat seinen spezifischen und speziellen Geruch wie jeder Europäer und Mensch überhaupt, der reinliche Kaffer aber, z. B. der Sulu, der jeden Tag sein Bad nimmt, stinkt.“ Bei dem unreinlichen Neger sind die Poren verstopt, bei dem peinlich sauberen — soweit es sich um Waschen und Baden handelt — nackten Buschmeger hindert Nichts dessen Ausdünstung, und diese Ausdünstung ist unseren europäischen olfaktorischen Nerven nun einmal nicht sympathisch.

Über den Volkerzerricht ist Manchem zu entrichten worden. Lange Vor her und Reisende erkennen ihm an, Andere wieder verläugnen ihm. Ich glaube, das - da von den Geruchsnerven der Betreffenden abhängt.

Wodurch erkennt und findet denn der Hund die Spur einer Herrin oder einer Herrin? doch mit durch die Nase? folglich riecht der Herr oder die Herrin anders - wie anberleitet? an ihrem Geruch erkennt sie der Hund.

Darum ist es mir unverständlich, wie z. B. mein in Kamerun verstorber Freund Dr. Lütwig Wora sich immer dagegen straubte, zuzugeben, dass den Negern ein besonderer, uns Europäern widerlicher, Geruch eigen sei. Wora noch diesen Duft einfach nicht. Für mich ist er unverkennbar, überwältigend; auf Portug. Brasilisch nennt man ihn „Catinga“. Ich weiss allerdings auch, dass Neger Kleidungsstücke, getragene Wäsche u. dgl. verschiedener Europäer durch die Nase genau so unterscheiden, wie bei uns ein Jagd- oder Blut-hund. Das wollte Wora allerdings auch niemals glauben.

Der einem Individuum als Mitglied einer Rasse, eines Volks eigene Geruch braucht nicht immer einzig und allein seinen Ursprung in dessen Ausdünstung zu haben; er hätte ihm aber dennoch als ethnologisches Merkmal an. Der Egyptian riecht nach Eselschweiss; die reizende Indierin nach parfümiertem Kuhmist; die Japanerin nach Wachspommade; die schönste Basuto, die Nubierin, nach ranzigem Fett oder verdorbenem Kuhzusol. Wer einmal in China, oder sonst wo im Auslande, in einem chinesischen Viertel war, wird den Chinesen-Geruch nicht vergessen, oder, wenn er ihn vergessen hat, so wird er, sobald er den ersten Chinesen wieder sieht und riecht, sich in das betreffende Milieu zurückversetzt glauben^{b)}. Die Javaninnen, Malayinnen und Kamakinnen riechen, abgesehen von ihrem Spezialduft, nach dem vielfach ranzigem Kokosnussöl, mit dem sie ihr prächtiges Haar salben. Beim Geruch von verdorbenem oder brenzlichem Öl muss ich sofort an die schönen Mädchen der Molukken denken.

Als ich vor langen Jahren einmal hungernd und fieberkrausk in Paraguay in eine Zitrone biss, glaubte ich Austern zu essen. Wenn ich heute Aas oder Kloaken rieche, denke ich unwillkürlich - an meine Burschneger.

Die Thatsache, dass allen Negern und Negerinnen, vom Afrikaner in Afrika bis zum schwarzen Enkel des dunklen Kontinents im amerikanischen Urwald oder, in Frack und weisser Binde, oder goldstrotzender Uniform in Washington, Port an Prince, oder Berlin ein penetranter Geruch, der, je reinlicher das Individuum, desto starker, eigen ist, kann einfach nicht abgekugnet werden.

Als ich vor Jahren in Süd-Afrika in der Nähe von Port Elizabeth mit einem Freunde spazieren ritt und wir die herrliche Morgenluft mit vollen Zügen genossen, umgab uns plötzlich wie eine unsichtbare pestschwangere Wolke, eine, aussehend unverkennbar nach Aas riechende Atmosphäre. Wir gaben, um derselben zu entweichen, unsern Pferden die Sporen und stiessen in einer nahen kleinen Lachung des Buschs, nicht etwa auf den Kadaver irgend eines verendeten Ochsen, sondern auf eine Gruppe nackter Katherin, die soeben in einem Flüsschen gebadet hatten! -

^{b)} Soeben finde ich eine Notiz bei Schuyler: „Turkestan“ II, p. 157 der nach weiteren Angaben: „Er schreibt: Chinese smell, a smell which it is impossible to describe, in fact it is an abomination, a filth of every kind; but which, once perceived, is never forgotten. I saw it at Peking, in fact, in the most highly concentrated form of that faint, odorous, pungent odor which pervades all the parcels brought unopened from China“.

Um aber wieder auf unsere Buschmeger zurück zu kommen, so kann man ihnen wegen ihres Geruchs, der ihnen nun einmal anhaftet, keinen Vorwurf machen, bedauernswerther sind diese reinlichen Menschen darum, dass unter ihnen in hohem Grade Krankheiten herrschen, die wir nur als schmutzige bezeichnen können: Krätze, Yass¹⁾ und leider auch Syphilis. Ueber die Frage, ob diese Leiden im Lande entstanden, oder erst durch den Verkehr mit Europäern oder Asiaten eingeführt worden sind, masse ich mir kein Urtheil an. Als einziges Mittel gegen Syphilis gebrauchen die Buschmeger irgend eine Lauge aus verbrannten Kräutern — „äsesi watra“, „Aschenwasser“ —; nur in den schlimmsten Fällen entschliessen sie sich, meist zu spät, die Hospitäler in Cayenne oder Paramaribo aufzusuchen. Nie werde ich meine Besuche mancher erstickend heissen Buschmegerhütte am oberen Maroni vergessen: Mann, Frau und Kinder an Syphilis mit seinen furchtbarsten Erscheinungen leidend, die Kinder auch noch mit Yass behaftet, bei lebendigem Leibe verfaulend, dabei ein Geruch nach Eiter, Verwesung, Buschmegrn im Allgemeinen — schauderhaft! —

Was die oft aus 50 und mehr Häusern und Hütten bestehenden Ansiedelungen der Buschmeger betrifft, so machen dieselben, soweit ich sie kennen lernte, den Eindruck sehr sauberer und wohlgehaltener afrikanischer Dörfer. Es mag sein, dass hierbei auch der Einfluss der Herrnhuter, sowie gewisse Erinnerungen an die frühere Sklavenzeit sich geltend machen. Die von Palmen oder geschlungenen Urwaldbäumen beschatteten Strassen, die sich zwar nicht immer gerade rechtwinklich krenzen, sind rein und in gutem Zustande, vielfach reiner und besser wie manche Dorfstrasse in Europa. Die mit der Front, in welcher sich die Thüre befindet, gegen die Strassen hin gebauten, oft dicht an einander sich reihenden Hütten bestehen durchgängig aus einer fünfeckigen Vorder- und Hinterwand, die zu beiden Seiten von einem, oft bis zum Boden reichenden Giebeldach aus Palmblättern bedeckt ist²⁾. Das Innere der Hütte ist dunkel; Fenster sind keine vorhanden. Die Wände bestehen meist aus anserordentlich kunstvoll zu afrikanischen Mustern zusammengeflochtenen Palmblättern; Baumstämme oder Bambus bilden die Pfosten. Nur die Hütten der Wohlhabenden und meist auch die Vorrathskammern für Kassave u.s.w. ruhen auf Pfählen. Im Innern ist die Hütte in zwei Räume getheilt, von denen der hintere als Schlafgemach dient, während in dem vorderen, durch die Thür erhellt Theil die Bewohner, wenn etwa der Regen sie zwingt, ein Unterkommen zu suchen, sich aufzuhalten pflegen. Hier waltet auch die Buschmegerin ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau. Dass im Uebrigen alle häuslichen und sonstigen Beschäftigungen im Freien vorgenommen werden, ist selbstverständlich. Wenngleich die Buschmeger im Allgemeinen auf einem mit Palmblättern bedeckten Bambus-

¹⁾ Diese ebenso merkwürdige, wie furchtbare Krankheit lernte ich früher in den Molukken unter dem Namen „Framboisie“ kennen. Nur kleine Kinder waren von ihr behaftet. Sie waren dann von himbeerähnlichen rothen Geschwüren vollkommen bedeckt, zinnoig im Gesicht. Die Geschwüre vereiterten und heilten, ohne auffallende Narben zu hinterlassen. Man betrachtete das Leiden als eine Art Kinderkrankheit.

Schlimmer und abschreckender tritt das „Papilloma tropicum“ in Guayana auf. Bei einem Besuch des Hospitals in Paramaribo stellte mir der leitende Arzt über 60 Patienten vor, die mit Yass behaftet waren. „Yass“ = englisch: „Yaws“ (von engl. „to yaw“ = „Blasen werfen“), wird von den Negern „krasikrasik“ (von holländ. „krassen“ = „kratzen“, also wie „scabies“ von „scabere“) genannt. Die überwiegende Mehrzahl der Patienten bildeten ostindische Kulis und allerlei Mischlinge. Dieselben behaupteten, ihr Leiden durch Fliegenstiche gefangen zu haben. Die eiternden Geschwüre verbreiteten einen beinahe überwältigenden süßwiderlichen Geruch.

Die Kraiken waren vollkommen isolirt, da die Ansteckungsgefahr gross zu sein scheint. Sie wurden kurz nach meinem Besuch nach der am rechten Ufer des Coppename, nahe der Mündung desselben gelegenen Leprosen-Station Batavia übergeführt.

²⁾ Man vgl. die Abbildungen auf Tafel III. und VI.

Lager schlafen, so findet man doch auch vielfach Hängematten bei ihnen in Gebrauch. Diese *hamaka* werden meist nicht von den amerikanischen Eingeborenen, denen wir die Erfindung derselben und das Wort dafür verdanken, sondern, da sowohl die gesetzten arowakischen Hängematten oder *Netze*, wie die baumwollnen Hänge-Tücher bzw. Segel der Kariben recht thener sind, von den weissen Händlern in Cayenne oder Paramaribo bezogen. Diese europäischen Hängematten stammen grosstentheil aus Sachsen.

Unter dem Haustrath der Buschmeger findet sich nicht viel Originelles, d. h. Afrikisches. Die Leute beschäftigen sich wenig mit kleiner Hausindustrie; sie haben, wie wir gesehen werden, draussen im Wald oder auf den Flüssen genug zu thun. Darum ziehen sie es vor, allerhand Töpferwaren, Schalen, Wasserflaschen, oder Körbe und Siebe von den Indianern, meist gegen Branntwein, den sie in der Hauptstadt erwerben, einzutauschen, um selbst nur ihren Lieblingsbeschäftigungen sich zu widmen. Der Buschmeger ist nämlich, ganz im Gegensatz zum gewöhnlichen Neger, durchaus kein Faulenzert; er ist nicht nur ein fleissiger Arbeiter und Rüderer, sondern auch ein schlauer Kaufmann und gewiefter Spekulant. Allerdings wird er sich nie und nimmer seiner persönlichen Freiheit oder Unabhängigkeit begeben, er wird nie als Arbeiter auf einer Fabrik, Plantage oder einem Platze eine Stellung annehmen, dagegen wird er in seinem eigenen Interesse oft Tag und Nacht hindurch fleissiger arbeiten, wie jemals der thätigste Sklave.

Die Buschmeger beschäftigen sich vor Allem damit, in den Wäldern des Oberen Guayana wertvolle Bäume zu fällen, dieselben roh zuzuhauen und nach der Küste, nach Paramaribo oder den Plantagen zu flößen, um sie hier mit hohem Verdienst zu verkaufen. Dann sind sie es, die in ihren Corjals den ganzen Verkehr zwischen den im Innern auf den Placers lebenden Europäern und schwarzen Arbeitern, auch zwischen den oberhalb der Wasserfälle stationirten Truppen und der Küste vermitteln. Sie besitzen einfach das Monopol des Holzhandels sowie des Waaren- und Menschentransports auf den Flüssen, auf denen auch die kleinsten fließenden Dampfer (sofern solche vorhanden) nur bis unterhalb der Stromschnellen vordringen können. Strassen, oder Wege, die vom der Küste ins Innere führen, giebt es weder in Holländisch, noch in Französisch Guayana; Jedermann, der weiter wie die ersten Wasserfälle stromaufwärts reisen will oder muss, ist einzig und allein auf die Buschmeger angewiesen. Ebenso ist Jedermann, der in der Stadt oder auf den Plantagen Bedarf an Balken oder Brettern hat, gezwungen, diese von den Buschmeger zu kaufen, es sei denn, er ziege es vor, sein Baumaterial aus Nordamerika kommen zu lassen.

Der Buschmeger ist für die Kolonie unentbehrlich⁶, eine Folge des allgemein herrschenden Mangels an Arbeitskräften. Ein Surinamer, der ein Haus bauen, ein Plantagenbesitzer, hinter dessen Ansiedlung der jungfräuliche Urwald sich vielleicht auf viele Meilen erstreckt, der seine Baulichkeiten erneuern oder vergrössern will, sie könnten trotz hohen Lohns und glänzender Versprechungen nie genug Schwarze auftreiben, die das Fällen und Zurichten der nötigen Bäume für sie besorgen würden. Das ist eine Arbeit, die, wie schon erwähnt, dem Neger nicht behagt, er „verdamm“ sie.

Darum kann man in Paramaribo stets Buschmeger treffen, die, weit aus dem Innern kommend, ihre Corjals und die herabgeschwemmten Baumstämme das Ufer hinunter, bis dicht in die Nähe des am Surinamfluss gelegenen Markts gezogen haben und hier auf einer

6 In Demerara vermittelten Indianer den Verkehr auf den Flüssen.

Art von Börse ihre Waare, Ban- und sonstige werthvolle Hölzer, an den Mann bringen. Stämme und Balken solcher Holzarten, die in Folge ihrer Schwere im Wasser untersinken, werden an zwei, unter einander verbundenen Corjalen befestigt und so stromabwärts befördert. Da die Buschmeger ungemein schlaue, auch den Betrug durchaus nicht scheuende Händler sind, so ist grosse Vorsicht im kaufmännischen Verkehr mit denselben geboten. Die Surinamer Juden, bei denen die Buschmeger wiederum ihre Bedürfnisse einkaufen, werden ihnen aber in dieser Beziehung gewachsen sein.

Das Holz, für welches manchmal sehr hohe Preise bezahlt werden, kostet den Buschmeger so gut wie gar nichts. „*Time*“ ist da drausen ja nicht „*Money*“ und die Arbeit im Wald oder auf dem Fluss macht dem Buschmeger Vergnügen.

Zu den vielen Vorteilen und Vergünstigungen, deren sich die Busch im Gegensatz zu den übrigen Negern erfreuen — sie zahlen z. B. keinen Cent Kopf- oder sonstige Steuer — gehört auch die Erlaubniss, im Urwald nach Belieben die werthvollsten Bäume zu fällen und dadurch zum Eigenthum zu erwerben. Dabei ist das innere Surinam durchaus nicht etwa als ein „*no man's land*“ zu betrachten. Seit Entdeckung der Goldlager ist sicher der grösste Theil der ganzen Kolonie, soweit sie nicht gänzlich terra incognita ist, durch Kauf- oder Pachtverträge, wenigstens auf dem Papier, in den Besitz von Privathenten, Gesellschaften, Spekulanten u. dgl. übergegangen. Herrenloses Land giebt es überhaupt nicht, denn Surinam gehört doch am Ende den Holländern, nicht den Buschmeger, aber während man, um ein Beispiel zu wählen, sofort jeden Portugiesen oder Chinesen von einem Grundstück, auf dem er sich erlauben würde, ohne Erlaubniss Bäume zu fällen, wegjagen oder mindestens eine Pacht, oder Steuer von ihm verlangen würde, lässt man die Buschmeger ruhig im Wald schalten und walten.

Man hütet sich eben ungemein, in die Eigenheiten dieser Herren irgendwie störend einzugreifen.

Nur eins ist den Buschmeger in Surinam — soweit das Auge des Gesetzes reicht — verboten: sie dürfen nicht nach Gold graben. Der Besitzer irgend einer Urwaldparzelle oder eines Placers sagt ihnen:¹⁾ „Thut was Ihr wollt, legt Ansiedlungen an, fällt Bäume, baut Bananen und Mandioca, aber kratzt mir nicht im Boden herum oder sucht mir nicht nach Gold in den Creeks, sonst“ —! Ja, mehr kann er kaum sagen, höchstens etwa: „sonst thut mir den Gefallen und verkauft das Gold, das Ihr bei mir findet, wenigstens mir, nicht einem Andern.“ —

Noch viel grössere „*Swells*“ wie die Holzhändler in Paramaribo waren die Buschmeger am Maroni, die, wie schon erwähnt, den Transport von Passagieren, Lebensmitteln, Werkzeugen, Maschinen von Albina oder der französischen Deportationsstation St. Laurent aus nach dem oberen Maroni, zumal nach den reichen, zwischen Lawa und Tapahonomi gelegenen, Goldlagern vermittelten.²⁾

Die Summen, welche die Buschmeger hier in kurzer Zeit verdienten und heute wieder verdienen, klingen einfach unglaublich. Ich kann sie aber getrost mittheilen, weil mein Gewährsmann der Stelle nicht fern steht, an welcher der grösste Theil dieses Gewinnestes wieder ausgegeben wurde.

¹⁾ Ich will damit nicht andeuten, das er überhaupt um seine Erlaubniss gefragt werde.

²⁾ Dies zur Zeit meines Aufenthalts zwischen Holland und Frankreich streitige Land ist inzwischen durch Schiedsspruch des Kaisers von Russland den Holländern zugesprochen worden. Vgl. hierüber Verh. der Berliner Ges. für Erdkunde 1891 Sitzg. vom 4.7.91 und die Kölnerische Zeitung vom 4. Juni 1891.

Der Vertreter der Holländischen Regierung in Albina zahlte zu meiner Zeit den Buschneger, die nach dem, am Zusammenfluss der Lawa und Tapanaheim gelegenen, Militärposten Lebensmittel und Abdeungsmaatschaffen brachten, 300 Gulden für ein Canoe, und ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse berechnete den Lohn, welchen die Buschneger in wenigen Jahren durch den Güter- und Menschentransport nach den Lawa-Goldfeldern erworben hatten, auf über 400.000 Francs! Die Buschneger am Maroni sind also nicht nur wohlhabend, sondern, für dortige Verhältnisse, geradezu reich zu nennen.

Die übrigen Neger sind viel zu faul und ausserdem auch gar nicht im Stande, mit den Buschneger, diesen unermüdlichen Rüderern und genauen Kennern der oberen Flüsse irgendwie in Wettbetrieb zu treten.

Auf die naheliegende Frage, was denn die Buschneger mit all diesem Gestaltung, ist die Antwort unschwer gefunden: sie geben es bei den europäisch-amerikanischen Handlern wieder aus. Es mag Einzelne unter ihnen geben, die ihre blanken Fünfhundertdollar, Dollars oder Gulden vergraben oder sonstwie aufbewahren, diese bilden aber die Ausnahmen. Die grösste Mehrzahl verplempert, abgesehen natürlich von den Ausgaben für wirkliche Bedarfsartikel wie Salz oder Schiesspulver, den durch harte, schwere Arbeit erworbenen Verdienst in rein kindischer Weise dadurch, dass sie so lange ihr Geld reicht. Alles kauften, was ihnen gefällt. Das meiste Geld dieser beinahe nackt herumlaufenden „Wilden“ wird, so unglaublich das klingen mag, beim Ankauf von „Toiletten“, nicht nur für ihre Freundinnen, Frauen und Töchter, sondern auch für ihre Todten verschwendet.

Bevor wir hierauf näher eingehen, muss eine, wie mir scheint, volkerkundlich wichtige Thatsache hervorgehoben werden: die Buschneger sind keine Sauter. Der Buschneger trinkt ganz gern eine Flasche Porter oder Bier, auch ein Glas Branntwem, zumal wenn er es nicht zu bezahlen braucht, er mag sich auch gelegentlich einmaa betrinken, aber er ist im Allgemeinen ein nüchterner Mensch. Weder bereitet er sich selbst raschendes Getränk, noch kanft er solche beim Europaer; in enger Berührung mit den sich zu Tode trinkenden Indianern lebend, häufig der Verführung in den Küstenplätzen ausgesetzt, fällt er nie dem Laster der Trunksucht anheim. Es sind eben ganz merkwürdige Leute, diese Neger im amerikanischen Urwald.

Sie erinnerten mich — mutatis mutandis — an die inmitten einer sautenden Bevölkerung lebenden, durchaus nüchternen Juden in Sibirien. Ich habe beobachtet, dass Buschneger den Laden eines europäischen Handlers besuchten und den ihnen nach Landessitte vorgesetzten Vermouth oder Branntwem vollkommen unbeachtet liessen. Erst nachdem die Geschäfte, nach oft stundenlangen Verhandlungen abgeschlossen waren, tranken auch sie ihr Glaschen — aber nicht mehr.

Beinahe noch überraschender, wie diese Enthalt-samkeit, war aber der Gleichmuth, mit welchem sie die theuersten, unpraktischsten europäischen Erzeugnisse, die ihnen gerade gefielen, kauften, zumal aber ihre geradezu erstaunliche Verschwendug, wenn es sich um bunte Tücher für ihre Schönen handelte.

Da betritt so ein mehr oder minder nackter Pater familias mit seinen weiblichen Angehörigen, Gattin oder Gattinnen, Töchtern, Nichten und Kusinen, die Alte, wie die Orgelpfeifen rangirt, im Gansemarsch hinter ihm einherschreiten, einen Laden. Die jungen Negerinnen sind hübsch, die älteren waren es wohl einst: Alle sind bis zu den Hütten gekleidet. Sie werden freundlichst begrüßt; man beeilt sich, für die Damen Stühle herbei zuholen. In die Enden und Zipfel der Pantje's und Toga's eingeknöpft tragen die Leute

ihr Geld, das sie nun gerne los werden möchten. Wie alle Neger und Farbige wird aber der Betreffende nie gleich den Gegenstand nennen, den er wirklich kaufen möchte; bedarf er z. B. einer Axt oder eines Buschmessers, so wird er sich Sonnenschirme vorlegen oder die Vorzüge einer Nähmaschiene oder meinethalben von Schlittschuhen erklären lassen. Er wäre auch im Stande, von letzteren ein Dutzend zu kaufen, wenn sie ihm wirklich einmal vorgelegt würden.

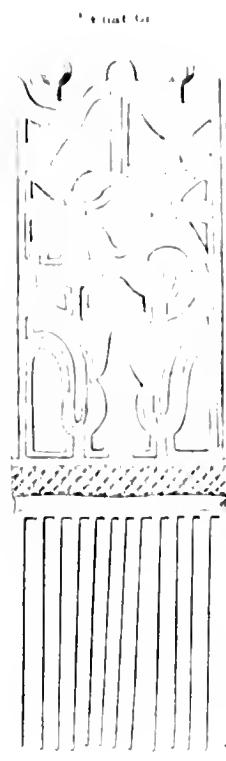
Das weibliche Gefolge durchstöbert inzwischen ungenirt den Laden; dienstbereit werden ihm herrliche bunte Kattune, die nur der englische, nie aber der deutsche Fabrikant dem Geschmack der Buschneger entsprechend anfertigt, unterbreitet, und lange bevor „the old gentleman“ mit seinem Geschäft zum Abschluss gekommen ist, haben die Damen ihre Wahl getroffen.

Nun kostet ein Stück Kattun von der zu einem „Pantje“, also einem vollkommenen Kleid einer Buschnegerin erforderlichen Grösse, durchschnittlich 1 Gulden (1 fr. 50 franz.). Ich habe es aber erlebt, dass reiche Buschneger mit der grössten Seelenruhe sich für 2- bis 300 Francs „Pantje's“ aus den verschiedensten Kattunrollen abschneiden liessen, ihren Daumen also, um den Vorgang ins Europäische zu übersetzen, 200 Toiletten auf einmal schenkten und dieselben sofort bezahlten! Ich weiss aus zuverlässiger Quelle, dass Buschneger bunte Kattune bis zum Werth von 1000 Francs kauften, um darin Leichen verstorbener Angehörigen einzwickeln. Ausserdem kauft der Buschneger einfach Alles, was ihm reizt oder was man ihm anschwatzen kann, wenn er auch nicht den geringsten Begriff von der Verwendung des betreffenden Gegenstandes hat. Mein Gewährsmann verkaufte nicht nur theure böhmische Gläser, die natürlich nie benutzt werden, wozu hat man denn die hohle Hand oder die Kalebasse?), nein, auch kostspielige Petroleumlampen (ohne Docht und Petroleum); ein silbernes Kaffeegeschirr an einen Mann, der nie in seinem Leben Kaffee getrunken hat, und wohl auch niemals solchen trinken wird; sogar eine goldene Taschenuhr an einen Glücklichen, dem nie eine Stunde schlug, der aber auch keine Tasche besass und der überhaupt gar nicht wusste, wozu die Uhr diente.

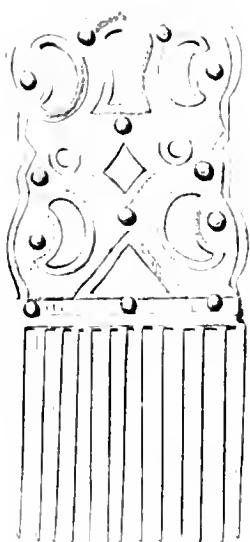
Auf diese Weise geben die Buschneger ihr Geld aus.

Wenn sie nun auch in der Lage sind, Alles, was sie für ihren Haushalt, ihr Leben überhaupt, nöthig haben, bei den Händlern in Paramaribo, Cayenne oder St. Laurent zu kaufen, oder bei den Indianern einzutauschen, so hat sich bei den Buschnegern neben der Kunst des Anfertigens von Corjalen, die aber mehr als ein Berufsgeschäft zu betrachten ist, doch eine kleine Hausindustrie erhalten, die zwar vielfach nur zur Unterhaltung betrieben wird, deren Erzeugnisse aber darum sehr interessant sind, weil sie weder einen rein afrikanischen, noch gar irgend welchen amerikanischen, sondern eben einen ganz unverkennbar spezifischen Buschnegercharakter aufweisen. Dazu gehören vor Allem die durchbrochenen, mit Messingnägeln verzierten Holzschnitzereien: Niedrige Stühle, Bänkchen, Kämme, Wäscheklopfer u.s.w.; die Ruder¹⁾ werden ebenfalls sorgfältig geschnitten, aber nicht mit Messingnägeln verziert, wohl aber die Corjale. Wenn ich auch die beiden nebenstehend abgebildeten riesigen Kämme (36 bzw. 21 cmtr. lang und 12 bzw. 9 cmtr. breit) im Verdacht habe, dass sie zum Zweck des Verkaufs angefertigt sind, so geben sie doch ein gutes Bild von der merkwürdigen Buschneger-Ornamentik. Ein Ethnograph, der nie solch eine Schnitzerei gesehen, könnte sie schwerlich klassifiziren: hat man den Charakter

1) Ruder, wie die Kämme, nach KAPPLER aus dem Holz der *Apidosperma excelsa*.



1 a mat. Gr.



Buschmeyerkammer.

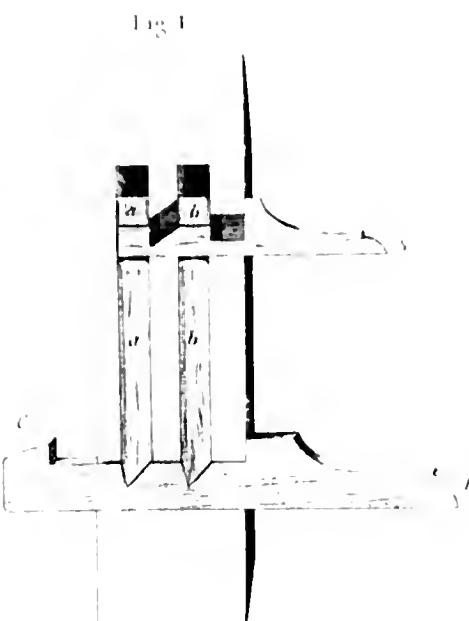
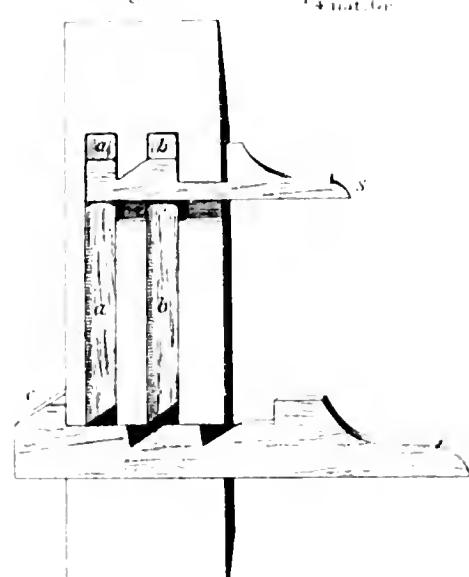


Fig. 1.



Buschmeyerschloss.

6) Oder doch? — In MEYERS Conversat. Lexicon 1889, p. 539; vgl. auch W. v. AUFMUTH, in: *Neue Afrik. Zeits.* 1889, p. 29 nach CAILLIAU, RICHARDSON, Bowraint für Afrika; BÖTTIGER, „Kleine Schriften“ Leipz. 1879, p. 11, 12, 29 „Schlosser und Schlüssel des Altrithums“.

7) Vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1891, p. 726 d. Verh. mit Abbildung (Haus der Neger in West-Afrika). Erkannte das Buschmeyer-Schloss sofort, da in seiner Heimat, in der Nähe von Potsdam, in West-Afrika, die Thüren der Scheunen und Ställe mit derselben Vorrichtung zugesperrt wurden. Lette, 20. Februar 1891. Ein Hölzerner Schlüssel besitze ich von den Wasalame im ostdeutschen Afrika.

aber einmal kennen gelernt, so wird man ihn nicht wieder vergessen, noch mit irgend einem anderen Typus verwechseln.

Hier dürfte auch das Holzriegelschloss der Buschmeyer Erwähnung finden, welche sie, wie sie manches Andere, aus ihrer afrikanischen Heimat nach der Neuen Welt herübergebracht haben, wo es wohl nicht bekannt war⁶ und das heute noch von den übrigen Negern in Guayana noch vielfach benutzt wird. Es ist das Schloss der alten Aegypten, dasselbe, das in Europa noch bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts allgemein üblich⁷ war, das man noch heute noch in Deutschland vielfach finden kann, das aber kein Europäer, der den Mechanismus nicht kennt, zu einem im Stande ist.⁸

Die Abbildung zeigt uns das Schloss von hinten, also von der Seite, mit welcher es an die betreffende Thür befestigt wird.

Auf Figur 1 ist die Thür durch den vorgesetzten Riegel *R* geschlossen, bei Fig. 2 ist der Riegel zurückgezogen. Der in Fig. 1, links befindende Kopf *C* muss also in einen Krampen oder in einen dazu genügend ausgebildeten

Piosten eingeschoben gedacht werden. Der lose Schlüssel *S* in Fig. 1 kann in dieser Lage herausgezogen werden. *R* ist dagegen unbeweglich, weil der Riegel durch die unteren spitzen Enden der lose im Schloss beweglichen Holzklötzchen *a* und *b* festgehalten wird; *a* und *b* sind oben mit zwei Einschlitzen versehen, die das Einschieben und Herausziehen des Schlüssels erlauben.

Will man nun das Schloss öffnen, bzw. den Riegel zurückziehen, wie in Fig. 2, so führt man den Schlüssel wieder ein (wie in Fig. 1) und hebt denselben, und mit ihm die Klötzchen *a* und *b* senkrecht in die Höhe, so dass deren untere Zähne nicht mehr in den Riegel eingreifen, der jetzt, so lange man den Schlüssel hoch hält, leicht hin und her geschoben werden kann.

Meisterhaft verstehen die Buschmeger das Anfertigen von Corjalen¹⁾. Entweder werden diese aus einem Baumstamm hergestellt, indem man denselben mit (europäischen) Beilen und Messern aushölt und aus dem ungefügten Urwaldriesen das ausserordentlich gefällige und zierliche, ebenso praktische wie schöne Fahrzeug geradezu herausschmitzt, oder der mächtige Stamm wird in zwei Hälften zersägt, die dann ausgehölt und, nachdem man sie mit Wasser gefüllt hat, über einem leichten Feuer in die gewünschte Form durch eingeklemmte Holzstücke aus einander gebogen werden. Angenehm ist das Reisen in diesen Einbäumen gerade nicht. Abgesehen davon, dass sie ungemein leicht umschlagen, dass man nur nach Buschmeger- oder Indianersitte mit angezogenen oder ausgestreckten Beinen ohne Rückenlehne in denselben hocken, nie aber in ihnen, wie in einem europäischen Nachen sitzen kann²⁾, erhalten sie durch die glühende Sonnenhitze leicht Risse, die den Reisenden zwingen, entweder Tage und Nächte hindurch ein Sitzbad zu geniessen oder aber durch unauthörliches Ausschöpfen des eindringenden Wassers sich die Zeit zu vertreiben.

Nur in Corjalen ist es möglich, die unzähligen Stromschnellen und Wasserfälle Guayana's zu überwinden und nur die Buschmeger verstehen sie hier zu handhaben.

Auch diese Einbäume bilden einen Handelsartikel der Bosch im Verkehr mit den Ansiedlern der Küste.

Für den Hausgebrauch fertigen die Buschmeger ferner die ungeschlachten Mörser und Stampfer an, in und mit denen die ausgepresste Mandiokwurzel zu Mehl zermalmt wird³⁾. Man hört dieses dumpfe Stampfen, wenn man im leichten Corjal über die stillen Ströme Surinams dahingleitet, lange, bevor man die Buschmeger-Ansiedlung selbst erreicht.

Wir werden, wenn wir die Indianer besprechen, auf die Bereitung des Kassavebrods zurückkommen. Immerhin mag hier erwähnt werden, dass wir beim Betreten der Buschmeger-Dörfer oft den Eindruck erhielten, als sei frischer Schnee auf die Hütten gefallen. Alle Palmdächer waren dicht mit blendend weissen, frischgebackenen Kassavefladen, etwa von der vierfachen Grösse unserer Pfannkuchen bedeckt, die hier an der Sonne trockneten. Das Kassavebrod der Buschmeger ist besser, wie das der Indianer, weil Erstere das Mehl zweimal sieben, Letztere nur einmal.

Die Frauen, denen neben der Pflege der Kinder, der Besorgung des Haushalts, dem Backen der Kassavefladen, dem Waschen der Kleidungsstücke, die Besorgung der Maniok-,

¹⁾ Näheres darüber findet sich bei KAPPLER.

²⁾ Man vergl. den rechten Winkel, den Rücken und Beine des Mädchens auf Tafel VI. N°. 4. bilden; ein Europäer, der versuchen wollte, in solcher Stellung zu rudern, würde den Corjal sofort umwerfen. Der Fremde setzt sich darum auch immer auf den Boden des schwanken Fahrzeugs.

³⁾ Vgl. Tafel III.

Mos., Yam., Bananen-, Nappi (einer Diocoreea), Bataten u. s. w., Felder und Pflanzungen obliegt, beschäftigen sich in ihren „Musso“ Stunden mit der Anfertigung von Topferwaren. Das Rohmaterial bildet wasser Thon, „Akler oder pumba-doti“, der über der Erde erwächst, auch zum Weissmalen der Haut oder des Baumwollschmucks verwendet wird. Er wird stark mit Holzkohle vermengt und erhält dadurch beim Brennen eine glänzende schwarze Farbe.⁴⁾ Die Formen der Schalen, Wasserschalen, Schüsseln, bieten nicht Charakteristisches, da hier entschieden indischer oder europäischer Einfluss zur Geltung kommt. Eine Sammlung solchen Topfgerüts überwies ich dem hiesigen Museum für Völkerkunde. Origineller sind die aus den Palmen oder zerschmetterten Schalen getriebenen „Achets“ Kürbisse hergestellten Gefäße und löffelartigen Schälchen, weil man diese an mit eingetragten Zeichnungen zu verzieren liebt. Verschiedene Kinkerlitzchen, welche die unter dem Einfluss der Herrn unter stehenden christlichen Buschmeier anfertigen, haben natürlich mass keinen ethnologischen Werth.

Damit wäre wohl die Kunstindustrie der Buschmeier erschöpft. Allerdings dienten noch die mit Zähnen, Muscheln u. s. w. verzierten Perlkettchen, die man als „numu“ oder „lorn“ als „Talisman“ „Obia“ (Zauber) getragen werden, Erwähnung finden.

Zur Herstellung eines „Obia“ kann übrigens jedes beliebige Material benutzt werden.

Dr. Serrzly aus Paramaribo veröffentlichte in der Zeitschrift „Ethnolgie“ 1886, p. 213 d. Verh. ein „Obia“ bestehend in einer „Halskette“ aus geflochtenen Mauermustasern, welche oben und unten durch ein wurzelähnliches, aus Schnüren gefertigtes und mit Lehm bestreutes Geflecht geht, in welchem die Kräfte des Talismans sitzen soll. Das wurzelähnliche Geflecht, mit Lehm bestrichen und mit Kaurimuscheln verziert, heisst „Pimba-doti“, die Muscheln werden „Papa moni“ genannt.⁵⁾ Hierbei ist Dr. Serrzly wohl ein kleines Versehen untergelaufen. Die an der ganzen afrikanischen Westküste als kleine Münze gültige Cypraea moneta heisst allerdings auf Taitaki „Papa moni“, also „Papageld“ oder „Goldpapai“; das Wort „Pimba-doti“ dürfte sich aber wohl nur auf den Thon, mit welchem das Obia bestrichen ist, nicht auf letzteres selbst beziehen.

Mir hat die Erklärung des Namens jenes weissen Thons einiges Kopzerbrechen verursacht. Negerengl. „Kleß“ bedeutet, wie dasselbe holländische Wort: „Thon.“ Lemnit „doti“ (engl. „dirty“) neben „schmutzig“, auch „Erde“, „Boden“; „Kleid-doti“ entspricht also vollkommen unserem „Thonerde“.

Aber „Pimba-doti“? „Pimba“ könnte vielleicht von „pipa“ (wie „pampara“ von „piper“) abgeleitet werden, also: „Pimba-doti“ = „Pfeifenthon“. Aber abgesehen davon, dass diese Erklärung gesucht ist, heisst „Pfeife“ auf Negerengl. „Pipa“ und nicht „Pimba“, ebenso der betreffende Thon „Pimba“ und nicht „Pimba-doti“. Sollte das Wort vielleicht afrikanischen Ursprungs sein? Aber zweifellos! dort haben wir ja das berühmte „Pemba“: „Als wir zu nun von KALAMBA in das Wasser geschickt, um ein Vollbad zu nehmen und dann von ihm Pemba zu erhalten. Zu diesem Zweck zieht er jedem, gross und klein, überall Geschlechts über Stirn, Brust und Unterleib symbolische Striche mit Tusse (2 cm Thon, wodurch sie gegen Krankheiten, Unglücksfälle und Verwundungen während der bevorstehenden Reise geschützt sein sollen“).⁶⁾

„Am Morgen hatte der Hauptling Tschibamba seinen Leuten Pemba ertheilt.“

⁴⁾ Die aus demselben Thon angefertigten Topferwaren der Indien, s. S. 14, 142, 261, 270, 276.

⁵⁾ WISSMANN, Wörterb. „Am. Lünette Afrikas“, Leipzig 1888, p. 319, ders. in „V. E. F. A. S.“

damit sie auf meinen Empfang würdig vorbereitet seien. Auch die hiesigen Baluba müssen von der Pembaertheilung ein Bad nehmen. Den Kreidestrich erhalten sie von der Stirn über Brust und Nabel hinaus".¹⁾

„Ich zwang die Aeltesten der Dörfer ihrem Oberhäuptling als Zeichen der Vergebung und des Friedens Pemba zu geben, eine Zeremonie, die darin besteht, dass der Aeltere dem Jüngeren auf Stirn und Brust mit Schlemmkreide ein weisses Zeichen macht".²⁾

Also zugleich mit dem Wort übertrugen die afrikanischen Sklaven auch die mit demselben verknüpften abergläubischen Ideen (die mit dem, was wir „Religion“ nennen, gar nichts zu thun zu haben brauchen) auf das entsprechende Material, als sie es in Guayana fanden. Prinz BONAPARTE (p. 187) schreibt: „Ils s'enduisent (für ihre religiösen (?) Tänze) le corps avec une espèce d'argile blanche, ce qui leur donne un aspect tout particulier“; daher also der Name „pimba-doti“ für Dr. SPITZLY's „Obia“; daher „pimba-doti“ für den weissen Thon im Allgemeinen, gleichviel zu welchem Zweck er verwendet wird. —

Die Buschmeger sind tüchtige und geschickte Jäger, wenngleich sie in dieser Beziehung von den Indianern übertroffen werden.

Zur Jagd auf grösseres Wild bedienen sie sich jetzt ausschliesslich europäischer Büchsen und Gewehre; Fische erlegen sie dagegen meist mit Bogen und Pfeilen, eine Sitte, die sie wohl von den Indianern angenommen haben. In der Art und Weise des Bogenspannens (arrow-release) besteht indessen ein Unterschied zwischen Buschmiegern und Indianern, der gleich hier erwähnt werden kann. Beide legen den Pfeil auf den Bogen, wenn letzterer horizontal, links an denselben, wenn er gerade gehalten wird; in beiden Fällen hält der Zeigefinger der Linken Pfeil und Bogen leicht umspannt. Die Sehne wird von den Buschmiegern mit dem dritten und vierten Finger gespannt, während Daumen und Zeigefinger nur den Pfeil halten; die Indianer spannen mit den vier Fingern der Rechten ohne den Daumen, wobei der Pfeil leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten wird.

So habe ich es wenigstens beobachtet und an Ort und Stelle niedergeschrieben. Ich glaube nun diesen Einzelheiten weiter keine besonders hohe Bedeutung beilegen zu müssen. Ich habe gesehen, dass ein Indianer seinen Bogen gerade, der andere ihm in einem Winkel von 45° zur Erde, der dritte ihn horizontal hielt. Das wird wohl ganz von den Umständen abhängen: ob der Jäger stehend, kriechend oder liegend, ob ungedeckt oder im Dickicht schießt.

Von 8 Buschmiegern (5 Männern und 3 Frauen) die ich zum ersten Mal genau untersuchten und beobachten konnte, waren zwei der Männer Linkser. Sie legten ihren Pfeil also rechts an den Bogen; drei von den 5 Kerlen hatten starke Nabelbrüche; eine der jungen Frauen schielte, die andere, schon erwähnte, spritzte mir ihre Milch ins Gesicht und eine ältere weibliche Person hinkte!

Welch herrliches Material für eine der hente leider nicht ohne Beispiel dastehenden anthropologisch-ethnographisch-statistischen Klassifizirungen! Welch lohnender Stoff für einen Vortrag: „Die Buschmeger nach eigener Anschaunung“ bei Gelegenheit irgend einer „Wanderversammlung“!

1) Ebenda p. 208.

2) WISSMANN, „Meine zweite Durchquerung Aequatorial Afrika's“, p. 70. „Pemba, ein weisser Farbstoff“, bei den Baluba p. 99.

Wie gelehrt und wissenschaftlich wurde z. B. der Satz kürzen: „... die Ge-¹husch-Verhältniss der Buschmegerbevölkerung Guayanas dünkt sich unzählig wie Comodina zu 3 (weiblich), also wie ca. 166:60 zu 100 stellen; jedenfalls überwiegt die männliche Bevölkerung um ein Bedeutendes, 60 Prozent der Männer leidet an Nabelbrüchen; beinahe 40 Prozent der selben sind Linkseher. Weit verbreitet ist bei den Frauen das Schneiden (ca. 55%) und Lähmheit (ca. 35%) eine Folge ihres lasterhütten und schamlosen Lebenswider und eben dieser Charakteranlage, die zumeist im Verkehr mit Europäern in ihren schlimmsten Auswirkungen zu Tage tritt.“ — Quid erat demonstrandum.

Indes leiden wirklich viele Buschmeger an verkrüppelten Fußsen mit Beinen, eine natürliche Folge des Herumlaufens, — ohne jegliche Fußbekleidung — auf stämmige Seiten oder im dornigen Wald. Man sieht sehr oft mehr oder minder verkrüppelte Fußwunden und Geschwüre, verwachsene Nagel und Zehen, auch dem Buschmeger setzen die wildenischen Sandflöhe (*Dílex penetrans*, *sicca*, *nigra*, *populi*) bösartig zu, kurz, eben so wenig, wie wir den „knackt“ einhergehenden Buschmeger-Gatten und Familienvater darum bezeichnen können, dass er seinen Damen keine theuren Schmiederrechnungen zu bezahlen braucht, ebenso wenig ist der barfüssige Neger, dem zwar nie ein Schuster thunre oder schlecht sitzende Stiefel anfertigt, besser daran wie wir.

Um nun wieder auf die Bogen und Pfeile der Buschmeger zurückzukommen, so merkten wir bald, dass letztere sich ungern von diesen Jagdwerkzeugen trennen; nur mit grosser Mühe ist es mir gelungen die Exemplare, die sich jetzt im hiesigen Museum für Jagdkunde befinden, zu erwerben. Dieselben unterscheiden sich wenig oder gar nicht von denselben Waffen der Indianer; vielleicht sind sie auch von diesen angefertigt oder entstammt.

Früher, z. B. noch zur Zeit des kürzlich verstorbenen Karim, besassen die Buschmeger ausgezeichnete Hunde, zweifellos Nachkommen der Hunde ihrer einstigen Herren, die, zur Jagd auf Panther, Tapire, Rehe und anderes Wild abgerichtet, von den Europäern zu hohen Preisen gekauft wurden. Dieselben scheinen ausgestorben zu sein; ich habe keinen mehr gesehen, dagegen verlangten Buschmeger am oberen Saramacca einmal von uns für einen schönen, reich geschnittenen Corjal 50 Gulden oder einen Jagdhund.

Hunde können an der Küste nicht gedeihen; zwar werden solche auch von den Indianern als Wächter der Hütten gehalten, es sind das aber wirklich erbarmungswürdige Skelette und Karikaturen unserer treuen Freunde. Auch die Hunde der Europäer verkommen rasch in Guayana. Aus den edelsten Thieren werden in kurzer Zeit von Zecken, Maden, Wurmern und Ungeziefer aller Art bei lebendigem Leibe aufgefressene, sich stets kratzende und walzende Geschöpfe. Will man die armen, nie spielenden, oder freundlichen Thiere streicheln, so schreien sie laut auf, da ihnen jede Berührung Schmerz bereitet, und kaum verrathen sie durch ein leichtes Wedeln ihres, bis zur Kahlheit eines Rattenschwanzes abgenagten Schweifs ihren Dank für die ungewohnte Liebkosung.

Über die politischen Einrichtungen der Buschmeger, über die Art und Weise ihrer Gemeinde- und Stammesverwaltung, oder darüber, ob sie Steuern an die Hauptzollzähler und in welcher Form dies geschieht, ob in Bar oder Naturalien, oder durch Troth-
dienste, zumeist aber über ihre religiösen Ideen und Gebräuche bin ich leider nicht in der Lage, aus eigener Erfahrung Kenntniss zu berichten.

Reichhaltiges Material hierüber findet sich in dem schon erwähnten Prachtwerk des Prinzen ROLAND BONAPARTE. Hoffentlich ist dasselbe zuverlässigen Quellen entnommen.

Um diese Verhältnisse wirklich kennen zu lernen, müsste man Jahre lang unter den Leuten hausen, sich in ihre Sprache, Begriffe und Anschauungen hineinleben, — eine dankbare und lohnende Aufgabe für jeden Ethnographen.

Was ihre „religiösen“ Anschauungen betrifft, so genügt mir der Name, mit dem sie ihren „Gott“, ein „höchstes Wesen“, den „grossen Geist“ bezeichnen sollen — „Gado“ (holl. „god“) — vollkommen, um alle daran geknüpfte, wenn auch aus dem Munde der Buschmeger entnommenen, Begriffe und Erklärungen als denselben von Europäern, zumal von Missionaren, untergeschobene bzw. suggerirte zu betrachten¹⁾.

Warum soll überhaupt jedes lebende Wesen an einen „Gott“ glauben? An welchen Gott glauben denn die Millionen von Buddhisten?

Viel eher lassen sich bei den Buschmegern Reste des afrikanischen Fetischismus nachweisen, obgleich auch hier grosse Vorsicht am Platze ist. „Obia“ und „Ponba“ haben wir schon erwähnt. Einen sogenannten Priesterstand (wie etwa die Piaü-Leute bei den Indianern) gibt es nicht.

Bei den Buschmegern, die mit den französischen Missionaren in Berührung kommen, ist es schwer zu entscheiden, ob etwa irgend eine Sitte oder ein Gebrauch ein Rest afrikanischen Fetischdienstes oder eine Erinnerung an eine unverstandene Zeremonie des römisch-katholischen Kultus ist.

Hier wunderspendende „Heiligenbilder“ — dort unheilverhüttende „Fetische“.

Am Eingang einer jeden Buschmegeransiedlung oder an den Landungsplätzen der Flüsse, von denen ein, durch die Wasser holenden Frauen ausgetretener Pfad nach dem hoch gelegenen Dorf führt, findet man oben eine aus höchst zerbrechlichem Material hergestellte Pforte, „Kifunga“ (oder Kifonga) auf Negerenglisch, die ich in meinem Tagebuch als „Triumphbogen“ bezeichnete.

Dieselbe besteht aus zwei, an der Spitze sich gabelförmig theilenden, in den Boden gesteckten Ästen, auf deren Gabeln ein durch Wind und Wetter in schmale Streifen, wie Fransen, zerrissenes mächtiges Blatt der Maripapalme ruht. Der Triumphbogen ist so hoch, dass diese Blattstreifen das Haupt des eintretenden Buschmegers oder normal gewachsenen Europäers leicht berühren, sofern derselbe nicht vorziehen sollte, um diese Eingangspforte herumzugehen. An dem Pfosten hängen meist einige Kalebassen oder leere Flaschen. Es ist möglich, dass diese Kifunga's aus irgend einem Aberglauber errichtet werden.

Viel interessanter waren kleine, aus Palmstämmen und -blättern hergestellte Verschläge, die zweifellos dem entsprachen, was wir in Europa „Altäre“ oder „Tempel“ nennen würden. Von einem der letzteren besitze ich eine (missglückte) Photographie. Es ist ein auf vier Pfählen ruhendes, vielleicht 2 \square Meter grosses, kaum mannshohes Dach von Palmblättern, unter welchem sich zwei niedrige, frei stehende, Holzpfosten befinden, von denen der eine entschieden in Form eines afrikanischen Fetisch geschnitten oder gehauen ist. Oben auf den Pfosten bemerkt man einen Topf und eine flache Schale, vielleicht für Opfergaben bestimmt. Vor denselben stehen zwei leere Bierflaschen.

—

¹⁾ In dem Werk von R. BONAPARTE sind ein „Loango Gado“, ein „Papa Gado“ und ein „Cromantie Gado“ als die „3 Hauptgötzen der Buschmeger“ angeführt!

Auch merkwürdige kleinere, altäthiopische, an Palmbäumen geflochtene Ge-fäße, in der Form am meisten an unsere althethitischen Wa-chenre erinnernd, denn auch das runde Loch, in welches man die Waschschüssel stellte, fehlt nicht, die man häufig etwas abseits von den Dörfern im Wald oder am Ufer findet, darf nur an Stätten betrachtet werden, in denen man Opfergaben — wohl für böse und gute Geister — niedergelegt. Auf den Ge-fäßen liegen meist Bananen und Reste von Kassavebrot, vor dem einen wehrt von einer Bananen-stange ein rotes oder blaues Tuch. Vor die er-Stange sind noch zwei oder vier leere, diesmal die bekannte viereckige Gebeverflasche. Ob hier nicht von trömmern Busch-negern dem Fetisch *Gambixs* oder *Tavirs* gehuldigt worden war? Bedeutend lebhaft waren die Flaschen immer.

Ich wollte von meinen Buschnegern Nähres über diese Fetischgegenstände erfahren, ob ihnen die Antwort zu suggerieren, hatte damit aber kein Glück. Sie hatten sie nicht, hatten sie meine Fragen nicht gehört und gaben mir einfach keine Antwort. Von den in Amerika lebenden weissen Kolonisten kann man selbstverständlich nicht die geringste Anhaltspunkts über die religiösen Anschaunungen oder das Geistesleben der Eingeborenen erhalten. Hiermit soll den Europäern da drausen kein Vorwurf gemacht werden: was wissen denn wir hochgebildete „an de sieb“ Menschen von den religiösen Ideen unserer Mitbewohner, mit denen wir täglich in Berührung kommen? Was wissen die Protestanten etwa von den Lehren und Gebräuchen der Katholiken, die Christen von den Juden, die jüdischen Menschen? —

Könnte nicht ein, heute von einer nach Europa unternommenen Forschungsreise zu seinen Penaten zurückgekehrter Buschnegger seinen Landsleuten schaudernd und ganz zufriede der braucht nur recht viele Zeitungen gelesen zu haben erzählen: „Grauel unter Grauel! In Europa schlachten die Juden kleine Kinder, die Katholiken essen ihren Gott, und die Protestanten trinken das Blut des ihrigen. Wahrlich! wir Wiede sind doch resste Menschen!“

Über die abergläubische Schen, welche sowohl die Buschnegger, wie die Neger überhaupt, vor dem Seidenwollenbaum in Guayana und Westindien haben, habe ich an anderer Stelle berichtet⁵; erst später fand ich dieselbe auch vom Prinzen Beck-Armen (1720) bestätigt. Wenn auch, soviel mir bekannt ist, der Silk-cotton-tree (*Bombax ceiba*) nicht in Afrika vorkommt und nicht von den Sklaven nach Amerika übergeführt wurde, so sollten doch dieselben Anschaunungen, die den Neger in Afrika verlassen, mit irgend einem hohen Baum gewisse, wenn wir so wollen, religiöse Begriffe zu verbinden, in der neuen Heimath auf den unter allen Bäumen des Urwalds hervorragenden Seidenwollenbaum übertragen worden sein. Jedentfalls steht die Thatsache fest, dass kein Schweizer die Geysche einen „Kankantri“, diese „Heilige Eiche“ des tropischen Waldes nennt, oder ihm nicht etwas zu Leide thut. —

Bei einem Todesfall werden die Leichen, wie schon erwähnt, in einer dem Vermögen der Hinterbliebenen entsprechende Menge bunter Kattuntücher eingewickelt und in einer einfachen Sarge im Wald begraben. Wie mir nun ein in Surinam geborener afrikanischer Kater erzählte, der seine Kenntnisse der Buschnegger- und Indianersitten entschieden nicht als Rätsel zu

⁵ „Der Seidenwollenbaum im Geistesleben der Neger“, *Georg. Philos.* p. 250. Vgl. auch *Geogr. H.* „Obiah. Witchcraft in the West Indies“ London 1889, p. 125. „A tree to which some negroes are supposed to pass under a Silk-cotton tree's spreading branches after nightfall. They say it is a spirit that goes and will inevitably fall any one attempting to lie down under it“ (vgl. *Geogr. H.* p. 125).

⁶ Der Indian. Name für den Baum ist „*Kaneru*.“

L. A. L. E. BM. V. Suppl. forst.

schöpf hatte, mittheilte, soll es bei solch einem Begräbniss merkwürdig zugehen: der Sarg wird von vier Buschnegern auf dem Kopf getragen. Dieselben scheinen zu zaudern, zu schwanken, sie taumeln mit ihrer Last an allen Hütten der Ansiedlung vorbei, bis sie, wie von einer magnetischen Macht angezogen, vor einer derselben plötzlich Halt machen. Hierwohnt selbstverständlich der Schuldige, der den Tod des Verstorbenen verursacht hat. Während so ein Aermister in Afrika zum Gifttrinken verurtheilt wird, und sich nur durch Bestechung der Priester vor dem sichern Tode retten kann, auf jeden Fall aber eine höchst peinliche Brechkur durchmachen muss, verfährt man bei den Buschnegern milder: durch eine Geldspende kann das Opfer sich von den Folgen seines Verbrechens loskaufen. Die barbarische afrikanische Sitte ist also in der neuen Heimath zu einer, wenn auch nicht schönen, so doch ziemlich harmlosen Abart unseres „Ausrathens“, oder „Ausliebens“ geworden, bei dem der „Allereingefallene“ die Kosten des Leichenschmauses zahlen muss.

Jeder Buschneger liegt den dringenden Wunsch, in seiner Heimath begraben zu werden, darum lassen sich auch Schwerkranke nur so ungern nach den Hospitälern in St. Laurent, Cayenne oder Paramaribo überführen. Stirbt ein Buschneger fern von seinem Dorf, so schneiden ihm seine Freunde oder Hinterbliebenen die Nägel und Haare ab, um dieselben später im heimathlichen Boden zu begraben. Das geschieht z. B. regelmässig beim Tode eines am Saramacca ansässigen heidnischen, vielleicht auch oft christlichen Aucaner-Buschnegers, selbst wenn derselbe am Saramacca geboren ist, weil er als seine eigentliche Heimath doch immer den weit entfernten Oberen Maroni betrachtet. —

Die Sitte des Beschneidens ist den Buschnegern unbekannt. —

Vielweiberei ist bei denselben gestattet, dagegen soll eine Buschnegerin keinen Verkehr mit einem Mann haben, solange sie ein Kind nährt; die Säugeperiode wird also wohl nicht allzu lange dauern. —

Beim Begrüssen nach längerer Trennung umarmen sie sich, indem sie einander entweder die Rechte oder Linke reichen und mit dem andern Arm die entsprechende Hüfte des Freundes leicht umschlingen. —

Wie andere Neger lieben es die Bosch, wenn sie nach irgend einer Himmelsgegend zeigen wollen, dazu die Schmaue mit den vorgestreckten Lippen zu benutzen. Kleine Kinder reißen entweder auf der Hüfte der Mutter, oder werden, wenn Letztere ihre Arme frei haben muss, in einem pantje, dessen Enden um den Hals geschlungen sind, auf dem Rücken getragen.

Eine Einrichtung fand ich bei den Buschnegern, die mir ausserordentlich impirte, eine Einrichtung, von der man meist nicht spricht, weil ihr Werth als Vergleichsobjekt zur Beurtheilung des Kulturstandpunkts verschiedener Völker und Nationen (auch in Europa) viel zu sehr unterschätzt wird. Die Buschnegger besassen nämlich wenn auch etwas ursprüngliche, so doch durchaus zweckentsprechende und reinliche Verschläge, hinter welche der Sterbliche sich zurückziehen könnte, wenn er allein zu sein wünschte: im Urwald dicht beim Dorf eine Wand aus Palmläppern, dahinter eine kleine Grube, eine einfache Sitzvorrichtung, ein Haufen Sand und mehrere Kalebassen mit Wasser. Sapienti sat. Man vergleiche damit die schänderhaften Einrichtungen der Holländer in Surinam, wie man sie übrigens auch noch in Deutschland auf dem Lande treffen kann. Den Wunsch des Alleinseins legten und liegen die Erbauer und Benutzer dieser Oertlichkeiten entschieden nicht. Im Gegentheil. Ein heruntergekommener Surinamer, der mir die Herrlichkeit vergangener Zeiten schildern wollte, sagte mir einmal: „Sie können Sich keine Vorstellung von dem

Luxus machen, der früher hier getrieben wurde. Ich versichere Sie, Mijnheer, auf der „beste Kamer“ der Plantage meines Vaters konnten neun Personen nebeneinander Platz nehmen!"

Dass die Buschmeger außerordentlich vergnügt und jedem Scherz zugängig sind, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Lachen, Singen und Tanzen ist ihr local gesellschaftliche Arbeiten, wie Rudern, das Fallen und Heben von schweren Baumstämmen u. wie beziehen sie stets mit Gesang; indessen brüllen sie weniger lärmend wie die übrigen indischen Leute. Auch unser braver Klyster und Koch, der eine vorn, der andere hinten im Corjal, die uns auf dem Maroni ruderten, vertrieben sich bei unablässigem, maskenhämmerschem Walde schauteln stundenlang bei Tage und bei Nacht die Zeit durch Singen, Pfeifen und Sehns gespräche. Es war wirklich unwiderstehlich komisch, den schwarzen, im Mondchein glänzenden Kerk vor uns über einen guten Witz, den er soeben, laut mit sich selbst redend, gemacht hatte, in ein brüllendes Gelächter ausbrechen zu sehen. Dabei sang er kleine Rapsodien, die vielleicht an irgend eine dunkle Schönheit gerichtet waren; in zweimalen Zeitabständen unterbrach er den Gesang, um statt dessen die Miedies zu pfoten und schüttelte sich dann vor Lachen über einen Scherz, den er sich vorgestellt. Würde man von uns, die wir schlafen wollten, etwa einmal ein „Halt doch's Mani altes Kwassikwassii“ (Name eines wieselähnlichen, sehr zutraulichen kleinen Thiers, mit dem wir uns in Saturam vielfach angefreundet hatten) zugerufen, so drehte er sich kurz um, spitzte die flerschnüren Lippen zu einem freundlichen „Oui“, war vielleicht eine Minute still und begann dann plötzlich, den Laut der eben gehört Worter, die er natürlich nicht verstanden, höchst ahmend, und den Tonfall variirend „das Lied vom Kwassikwassii“ anzustimmen; es wir vor Lachen den Corjal in Gefahr brachten. Man muss ähnliche Szenen in der unbeschreibaren Natur der Tropen erlebt haben, um zu verstehen, dass man sich später, sonst nach Jahren, am nüchternen Schreibstisch im kalten Europa sitzend, nur mit einem Gefühl der Sehnsucht dieser unbedeutenden Vorfälle erinnert, während der Leser vielleicht die Achseln zuckt und denkt: Was geht uns das Lied vom Kwassikwassii an?

Keine grössere Freude kann man den in Berührung mit Europäern stehenden Buschmegern bereiten, als durch das Geschenk eines Zylinderhuts. Man erreicht damit in einer Minute mehr, wie in stundenlangen Palavers. Dank der Güte mehrerer Freunde befanden sich mich im Besitz einer stattlichen Anzahl — $1\frac{1}{2}$ Dutzend — alter Ballhüte (Chapeaux-casquettes) denen ich zum grossen Theil meine, wenn auch bescheidenen Erfolge als ethnographischer Sammler bei den Buschmegern zuzuschreiben habe.

Der alte Gramman Abrai z. B. war, als wir ihn in Maripastone besuchten, recht schlechter Laune. Mürrisch beantwortete er unsere Fragen und alle unsere Versuche, von den Buschmegern irgend welche Gegenstände zu erwerben, scheiterten an seinem passiven Widerstand.

Kein Buschmeger wagte, ohne die Erlaubniss des Hauplings uns auch nur das Geringste zu verkaufen. Da holte ich aus unserm Boot einen uralten Chapeau-claque, loss auf und schnellen und durch unsern Dolmetscher dem Gramman zum Zeichen meiner Dankesfertigkeit für die erwiesene Gastfreundschaft als Geschenk anbieten. „Wenn du Sonntags an die Kasse gehst, Grosser Herr,“ sagte ich ihm, „wirst du einen eben so schönen Hut finden, wie ich Herr „Arnitri leriman“⁹ (Pastori). Aber dein Hut ist noch viel schöner. Das, was ich dir mit deinem Hut anfange, kann der Pandita mit dem seinen nicht. Sie hört!“ („Sie hört“)

⁹ „Arnitri“ = „Herrhuter“; „leriman“ = „Lehrer“.

den Hut gegen meine Brust) ein Druck! eins, zwei drei — der Hut ist verschwunden! Ein neuer Druck — bums! — da ist er wieder!" Der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Adrâi hatte sich langsam von seinem Stuhl erhoben, als der Hut in meinen Magen zu verschwinden schien; mit aufgerissenen Augen, Mund und Nase verfolgte er den für ihn unverständlichen Vorgang — dann sprang er plötzlich hinter mich, weil er überzeugt war, dass mir der Hut doch wieder am Rücken herauskommen müsse. Als ich denselben nun wieder emporschmellen liess und ihm mit den Worten: „Und solch einen Hut, Granman, schenke ich dir," überreichte, da kannte seine Freude und Dankbarkeit keine Grenzen: „Oh! oh! mi presenti! feines Geschenk! tangi, grantangi Masera!" dank, grossen Dank, Herr! wiederholte er mehrmals, schüttelte mir die Hände und wurde plötzlich ein aufgeräumtes altes Haus. Wir konnten nach Herzenslust sammeln und kaufen, den ganzen Ort, seine Kinder, ihm selbst¹⁾ photographieren und was war seine letzte Bitte?: „Wir möchten ihn doch in dem *anju batti*" (neuen Hut) verewigen! —

Wenn ich auch fürchte, den Leser mit meinen Freunden Klystrin und Kori zu ermüden, so möchte ich doch noch kurz bemerken, dass wir auch diese Beiden, nachdem sie uns nach Albina zurückgebracht, mit je einem chapeau-claque als Extrazulage belohnten. Ich habe, trotzdem ich damals schon stark an Fieber litt, selten in meinem Leben so von Herzen gelacht, wie bei jener Gelegenheit: Nachdem sie endlich den Mechanismus des Huts kapirt und überhaupt begriffen hatten, dass sie nun solch eine Kopfmaschine ihr Eigen nennen durften, wurden sie anscheinend beide von Grössenwahnsinn befallen: Eine Zigarette in den Mundwinkel geklemmt, den Hut keck auf eine Seite ihres Wollkopfs gestülpt, begannen sie Arm in Arm, prahlisch und herausfordernd, wie nur Buschmeger es können, die Dorfstrasse auf und ab zu wandeln — zwei pudelnackte Urwaldgigerl mit „Bibis!" So oft sie an uns verbeikamen, grüssten sie mit einer Grandezza, als wären sie mit dem Zylinderhut geboren, begegneten sie einem Landsmann, der sie natürlich anulkte, so sahen sie ihm verächtlich an: „Connais pas vous Mossien", trafen sie dagegen eine hübsche Negerin, so lüfteten sie mit Grazie ihren Chapeau, pflanzten ihm wieder schief auf's Haupt, versetzten ihm einen leichten Schlag oben auf den Deckel und bummelten liebäugelnd weiter. — Mit wie geringen Mitteln kann man doch oft Menschen glücklich machen! —

Bevor wir hiermit von den Buschmegern Abschied nehmen, möchte ich noch einmal auf die hohe Bedeutung derselben in ethnologischer und anthropologischer Beziehung aufmerksam machen. Auch sie werden nicht im Stande sein, lange noch dem christlich-europäischen Einfluss zu widerstehen. Wenn einmal die Buschmeger anfangen werden, Branntwein zu trinken und nach unserer Weise sich zu kleiden, dann können wir Ethnologen über ihrem Grab getrost ein Krenz errichten, denn für uns sind sie dann todt und auf ewig verloren wie so manche Anderen. Gerade darum würde ich es für sehr wünschenswerth halten, dass einmal ein junger Forschungsreisender, der vorher die afrikanische Westküste, die dortigen Menschen, ihre Sitten, Anschauungen und Sprachen kennen gelernt hatte, sich auf längere Zeit zwecks eingehender Studien und Vergleiche zu den Buschmegern Guayana's begäbe. An Unterstützung meinerseits durch Rath und That sollte es ihm nicht fehlen. —

¹⁾ Vgl. Taf. VI, Nr. 4. u. 3.

Ein viel weniger erfreulicher und sympathischer Bild, wie mir es vielleicht zu skizzieren habe, bietet sich uns, wenn wir uns zum Thun den Urbevölkeren Geographie den Indianern zuwenden.

Zunächst müssen dieselben in zwei durchaus voneinander verschiedene Gruppen unterteilt werden: In die im Innern Guayana, die oft oder eben die Indianer Guayana, eben von jeder sogenannten Kultur noch beinahe ganz unberührt gebliebenen, wenn nicht Indianer und in die Indianer der Savanne, der unteren Flüsse und der Küste. Die ersten, als stammverwandten, wenn nicht homogenen Elemente der amerikanischen, vorsozialen Bevölkerung, stehen, abgesehen von Britisch-Guayana, in keinerlei, wenn nicht höchst verdeckten Verbindung oder Fühlung mit und unter einander, so fehlen vornehmlich gezeichneten Existenz keine Kenntniss. Warum? Weil, wie schon bemerkt, es ihnen nicht möglich ist, zwischen die Buschmeger in der Gegend der Wasserfälle, sich wie eine Kette, ein Damm, zwischen das alluviale Küstengebiet und das Hochland, das Innere Guayana, zu erst und jeden Verkehr von der Küste nach dem Innern und umgekehrt, sofern es nicht in selbst vermittelten, unmöglich gemacht haben. Während früher die an der Küste wohnden berüchtigten Kariben im Surinam ungehindert schwunghaften Sklavenhandel nach dem damit verbundenen Menschenjagden betrieben, indem sie bei Nacht die Indianer des Innern tief im Innern überfielen, die Männer ermordeten, die hinteren Wege aber nach Paramaribo brachten, wo sie bei den atlantischen, sittlichen Händlern, die eben Kauter fanden, (vgl. QUANDT) stiessen sie eines scheinigen Tages bei der Rückkehr von diesen Raubzügen auf eine Binde entwichener Sklaven, die den Transport mit Besitzig begleiteten und die Gefangenen entweder todschlugen oder aber sammelten und unterbrachten. Hinterdem für eigene Rechnung weiter verkauften. Wenigen dieser Letzteren war es allerdings vorgekommen, ihren Patronen ein Dank- oder Trankopfer für glückliche Rettung aus den Händen der schwarzen Teufel darzubringen. Die früher, sowohl in Afrika wie in Amerika, wie die wilden Thiere gehetzten, gefangen, verkauften und verprügelten, dann ihren Herren entzogenen Neger, die Grossvater der heutigen Buschmeger, brachten den braunen oder rothen Kugeln ihrer heimathlichen Menschenjagden nicht gerade besonderes Wohlwohnen entgegen. Das zugesendende Wasserfallen und der stumme Urwald sollen damals Zeugen eigenthümlicher Vergangenheit gewesen sein: man spricht vom Schinden lebender Menschen über langsam brennende Feuer, unter gleichzeitigem Begießen des blutenden, röstenden Opfers mit Pfefferwasser; gesunde Menschen wurden mit Leichen eng verknüpft an Bäume gefesselt und seidne Trank mit Nahrung gelassen; nach wenigen Tagen konnte das vergiftigte Publikum das Schauspiel gesessen entweder den mit dem Tode Ringenden bei lebendigem Leibe von Würmern aufzutossen, oder aber den vor Hunger Wahnsinnigen selbst übergehen zu sehen zu einem Wahn und Leichttrass. Läudlich, sittlich, jedentfalls ist diesem Sklavenhandel um die die Buschmeger, ein gründliches Ende bereitet worden.

Dennoch blieben die Indianer des Innern schein in ihrer Urwaldheimath unter die Bewohner der Küste, die über die Wasserfälle stromaufwärts vordringen wollten, widerstand, mit Gewalt, theils durch List, durch allerlei Maßnahmen, die ihnen die Buschmeger entgegengestellt weiterem Vorgehen abgehalten. Heute fällt es in Französisch und Holländisch Guayana keinem Indianer oder europäischen Händler ein, auch nur den Versuch zu unternehmen, die Zone der Buschmeger zu durchbrechen. Das ist erst in den letzten Jahren, durch spanische Forschern, zumal CRIVATX und CORNATX, Dank der Unterstützung, die ihnen von Seiten der Buschmeger zu Theil wurde, geglückt.

Noch heute sind die Indianer des Innern überzeugt, dass sie an der Küste sofort als Sklaven verkauft würden, und an der Küste sind es durchaus nicht die Indianer oder Neger allein, die an die wilden Indianer der Buschmegererzählungen im Urwald glauben: grausige, kopflose, menschenfressende Missgestalten mit nur zwei Fingern an jeder Hand, denen die Augen in den Schultern sitzen. Die Buschmeger dagegen stehen mit diesen „Wilden“ in stetem Verkehr: gegen Gewehre, Pulver und Blei, Aexte, Messer usw. tauschen sie von ihnen allerhand Erzeugnisse, wie Töpfe und Körbe, zumal aber die prachtvollen, unverwüstlichen, mit Papageifedern verzierten *baumwollnen* Hängematten ein, die sie an der Küste zu sehr hohen Preisen wieder verkaufen.⁴⁾

Anders liegen die Verhältnisse in Britisch-Guayana, wo es keine Buschmeger gibt und wo, Dank der weisen und praktischen englischen Kolonialpolitik die Bewohner des Innern sich nicht scheuen, gelegentlich die Küste zu besuchen und wo umgekehrt von der Küste aus der Einfluss wirklicher Kultur und Gesittung durch Missionare und vernünftige Regierungsbeamte von Jahr zu Jahr tiefer in das Land, bis an die brasilianische Grenze hin vordringt. Jede Kolonie in Guayana hat eben, um ein bekanntes Wort zu variiren, die Indianer, welche sie verdient.

Während in Britisch-Guayana die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, dass die Indianer brauchbare, sesshafte, arbeitende Menschen werden — schon heute vermitteln sie, wie erwähnt, den Verkehr und den Transport auf den Flüssen des Innern von Demerara gerade so wie die Buschmeger auf dem Maroni — so ist dagegen der Rest der amerikanischen Urbewölkerung an oder nahe der Küste von Holländisch- und Französisch-Guayana nur als ein elendes, verkommenes Gesindel zu bezeichnen, dessen Aussterben in absehbarer Zeit bevorsteht, dessen Verschwinden aber auch nur vom Standpunkt des Anthropologen zu bedauern sein wird. Heute ist es zu spät, diese Bande zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Heute, noch viel mehr wie früher, werden die ernstesten Bestrebungen der Sendlinge, gleichviel welchen Glaubens, an der Indolenz und Verkommenheit dieser Indianer scheitern; die betreffenden Regierungen aber — und das kann man ihnen nur zu schwerem Vorwurf rechnen — haben sich um dieselben überhaupt nie gekümmert.

Ich kenne so ziemlich, abgesehen vom Innern Brasiliens, ganz Süd- und Zentral-Amerika aus eigener Anschauung und stehe nicht an zu erklären, dass ich die katholischen Ordensbrüder, vor Allem die Jesuiten, als die hervorragendsten und vorzüglichsten Kolonisatoren betrachte, die jemals mit der undankbaren Aufgabe sich befassten, den amerikanischen Eingeborenen zu einem regelmässig arbeitenden Menschen zu erziehen. Die Ausweisung der Jesuiten aus Süd-Amerika war ein viel grösserer Fehler, eine weit folgenschwerere Dummheit, wie z. B. die so oft besprochene Vertreibung der Juden aus Spanien. Näher können wir hierauf an dieser Stelle nicht eingehen. —

Über die Eingeborenen des britischen Guayana besitzen wir die ausgezeichneten Arbeiten von SCHOMBURGK und IM THURX. Ich habe diese Indianer nicht kennen gelernt und werde mich in Folgendem darauf beschränken, dieselben gelegentlich im Vergleich mit den Indianern Surinams zu erwähnen.

Nur wenige Überreste aus der Zeit vor der Entdeckung Westindiens und der Neuen Welt durch COLUMBUS und seine Nachfolger sind uns von den Indianern Guayanas erhalten.

4) Zu SACK's Zeiten zahlte man für eine solche *hamaca* über 600 Mark, heute kommen sie mir noch sehr selten vor.

Dieselben beweisen, dass die amerikanischen Eingeborenen des 15. Jahrhunderts mehr oder minder auf derselben Kulturstufe standen, wie wir sie prähistorischen Vorfahren der sogenannten „Stemzen“¹⁵ auf derselben Kulturstufe, wie die im Innern Brasiliens heute noch lebenden Uritakaben, die Kunst vor der Steinzeit vor Kultur an¹⁶ Nené entwickelt hat. Beider hat man den inzäldigen Steinwerkzeugen, welche die Indianer, stolde, ja mit unserem Eisen bekannt wurden, wegwarten, erst in den letzten Jahren wieder Aufmerk umset zu schenken begonnen.

Vorzügliche Sammlungen vorkolumbischer Waffen, Werkzeuge und Geräthe, befeindeter Steine und Muscheln usw. sah ich in Port of Spain (Trinidad), dann zuma in dem kleinen aber musterhaften Museum in Pointe-a-Pitre auf Guadeloupe, die mir eine bis dahin unbekannte Welt erschlossen. Das im Febrigen hervorragende Museum in Georgetown (Demerara) ist mehr ein zoologisches, modern ethnographisches; das sogenannte „Museum“ in Paramaribo eine von Ratten und Ungeziefer jeder Art zeifressene Naturalien oder Kostbarkeiten-Rumpelkammer; aber selbst eine solche fehlt in Cayenne.¹⁷

In Surinam erhielt ich nur ein Exemplar dieser amerikanisch prähistorischen Steine, das ich wiederum der Güte des Deutschen Konsuls E. A. Cava in Paramaribo verdanke. Dasselbe ist auf Tafel 4e abgebildet und befindet sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde. In der Form gleicht dasselbe dem von Ev. W. Tilly in Th. I Bd. III auf Tafel 10 N°. 14 des „Timehri.“ (West Indian Stone Implements. 1884. Demerara dargestellten „Hammer“ aus Antigua.

Die Einkerbungen zeigen, dass der glatt und scharf geschliffene und pointe Stein in einen gespaltenen Stock eingeklemmt und irgendwie durch Lianen oder geflochtene Bambusen, so wie wir es heute noch täglich bei Naturvölkern beobachten können, festgewunden, als Waffe oder Werkzeug gedient hat. Nach SIEGMANN (d. e. H. p. 191) berichtet von einer Gewohnheit der Indianer, einen jungen Baum, einen Ast anzuschneiden oder zu spalten, um in den Riss einen Stein einzuzwängen, der, wenn die Wunde wieder heilte, mit dem Baum zusammenwuchs. Solch ein „natürliche Kunstprodukt“ musste später eine gefährliche Waffe bilden.

Der abgebildete Stein wurde in einem Creek beim Goldwaschen gefunden. Diese Federschädel aus alter Zeit sind schwer zu bekommen, weil auch in Surinam die Neger den über die ganze Welt verbreiteten Glauben huldigen, dass diese Steinwaffen oder Werkzeuge „Donnerkeile“ sind, die bei einem Gewitter mit dem Blitz zur Erde herabfahren. Sie betrachteten dieselben als Talismane, von denen sie sich nur ungern trennen.

Die „zahmen“ Indianer Surinams sind nun ihrerseits wiederum in zwei Gruppen zu trennen, in die Kariben und Arowaken. Diese sprechen zwei ganzlich von einander verschiedene Sprachen, wenngleich sie in Folge ihrer vielfachen Berührung mit den Negern und Europäern heute auch sämtlich Takitaki verstehen und sich in dieser Sprache zweitig verständigen. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, als unsere Buschmänner, die gerne frische Fische bei den Indianern erstanden hatten, den ersten Indianer, wie er war, mit dem Maroni trafen, über die weite, stille Wasserfläche zu rufen: „Yu hat, pso, pso!“

Darüber, ob die Reste dieser beiden, früher so mächtigen Nationen sich nicht auch anthropologisch trennen lassen, habe ich kein Urtheil. Ich möchte es so zweitzen. Ich wäre nicht im Stande, einen Kariben von einem Arowaken seinem äusseren Habitus nach zu unters-

¹⁵ Interessante Sammlungen dieser Art im Europa best. zu seien.

scheiden, dafür lernt man die aussere Verschiedenheit der Mädchen und Frauen sehr rasch erkennen: Karaibinnen tragen die engen Wadenbänder und die merkwürdigen Lippenmädeln — nicht so die Arowakinnen: dagegen sind letztere noch vielfach im Gesicht tätowirt — die Karaibinnen nie.

Man muss sich das Verhältniss zwischen Karaiben und Arowaken nun nicht so vorstellen, als ob diese beiden Gruppen, in sich geschlossen, aber getrennt und abgesondert von einander, auf irgend einem Savannenstrich oder an den Ufern der Ströme wohnen. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Die Tausend oder höchstens zwei Tausend Indianer der Küste sind auf ungezählte kleine Dörfer oder besser Ansiedlungen vertheilt, deren grösste vielleicht 15 Hütten zählt, während ein Indianer-Camp oft auch nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. Dabei sind Karaiben und Arowaken regellos durch einander geschachtelt, wenn sie auch, wohlverstanden, nie zusammen in ein und derselben Ansiedlung hausen. Sie wohnen neben, aber nie mit einander. Man kann auf einer Bootfahrt, sagen wir 15 Indianer-Plätze passiren, von denen Nr. 1, 3, 5 usw. arowakisch sind, während 2, 4, 6 von Karaiben bewohnt werden.

Ich habe nie Menschen kennen gelernt, denen jedes Heimathsgefühl so vollkommen abgeht, wie diesen Indianern. Den Begriff Grundbesitz kennen sie überhaupt nicht; ihre ganze Habe lässt sich leicht in ein Paar Corjalen unterbringen; die Hütten sind in wenigen Stunden errichtet halten trotzdem aber oft Jahre. Wenn die Jagd oder der Fischfang nicht genügend ergiebig ist, wenn ein Mitglied der Familie stirbt, oder wenn es den Leuten gerade passt, so packen sie ihre Paar Sachen zusammen, um an irgend einer anderen Savanne, einem Creek oder einer vom Strom bespülten Urwaldstelle ihr neues Heim aufzuschlagen. KAPPLER berichtet, dass junge Indianer oft ohne ein Wort zu sagen, die Hütte ihrer Eltern verlassen und unter dem Einfluss des unwiderstehlichen Drangs nach Alleinsein, nach volkommener Unabhängigkeit, sich seitwärts in den Urwald schlagen, um niemals wieder in ihre Heimath zurück zu kehren.

Die ersten Indianer traf ich kurz nach meiner Ankunft in Paramaribo. Die Gelegenheit war damals günstig, weil die Geburtstagsfeier des Königs von Holland bevorstand, ein Fest, zu welchem die Indianer gern in die Hauptstadt kommen, um dort die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie: Töpfereien, Körbe, Siebe, Hängematten (wir werden darauf noch zurückkommen) zu verkaufen und den Erlös entweder sofort oder „staffelweise“ in erbärmlichem Schnaps zu vertrinken. Vor Allem auffallend war mir der niedrige Wuchs dieser Leute³. Neben den Europäern, Negern oder gar den Buschnegern nahmen sie sich einfach wie Zwerge aus. Der grösste derselben reichte mir nicht bis zur Schulter und wenn ich mit den Frauen und Mädchen sprach, musste ich mich bücken. Junge weibliche Personen, die durch ihre entwickelten Formen und ihr Verhalten verriethen, dass sie Mütter waren, oder es zu werden wünschten, waren nicht grösser wie europäische Schulkinder. Alle zeigten in ihren Zügen etwas greisen- oder gnomenhaftes; im Gegensatz zu der kärmenden Umgebung der Neger hockten sie theilnahmlos und gleichgültig herum, als gehörten sie einer anderen Welt an; ich habe nie Indianer lachen sehen; doch liessen sie sich ohne Widerstreben photographiren, messen und anfassen, wozu das prachtvolle Haar

³ Ich verzichte auf eine Wiedergabe meiner Messungen, weil mein Material zu gering ist. Was bedeuten die Massen von 1 Dutzend Individuen, bei denen noch allerlei „individuelle Varietäten“ (VIRECHOW) mitsprechen können, zur Bestimmung eines ganzen Volks, einer Rasse?

der Mädchen mehrfach Anlass gab. Das einzige Wort, das einzige Agen überhaupt auf welches sie reagierten, war — Schnaps.

Die Kleidung war eine sehr einfache. Beide Geschlechter ziehen mehr oder minder nackt einher. Auch in Georgetown Demerara kostet man die Indianer, wenn sie sich nicht zu zweit in der Stadt aufhalten, ungern, in diesem Zustand herumzutun, trotzdem die Indianer sonst in dieser Beziehung sehr streng sind⁶. Der Indianer ist aber ein Fremdling in europäischer Kleidung. Sobald die Leute ihre mitgebrachten Waren verkauft haben, oder wenn sie es finden, erstehen sie bei den jüdischen Händlern, die ihnen, natürlich gegen entsprechende Zinsen und genugendes Unterpland, gern Kredit geben, mit Vorliebe europäische Leute anzugeben nebst einem Strohhut oder wenigstens einer wollnen Unterjacke und sonst keine Röcke für ihre Frauen, welche letztere von diesen in ähnlicher Weise wie von den Buschmeger, Togaartig umgeschlungen werden.⁷ Lange dauert diese Freude allerdings nicht. Meistens in einen Tag steht man die Leute selten in ihrem merkwürdigen Anzug von einer Schnapskneipe zur andern tummeln. Auch sie marschieren stets in Abstand ihrer Freunde, so wie die Buschmeger, bei ihnen schreitet aber nicht der Vater familiös sonderlich, sondern die Mutter oder Grossmutter an der Spitze. Sie verfügt über das Geld und sie trägt eine kostbare Geneyerflasche, die in unzähligen, von Portugiesen oder Chinesen geschaffenen Gitterhöhlen gefüllt und auf der Strasse ausgetrunken wird, bis Geld und Kredit aufgebraucht sind, oder bis die ganze Gesellschaft betrunken in irgend einen Gratien oder in eine Strassenkoth fällt. Man lässt sie ruhig liegen — es sind ja nur Indianer.

Am nächsten Tage werden Unterjacke, Strohhut und Röcke dem Händler zurückgebracht, der dieselben, allerdings nur zu einem geringen Theil des Verkaufspreises, gegen Schnaps wieder an sich nimmt und wenn glücklich alles Geld bis auf den letzten Heller vertrunken ist, dann turkeln die Indianer nach ihrem Corral und kehren in ihre kleine Heimath im Urwald zurück, um dort ihren Katzenjammer in der Hängemette auszuschlafen.

Noch viel schlimmer und abstoßender war der Eindruck, den ich in Französisch-Guyana in St. Laurent am Maroni von den Indianern erhielt, die häufig dort anlegten, um hier die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie in Schnaps umzusetzen. Die Franzosen nennen sie „Galibis“ (Karaibem). Ihre Wohnsitze liegen auf dem linken, also dem westlichen Ufer des Flusses, weil die Franzosen auf ihrer Seite von der französischen Küste bis zur Buschmegergrenze keine Indianer dulden. Dieser ganze Strohland ist als „District pénitentiaire“ ausschliesslich für die Deportirten bestimmt. Worauf können den Indianern erlaubt, sich dort niederzulassen oder herumzutreiben, sei es jenes Kinderspiel für die Sträflinge, aus der Kolonie zu entwerfen.

So traf ich einmal in St. Laurent — ich wohnte damals auf der andern Seite, mehr wie 2 Kilometer breiten Stroms in Karim's Albina — einen grossen Trupp Galibis, ungefähr 5 Männer, 8 Frauen und Mädchen und ca. 1 Butzen Kinder. Die Männer sind fruchtbar, die Kinder sterben aber meist in der zartesten Jugend an einer akuten und indirekten Folge des maisslosen Alkoholgenusses. Während des Vermittlungsstandes der Gesellschaft durch die Stadt oder hockte vor den Läden; die Frauen verkauften Schnaps und Körbe.

Besonders bemerkbar machte sich ein junger Kerk, ob langhaarig oder mit dem N

6. Vgl. die Abbildungen auf Tafel VIII.

7. Auf E. Bd. V. S. 49, 49a.

Vgl. Tafel VIII.

8.

„Le Parisien“ bekannt war, durch sein für einen Indianer ungewöhnlich kantes und zudringliches Benehmen. Er war einmal mit irgend einem Reisenden oder einer der heute so beliebten Indianer-Truppen — dieser modernsten Art des internationalen Sklavenhandels — nach Frankreich gekommen und sprach recht gut französisch. Ich beschied die ganze Bande zu Mittag nach meinem Absteigequartier, wo eine mit den Landessitten und der Sprache genau vertraute „Kreolin“ aus Martinique den Dolmetsch machen konnte. Die Gesellschaft trat wirklich an: es waren schöne Mädchen im Alter von 12—15 Jahren darunter; man findet unter den jungen Indianerinnen überhaupt viele sehr hübsche Gestalten und Gesichter. „Le Parisien“ spielte in liebenswürdigster Weise den Kuppler, bis er hinausgeworfen wurde. Er erschien aber sofort wieder. Wie ich nun mein Notizbuch herausnehme, mir die Leute einzeln ansche und sie ausfrage, kann ich mich eines merkwürdigen Eindrucks nicht entwehren, ich war eben mit Indianern noch zu wenig in Berührung gekommen, und sage endlich zu Madame G.: „Verzeihen Sie, irre ich mich, oder habe ich schon wieder Fieber, aber die Kerle und Frauenzimmer wackeln ja Alle?“ „Mais bien sûr Monsieur, ils sont tous soûls!“ Die ganze Gesellschaft war Mittags um 12 Uhr dermassen betrunken, dass Keiner oder Keine von ihnen sich auf den Beinen halten konnte! „Ihr seid ja eine nette Bande“ rufe ich dem „Parisien“ zu. „Oui Monsieur“, sagt der ganz ruhig „les Indiens sont tous des cochons“. Und er hatte Recht. Die Szenen, die ich an jenem Tage erlebte, werde ich nie vergessen. Ich habe starke Nerven und während eines langjährigen Reiselebens in allen Zonen der Welt Vieles gesehen und beobachtet, aber niemals eine solche „cochonnerie“.

Als ich diese Indianer einige Stunden später auf der Strasse wieder traf, befanden sie sich einfach in einem vichischen Zustande. Ein bis zur Bewusstlosigkeit betrunkener Mensch ist immer ein Gegenstand des Ekels, eine betrunkenen Frau ein Gräuel, aber nun denke man sich dieses Dutzend von vollkommen alkoholisirten, wenig oder gar nicht bekleideten Frauen, Mädchen und Kindern! Selbst die Säuglinge waren betrunken! Junge, hübsche, nackte Mädchen schossen zickzackförmig über die Strasse, rannten gegen Bäume, schlugen mit dumpfem Ton auf den Boden, um wie todt in ihrem Koth und sonstigen alkoholgeschwängerten Ausleerungen liegen zu bleiben. Theilnahmlos stierten die Männer, die, langst vom Brautwein überwältigt, irgendwo in den unglaublichesten Lagen hingefallen waren und oft geradezu auf dem Kopf standen, ins Leere und wimmerten vor sich hin. Ein heftiger Regen brach los. Unbeweglich, mit offenem Munde lag unter einer Traute in einer grossen Lache ein etwa fünfjähriges, betrunkenes Indianerkind: wenige Schritte davon mit ausgestreckten Armen, wie eine Leiche, seine ebenso betrunkenen Grossmutter, Mütter, mit ihrem, durch ein Tuch an die Hüfte befestigten Säugling, aufgereggt wie Mänen, mit fliegendem Haar, nackt, von Kopf bis zu Füssen roth angestrichen, versuchten zu tanzen, bis sie hinstürzten, wobei das arme baby einige Meter auf der glatten, nassen Strasse dahinglitt, wie auf einer Eisbahn, bis es hülllos irgendwo im Schlamm stecken blieb — es war schauderhaft! Dabei drängte die Bande stets wieder nach einer Schnapsbude, wo den Leuten, so lange sie noch einen Centime oder irgend einen versetzbaren Gegenstand besassen, immer aufs Neue das tödtliche Getränk „atafia“ (Rhum) verzapft wurde. Kleine 5—6-jährige Kinder klammerten sich weinend und jammernd an ihre taumelnden Angehörigen und suchten dieselben von der Kneipe wegzuziehen, sie hatten Hunger, wollten nach Hause, vergossen bittere Tränen der Bekümmerniss. Was geschah? Ihre Väter, Mütter, Schwestern und Brüder

zwarzen die armen Weinen, Brantwein zu trinken, auch wenn die einer vor Wasser willen schütteln und überlabten Mutter liegen die zuckende, auf den geschnittenen getauchten Fingern lutschen! Düber war bei den letzten Gevverschaff die „schwarze, absoffene Elenf“ auszubaden. Als wenn der winzigen pechfarbenen durchfetzten alten Thrienen — es war der reine Hurenabbath!

„Tas de cochon!“ — wohl hatte der „Parisien“ Recht.

Wen trifft aber die Schuld für die ehranerhatten Zutaten? Dazu entscheiden die Europäer.

Warum verbietet die französische Regierung nicht den Verkauf von Brantwein an betrunkenen Indianer, zumal an betrunkenen Mädchen und Kindern? Wenn man möchte nicht Abends eine Patrouille durch die Stadt, die den Achtundfünfzig und den St. Laurent herumliegenden Indianer aufzulösen und nach irgend einem Scheiterhaufen zu schaffen. Es sollte man die Leute mit kaltem Wasser besprühn oder durch Prügel Wasser trinken machen. Eben solche Prügel waren den Europäern zu vertraut, um die Indianer mit ihr schänderhaftes Alkoholgitte verkantzen. Dann wäre dieser Señor *Le Maire* bereit.

Hente aber bekümmern sich die französischen Behörden gar nicht um diese schrecklichen Missstände. Ein französischer Priester, welcher der betrunkenen Indianer aufgefallen und von ihr mit gellendem Gesicht begrüßt wurde, munterte sie leicht auf. Keiner wagt sich in sein Kloster zurück. Der Commandant von St. Laurent überwacht die Indianer in der Regen aufgehört, ruhig seine Abendpromenade durch die mit starken Bäumen gesäumten Indianern geradezu besetzte Strasse, ohne dieseben anscheinend zu bemerkten.

Vielleicht sah er sie auch wirklich nicht; er war eben an den Anblick gewöhnt.

Die Trunksucht ist in Französisch Guayana in viel höherem Maasse verbreitet als in Surinam. In jedem Hause in St. Laurent steht die Vermuth- und Absinthflasche den ganzen Tag auf dem Tisch und wird fleissig benutzt. Nicht nur die Indianer, die Negroen, saufen, sondern auch die Soldaten, die Sträflinge, die indischen Kras und die Afrikaner. Als ich am Abend des oben erwähnten Tags mit dem Herrn, der wegbemerkte, wo er wohnte, dorthin zurückkehrte, verrieth auch unser Bootsmann, durch seine offene Universchamtheit einen hohen Grad von Betrunkenheit. Auf eine desbezügliche Befragung meinerseits erwiderte mir Herr D. in seiner gewohnt zarten und liebenswürdigen Art: „Gewiss ist der Kerl besoffen; das sehe ich so gut wie Sie; hier sind die Menschen immer betrunken, daran muss man sich gewöhnen; oder wollen Sie doch eben auf den Fluss rudern?“

Hente wird der Indianer an der Küste des französischen im Laufe dieser Gebiete von betrunkenen Eltern gezeugt, von einer betrunkenen Mutter entzüchtet und betrunken von derselben geführt und mit Schnaps aufgepeppt — ist es da das Wunder, wenn die ganze Rasse verkommt und ausstirbt? Wie ein schon einmal an anderer Stelle gesagter Tag ist nicht fern, an dem der letzte Indianer Guayana sein Zuhause verlassen haben wird, ohne andere Spuren seines Daseins zu hinterlassen, wie z. B. eine Gräberstätte. Einen etwas, wenn auch nicht viel, gunstigeren Eindrück gewährt man sich, wenn man sie in ihren Dörfern, Ansiedlungen oder Hütten besucht; es ist das Wunder, dass hier durch ewiges Betteln um Schnaps bestreift. Dafür wird es nicht leicht gemacht, dass man als Ethnograph der Ipdsumame der Indianer nicht die geringe Sicht auf Wasser kann; ohne sie würden die Leute nicht den kleinsten Topf der Kras entzweitzen.

Sucht nach Schnaps ist es, welche die Leute veranlasst, überhaupt irgend etwas zu arbeiten oder anzufertigen; ohne Schnaps würde man schon seit 50 Jahren keine ethnographische Sammlung mehr unter ihnen anlegen können, und die Indianer selbst würden darum dennoch auf keiner höheren Kulturstufe stehen wie heute. Denn auch das muss hervorgehoben werden, dass der Indianer, wenn ihm der Europäer keinen Schnaps liefert, sich seine berauschenenden Getränke, *Pairari*, *Cassiri*, *Tapana*, *Chicha*, *Kava*, *Peru* u. s. w. einfach selbst bereitet. Sind dieselben auch nicht so stark wie *Tafia*, *Dram*, *Arrak* oder *Rhum*, so erfüllen sie doch, in den nötigen Quantitäten genossen, ebenfalls ihren Zweck.

Bevor ich von den STEINEN's Reisebericht gelesen, hielt ich die Trunksucht für eine eingeborene Eigenthümlichkeit, für ein präkolumbianes Laster der amerikanischen Indianer. Nachdem wir aber jetzt durch STEINEN wissen, dass die heute noch in vorkolumbischer Steinzeit lebenden Eingeborenen des Herzens von Südamerika, die weder mit Europäern, noch mit ihren „zivilisirteren“ farbigen Nachbarn jemals in Berührung gekommen sind, keinerlei berauschenende Getränke kennen, habe ich mich gezwungen gesehen, diese Ansicht aufzugeben bzw. zu modifiziren. Es ist nicht anzunehmen, dass etwa die Vorfahren der Bakairi die Bereitung von berauscheinendem Manioktrank gekannt hätten und dass diese Sitte bei ihnen in Vergessenheit gerathen wäre — so etwas kommt nicht vor in der Welt. Laster werden schnell erlernt aber nie vergessen. Die Peruaner und Mexikaner waren dagegen jedenfalls schon lange vor der Conquista scharfe Zecher. Auch bleibt es doch sehr merkwürdig, dass die seltsame Art der Zubereitung der berauschenenden Getränke unter Benutzung des Speichels als Ferment über ganz Südamerika verbreitet und auch beinahe ausschliesslich auf Amerika beschränkt ist. Ich hörte von einer ähnlichen Sitte nur auf Formosa.

Das *Kava*-kauen kann mit dem Kauen des Kassavebrodes in keiner Weise verglichen werden. *Kava* ist eine Lauge, ein auf kaltem Wege aus einer zermahlten Wurzel durch starken Wasserzusatz bereiteter Thee: *Tapana*, *Cassiri* u. s. w. sind dagegen sämmtlich alkoholische Getränke, die den Gährungsprozess durchgemacht haben: beim Kauen des Maniok spielt der Speichel die Hauptrolle, beim *Kava*-kauen das Gebiss.

Sollte nun die Liebhaberei an geistigen Getränken den Indianern Guayana's wirklich erst durch die Europäer beigebracht sein, so sind diese jedenfalls sehr gelehrige Schüler gewesen, denn schon RALEIGH (Discovery of the Empire of Guiana, London 1848., HAKLUYT, p. 20) schreibt von ihnen im Jahre 1595: „Those Guianians and also the borderers and all others in that tract which I have seen are marvaylous great drunkardes, in which vice I think no nation can compare with them.“

Wir wollen dieses Thema vorläufig fallen lassen und uns wieder dem heutigen Indianer, den wir nunmehr in seiner Heimath aufsuchen werden, zuwenden.

Mit Vorliebe legen die Indianer ihre Ansiedlungen am Rande der Savannen, zwar dicht am Urwald, aber doch auf dem glatten reinlichen Sande der ersteren an. Indess auch am Ufer der Flüsse oder der zahllosen Creeks, je tiefer im Urwald, desto lieber, pflegen sie ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Man kann sich die geradezn überwältigende Schönheit einer Fahrt im Corjal durch die, nach irgend einer Indianeransiedlung führenden schmalen Wasserläufe (Creeks) des jungfräulichen Waldes schwer vorstellen: sie zu schildern ist unmöglich. Ich glaube, es giebt in dieser Beziehung kaum etwas Schöneres auf der Erde. Der Creek ist vielleicht 3-4 Meter breit und $\frac{1}{2}$ Meter tief, er verzweigt sich in

unzähligen Veränderungen häufig über Quadratmetren. Oft in Masse liegen, oft auch bedeutend höher, bis zur Erhabenheit unserer größten Kirchen, wölbt sich der Dom des Urwalds über unsern Häuptern. Nie hat ein Sonnenstrahl dieses Dach von preßenden, lebendigen und sterbenden Waldbiesen und schmarotzenden Pflanzen und Pflanzlein durchbrochen. Die Farbe des Wassers ist tiefschwarz; lautlos gleiten wir über die lauwarme Tiefe; in endlosen Krümmungen windet sich der Creek durch den Bruch; selten sieht man Ameisen oder Affen, sie hausen in höheren Regionen, aus denen zuweilen der scharfe Schrei der Papageien zu uns herabdringt; nur der hellen Pfütze des stets frischen Lipanwassers (mit einem dem Tukan: „*apapayo*“ begleitet uns auf der Fahrt. Da sehen wir plötzlich eine kleine Lichtung vor uns, während unerwartet rechts und links die gefälligen, flinken Gestalten rother (NB. rothgemalter) Indianermädchen aus dem Walde auftauchen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Diese hübschen nackten Naturkinder sind eine kostbare Stafflage; sie gehören zum tropischen Urwald, ebenso wie unsere Reise zum Deutschen Wald.

Die Landung an solch einer Urwaldstation der Indianer ist durchaus nicht leicht zu bewerkstelligen. Zuerst muss man aus dem Corjal, der stets geneigt ist, bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung des Reisenden unzuschlagen, einen weiten Sprung nach dem anscheinend festen Ufer hin ausführen, das sich aber oft als eitel Schlamm und Sand erweist. Durch diesen kann man dann weiter waten, wenn man nicht vorzieht, über eine Reihe einzelner, nasser und glatter, im Schlamm gebetteter Baumstämme zu balancieren; dem beschuhten Europäer fällt das sehr schwer. Von irgend welcher Erregung über den ungewohnten Besuch ist in der Ansiedlung nichts zu bemerken. Nur die erbarmlichen Hunde stimmen ein lautes Geheul, Geklapp und Gewinsel an. Sie werden aber zur Ruhe verwiesen und war es oft höchst komisch, die Indianerkinder zu beobachten, wie sie kleine, aufgeregte, schattenhafte Hündchen angstlich an sich zogen, ihnen das Maul zuhielten oder mit einigen Palmtasern zubanden, als wären sie fest überzeugt, dass diese Ungehörige uns verschlingen würden. Im Übrigen lassen die Leute sich in ihrer Beschämung oder ihrem gewöhnlichen Faulenzen gar nicht stören. Der Capitain oder sonstige Hauptling des Dorfs wird den Fremden vielleicht entgegen gehen, sie weder freundlich noch unfreundlich begrüßen, ihnen eine Erfrischung oder ein kleines Gastgeschenk versetzen, von für welches er natürlich eine reichliche Gegengabe in Gestalt von Schnaps erwartet; von den übrigen Indianern wird sich aber, abgesehen vielleicht von ein Paar netzigen kleinen Mädchen, Niemand auch nur im Geringsten um den Besuch kümmern. Die ins Blaue starrenden Männer bleiben in ihren Hangematten liegen und sind oft zu tölpel, auch nur den Kopf nach dem Fremden umzudrehen; die Frauen unterbrechen ihre hausliche Thätigkeit keinen Augenblick. So angenehm dies für den europäischen Besucher ist, so fühlt er sich doch in hohem Grade überrascht von dieser einzigartigen Gleichgültigkeit der Indianer, die an den Aufblick eines Weissen oder gar an einen Besuch derselben in ihren Ansiedlungen durchaus nicht gewöhnt sind.

Die Wohnungen der Indianer bestehen entweder aus niedrigen, dunklen Hütten mit dichtem, schwerem Dach aus Palmblättern oder aus hohen, hohen Schuppen, unter den Wänden, deren Giebeldach an den beiden Langsseiten bis zum Boden reicht. In diese Höfe über findet sich bei Karettao. An den querbambus und Stangen des Schuppen sind die Hangematten befestigt, hier hängen die *Matapas* und sonstigen bei der Kasse eines der gebrauchten Instrumente, hier werden auch die Begegn und Pfeile aufbewahrt. Die Begegn sind aus starkem, glänzendem, durch Reiben mit harten Ruten zu glättendem Holz geschnitten.

sauber gearbeitet und meist bis zu 1,75 Meter lang; die Sehne ist aus dem Hanf der Bromelie hergestellt. Die Pfeile in ihren zahlreichen Varietäten, in der Grösse zwischen einem und zwei Metern schwankend, meist aber eben so lang wie der Bogen, bestehen hauptsächlich aus Schilfrohr. Die Kerbe aus hartem Holz ist unten durch Baumwollfäden, mit welchen auch zwei kleine Federn angebunden sind, an das Rohr befestigt. Oben steckt in letzterem, durch Harz und Bindfäden mit demselben verbunden, ein ca. 25 cmtr. langes, dünnes Stückchen Holz, an welchem die Pfeilspitze, hente meist ein eiserner Widerhaken, angebracht ist. Dieselbe sitzt vermittelst einer Hülse aus Baumharz nur lose auf dem Holzstäbchen, ist aber durch eine oft 2 Meter lange Schnur mit demselben verbunden. Wie eine Harpune bleibt der Haken in dem getroffenen Fisch stecken, die Schnurwickelt sich ab und der leichte Pfeil steigt auf die Oberfläche des Wassers, wo er alsbald den Aufenthalt des erlegten oder verwundeten Thiers verräth.

Zur Jagd auf grössere Thiere bedienen die Indianer sich jetzt durchgehend europäischer Gewehre.

Der Hausrath: die zahlreichen Schüsseln, Schalen, Kochgeschirre und Töpfe, die *Payale* und anderen Körbe stehen theils in der Hütte, theils vor derselben. Von eigentlichen Möbeln findet man neben den Hängematten nur noch vereinzelt die merkwürdigen, in Form von Tapiren oder sonst eines Thiers geschnitzten niedrigen Schemel. Die Augen werden durch eingesetzte helle Steine oder Muscheln dargestellt. Diese Schemel sind aber selten;³⁾ im Allgemeinen dient dem Indianer die Hängematte als Stuhl, Sofa, Bank und Bett; räkelt er sich nicht in seiner *hamaka*, so hockt er auf dem Boden oder vielmehr auf seinen Waden.

Unter jeder einzelnen Hängematte brennt Tag und Nacht ein kleines Feuer, dessen Rauch einen wenn auch schwachen Schutz gegen die Moskitos bildet. Auf den Savannen kann es indessen, zumal bei Sonnenaufgang, empfindlich kalt werden und dann dienen diese Feuerchen den Indianern, die vollkommen nackt, ohne Decken u. dgl. in den Hängematten schlafen, auch als willkommene Wärmesender. Schlaft man mit Indianern unter einem Dach, so kann man Nachts immer den Einen oder Anderen hören, wie er sein Feuerchen anbläst oder durch ein Paar trockne Zweige auffrischt; bei Morgengrauen sieht man häufig seltsame Gruppen von jungen, dicht um das Feuerchen gedrängten Hunden, Katzen, Hühnern und Indianerkindern, die in friedlicher Umschlingung zusammengerollt, den Schlaf der Unschuld schlummern. Die Kinder schlafen meist mit Vater oder Mutter, oder zu mehreren neben einander, in der *hamaka*, sie fallen aber oft aus derselben heraus, zumal wenn die Herren Eltern betrunken sind, wobei die armen Würmer sich gelegentlich schlimme Brandwunden zu ziehen. Sonst hat solch ein Fall nichts zu bedeuten, wie ich aus Erfahrung weiß, da die belasteten Hängematten nur wenige Handbreit über dem Boden schwaben.

In einem geräumigeren Schuppen der Ansiedlung sind auch die grossen Trommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen und die Corjale, die bei den Trinkgelagen Verwendung finden, untergebracht.

Die Anlage der Hütten ist eine durchaus willkürliche; von der Ordnung und Regelmässigkeit, wie sie bei den Buschnegern so angenehm auffällt, ist hier keine Spur zu bemerken. Wohl aber sind auch bei den Indianern die Hütten und ihre Umgebung ausser-

³⁾ Ein Exemplar von mir befindet sich im hiesigen Museum für Völkerkunde.

ordentlich außer gehalten; ter- und in einem kleinen oder Mitten mit Rüttelbächen auf den Fußboden oder den Platz vor der Wohnung reinfegen. Zur Belebung derselben Befehle, welche entfernt sich der Indianer von dem Hause, schart eine ganze Garde an den Bogen und wirft dieselbe später wieder so fältig zurück, daß keiner davon mehr zu erkennen ist, so daß in Wasser lebenden begeben sich zu diesem Zweck in den Fluss.

In keiner grossen Ansiedlung fehlt die, meist in der Mitte jeder Siedlung, *Pro-Hütte*, ein niederer, kreisrunder Bau, dessen Rundheit nur durch Lisenen unterteilt ist, von mit dem Bauch kriechend kann man durch einen kleinen, reizenden, durch Kämme getrennten schliessbaren Eingang in das vollkommen dunkle Innere zu einem Mann, der durch Schwierigkeiten gemacht, diese Hütten zu betreten; allerdings war auch wenn sie ausser den Indianern zu sehen und gar nichts aus denselben zu hieden, denn die Indianer gewohnt waren, so an der Wand und den Spalten hängenden *Mazama* abzugeben. Die kleinen Figuren, die von Zauberklüppern, die ich besitze, stammen aus Britisch-Guayana. Hier in diesen Hütten vollzieht der *Patrón*, der Zauber- oder Priesterdoktor, seinen Hogen-pedes, auf dem wir noch zurückkommen werden.

Ebenso erstaunlich wie die Theilnahmlosigkeit der Indianer im Allgemeinen, ist die Gleichgültigkeit, mit der sie uns ungehindert in alle Hütten eindringen und dort eben auszustbern ließen, gleichviel ob der oder die Besitzer anwesend waren oder nicht. Das ist nicht nur für die Leute; weil sie selbst ausserordentlich ehrlich sind, lassen sie auch aus fremde Eindringlinge ohne jedes Misstrauen nach Belieben schutten und warten. Die Gegenstände, die ich zu erwerben wünschte, brachte ich zum Capitain. Nachdem der Ort der Jagd sucht und Alles Interessante vor dem Hauptling ausgebreitet war, begannen die Urtümliche Handlungen, die von unserer Seite durch unsern Dolmetscher, einen Surinamer, geleistet wurden. Die verschiedenen Besitzer der Ethnographica hatten sich inzwischen getroffen versammelt und bei jedem einzelnen Gegenstand fragt der Capitain: „Wilst du das abgeben? Was willst du dafür haben?“ Leider lautete die Antwort in den meisten Fällen „nichts“ zumal die Bogen und Pfeile und auch ihre grossen, alten Topfe wollten die Leute nicht verkauft. Dass bei diesen Unterhandlungen reichliche Schimpfsachen vertragen wurden, braume ich wohl nicht hervorzuheben. Dennoch wurde oft ausweichend geantwortet: „Der Gegenstand gehört nicht mir“, oder „der Besitzer ist abwesend.“

Endlich kam man aber doch zum Abschluss. Ich zahlte unserm Capitain den Preis der ganzen Kollektion in Gulden, und der musste sich dann mit dem Capitain und den Werth, den die einzelnen Gegenstände, oder das Ganze, *in natura* oder in Bezug zweier darstellten, einigen. Um die endgültige Abrechnung brauchten wir uns glücklicherweise nicht zu kümmern. —

Die Hautfarbe der Indianer ist sehr schwer zu bestimmen, da sie sowohl bei dem einzelnen Individuum, je nachdem dasselbe sich mehr oder weniger der Sonne aussetzt, wie auch an den verschiedenen Körperstellen, je nachdem sie befeckt werden oder nicht, so dass sie stets wechselnde und verschiedene ist, dann aber vor Alem, weil die Leute sich in den letzten Jahr ein, dick mit rother oder auch schwarzer Farbe anstreichen. Die Krieger, welche in Berlin zu sehen waren, hatten in Fuge ihres mehrmals tiefen Atemzugs, so dass sie sich aufzuentzünden, eine hellere Hautfarbe bekommen, wie sie besaßen, als zuvor sie sich auf-

¹ Dieser erkennt P. Ein von mir ertragter Vom. auf der 8. Sept. 1847, von den Karaya.

u. 2 Jahren am Maroni kennen lernte. Nach meinen Aufzeichnungen entsprach die Farbe der Indianer durchschnittlich der N°. 2 und 3, hi u. i., der RADDE'schen Scala (Vermilion vers orange).

Das Haar der Kinder ist dunkelbraun und geht erst später in Schwarz über. Die Männer tragen dasselbe kurz (es wird mit europäischen Scheeren geschnitten). Die Frauen lassen ihr schönes, aber Pferdeschweifähnliches, leicht gewelltes, Haar über den Rücken herabwallen.⁴⁾ Nur die Haare oberhalb der Stirn werden von den Weibern in Surinam

nicht so in Demerara⁵⁾ — kurz geschnitten. Diese Haartracht steht den jungen Mädchen recht gut, leider aber sind sie es auch, die ihre „Ponyfrisur“ am dicksten mit *Ruku*⁶⁾ einschmieren. Die gestampften Samen der *Bixa orellana* werden mit Oel zu einem steifen Brei von dunkelrother schöner Farbe, (die auch in unserer Industrie verwendet wird), vermengt und lässt sich dies Gemisch am Besten mit der Mennige unserer Anstreicher vergleichen. Mit diesem reiben nun die Indianer beiderlei Geschlechts nicht nur den ganzen Körper vom Hals bis zu Füssen ein, sondern auch die Haare oberhalb der Stirn und der Ohren werden damit durchtränkt, während das Gesicht meist nicht einfach roth bepinselt, sondern mit Hülle von feinen Holz- oder Bambusstäbchen, die auch zum Bemalen der Töpfe dienen, mit allerhand merkwürdigen Zeichen, je nach dem Geschmack des betreffenden Individuums, bedeckt wird. Diese groteske Gesichtsmalerei entspricht vollkommen der unserer Clowns. So lieben es z. B. die Karaibinen, rings um den Mund ein zweites Lippenpaar, dessen seitliche Ausläufer sich oft bis zu den Ohren erstrecken, zu malen.⁷⁾

Jeder Gegenstand, den der Indianer anfasst, oder mit dem er in Berührung kommt, zumal also seine Hängematte oder seine bescheidene Kleidung ist blutroth und färbt ebenso ab; nur die Sachen, die zum Verkauf für die Europäer bestimmt sind, werden einigermassen geschont. Neben *Ruku* liest man auch Körper-Zeichnungen aus schwarzer Farbe, die aus einer Frucht, *Taparipa*, gewonnen wird. Dass die Körperbemalung früher noch weit sorgsamer ausgeführt wurde wie heute, beweist folgende Stelle aus QUANDT (d. c. p. 72), der Ende des vorigen Jahrhunderts in Surinam lebte: „Weil die Indianer gewissermassen einen Kriegszug vornahmen, so hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie sie sich in dergleichen Fällen ausrüsten; denn diejenigen, welche keine Flinten hatten, machten sich dazu besondere Pfeile mit vielen Widerhaken, die jungen Leute bemalten sich mit rother und anderen Farben und bestreuten das klebrig gemachte Gesicht, Kopf und übrigen Leib mit einer Sorte weisser Fläumfedern, damit sie recht kriegerisch ausschen möchten und hatten auch ihre Gewehre nach indianischer Art bemalt.“ Die Sitte des Bestreunens mit Fläumfedern bestand früher auch bei anderen Eingeborenen Amerikas.⁸⁾

Die Zeiten sind auf ewig vorbei, in welchen die Indianer der Küste sich zum Krieg gegen die Europäer rüsteten; ihnen sind heute selbst die Schutters von Paramaribo gewachsen. —

Was nun die, wenn auch bescheidene, Kleidung der Indianer betrifft, so kam man die der Kariben und Arowaken männlichen Geschlechts gemeinsam behandeln, während

⁴⁾ Vgl. die Abbildungen auf Tafel IV. u. VII.

²⁾ Vgl. Tafel VIII.

⁵⁾ Der Name *Ruku*, (*Uraku*) stammt aus Afrika. Vgl. WISSMANN: „Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas“ p. 99. Der indian. Name ist „*Anato*“.

⁶⁾ In derselben Weise tatowirten sich früher die Indianerinnen am Orinoko.

⁷⁾ Vgl. mein „Tatowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen“ Berlin 1887.

die der Frauen einen bemerkenswerten Unterschied aufweist, bei einem Unterschied, der aber auch heute schon in Surinam zu verschwinden beginnt, wie denn letzter ist die beiden verschiedenen, einst so feindlichen Elementen, die es für Männer in Gestalt einer Alkoholverbindung aufzehren, vorher noch mehr sich vermischen und aneinander geworfen.

Die Tracht der Männer besteht aus einem, mit oder ohne Haube einer Baumwollseide Fadens um die Hütten geschnürten und zwischen den Beinen durchgezogenen Stück dunkelblauen, europäischen Kattuns, *Calandu* genannt. Gerade noch eben so, wie die Kattunstreifen, die zuweilen statt des dunkelblauen, irgend einen hellen oder bunten Kattun, wie etwa während die Arowaken Frauen und Mädchen — allerdings auch die sonst mehr oder weniger in Surinam, wohl aber in Demerara — ihre viel hübscheren Perlschmucke, *Qwepe*, *Qwepe*, in Brasilien bezeichnet haben.

Aber auch diese *Qwepe* sind keine echten amerikanischen Elfenzähne, sondern die Samenkörner, bunten Früchte und durchbohrten Muschelstücke, aus denen sie in einst heim hergestellt wurden, schon seit langen Jahren gerade so wie in Afrika die gesuchten sogenannten Glasperlen, die auf Baumwolltüden gereiht werden, verdrängt haben. Einzig aber ist der kleine Perlenschurz viel kleidssamer und origineller wie der europäische Kettenschurz. Seinen Zweck erfüllt derselbe vollkommen, dabei schmützt er kaum und kann sich im Augenblick gereinigt werden. Besser wie viele Worte, werden die Abbildungen auf Taf. VIII die Art zeigen, wie der *Qwepe* getragen wird und wozu er dient. An den nackten, bloßen Oberkörper oder Körper der Männer und Frauen überhaupt, muss man sich längst gewöhnen. Es ist indess merkwürdig, wie rasch das Auge und Gehirn des gebildeten Europaers und auch der Europaerin hierin nichts Anstossiges mehr sieht. Ich möchte als Beispiel nur erwähnen, dass z. B. bei den prächtigen Festsitz des Vizekönigs von Indien, die ganze eingeborene Dienerschaft, wenn auch in goldner und purpurner Laken, scheinbar barfuß aufwartet. Bei einem, zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs von Holland vom Sultan von Djokdjakarta auf Java veranstalteten Prunkmahl, dem ich einst bewohnt habe, erschienen die Diener und Tanzer in Hoftracht, d. h. mit unbekleidetem Oberkörper. Den Europaer ist es am ersten Tage vielleicht peinlich, sich von mehr oder minder unbekleideten männlichen und weiblichen Wesen umgeben und bedient zu sehen; am zweiten Tage wird er die Nacktheit schon gar nicht mehr bemerkten; am dritten Tage wird er es sich energisch verbitten, dass Einer oder Eine der Dienstbedien mit einer einzigen Hose oder einem christlichen Hemd geschmückt zum Dienst antrete.

Um aber auf die *Qwepe* zurückzukommen, so habe ich mehrere derselben auf Taf. I. und II. abgebildet und verweise auf meine Bemerkungen zu den letzteren. Die Säulen stammten aus Britisch-Guayana; die Muster sind rein amerikanischer, in keiner Weise von europäischem Geschmack beeinflusst; wohl aber könnten diese Männer jeder christlichen Dame als Vorbilder für Handarbeiten aller Art dienen.

Nachdem so die Kleidung, zu der ja auch mehr oder minder die Benennung gesucht werden kann, beider Geschlechter erledigt ist, wollen wir uns dem übrigen Schmuck der Indianer zuwenden, wobei denn auch sofort wieder ein bedeutender Unterschied zwischen Karaibinnen und Arowakinnen zu Tage treten wird.

Die prächtigen Arbeiten aus Papageifedern, mit denen die Indianer sie bei festlichen Gelegenheiten ehedem zu schmücken pflegten, sind längst aus dem Kustengelde Guayana's

⁴ Die Frauen sind in dieser Beziehung immer und überall konservativer als die Männer.

L. A. I. E. B4 V. Suppl. 1081.

verschwunden. Entweder hat man sie weggeworfen oder an Europäer verkauft; auch in Demerara sind die Federkronen und Diademe, Schurze und federverzierten Armbänder, die man gelegentlich dort erwerben kann, für den Verkauf angefertigt. Dagegen haben die Indianer ihre oft sehr geschmackvollen Halsbänder aus allerhand Thierzähnen, von Affen, Wasserschweinen, Tigern, Tapiren u. s. w., die zierlich an Baumwollschmüren aufgereiht sind, beibehalten. Die Frauen schätzen diese weniger, sie beladen sich lieber mit unzähligen, aus Kettchen werthloser Korallen oder Glasperlen bestehenden, Strängen oder besser Wülsten, oft bis zum Gewicht von mehreren Kilos, die von den oben erwähnten Maltesern und Levantinern eingeführt werden. Diese verdrängen taglich mehr die einheimischen, viel hübscheren Halsketten aus allerhand glatten, bunten und glänzenden Früchten und Kernen¹⁾. Dasselbe ist bei den Armbändern der Fall.

Auch der Schmuck der Indianerinnen starrt von *Ruku*: so ein Wulst von Hunderten von dunkelrothen Korallenketten erinnerte bisweilen an eine blutige, um den Hals gewundene Zervelatwurst.

Ganz eigenthümlich sind die Waden- und Fesselbänder der Karaibinnen; etwas Ähnliches kenne ich nur in den *Tijucos* der Alfuren z. B. auf Seram, wenngleich es sich hier um Hüftgürtel handelt.²⁾ Den jungen Mädchen werden im frühesten Jugend vier, aus Baumwolle sehr zierlich geflochtene Bänder, deren Breite etwa zwischen der unserer Servietteuringe und Manschetten schwankt, unterhalb der Knöchel und oberhalb der Fesseln angebracht, welche die Betreffende nie in ihrem Leben wieder abnimmt, bzw. welche sie, ohne sie zu zerschneiden, nie wieder abnehmen kann. Auch diese werden stets reichlich mit *Ruku* eingesalbt und mit Trödeln und Anhängseln von Baumwolle verziert. Wenn diese Ringe nun auch nicht gerade in das Fleisch einwachsen, so wächst doch das Fleisch der heranblühenden Mädchen und Frauen um und über dieselben, so dass die künstlich zusammenpressten Waden die Form von kleinen Tonnen (am Rhein würde man „Hümpchen“ sagen) annehmen. (Vgl. die Photographien auf Taf. IV u. VII).

Es ist mir nur einmal gelungen, ein Paar solcher Wadenringe zu erwerben: eine alte, sehr betrunkene Indianerin erlaubte gegen 4 blanke Gulden, ihr dieselben abzuschneiden. Die dadurch blossgelegte Haut erschien im Gegensatz zu der dunkelbräunen, vielfach mit Narben aller Art bedeckten Wade rosaroth. In Folge unvermeidlicher kleiner Verletzungen perlten einige Tropfen Bluts auf derselben. Als die „Operation“, die sehr schnell ausgeführt werden musste, damit der Betreffende keine Zeit gelassen wurde ihren Entschluss zu bereuen, zu Ende war und die Alte einen Blick auf ihre „nackten“ Beine warf, da weinte sie bitterlich — die Wadenringe sind aber jetzt im hiesigen Museum. Arowakinnen tragen diesen WadenSchmuck nicht, wohl aber hübsche Perl- u. dgl. Bänder an den Fussgelenken.

Noch merkwürdiger wie die Wadenbänder sind die Lippennadeln der Karaibinnen. Alle haben dicht unter der Unterlippe, in der Linie Nasenspitze-Kinn, ein kleines Loch gebohrt, das vollkommen dem Löchlein im Ohrläppchen unserer, Ohrringe tragenden, Damen entspricht. Durch diese Öffnung wird von innen eine Fischgräte, in den meisten

1) Merkwürdiger Weise bilden dagegen die unscheinbaren schwarzen oder braunen Ketten aus den Seinen von Winden, Passionsblumen u. dgl., die von den Indianern und Buschnegern am Maroni angefertigt werden, einen gesuchten Ausfuhrartikel, der von den Negerinnen und Mulattinnen auf Martinique und Guadeloupe thieuer bezahlt wird.

2) Vgl. meinen Aufsatz „Beitrag zur Kenntniss der Eingeborenen von Ceram“ Z. f. Ethnologie 1882, p. 65. d. Verh.

Fallen heute aber eine möglichst grosse Stecknadel eingesteckt, daß der Kopf der selben ein Herausfallen der Nadel verhindert, während diese selbst frei an der Unterlippe hervorsteht. Wenngleich diese Sitte eine verhältnismässig alte, schon von Herodot erwähnt ist, so ist dieselbe doch zweitelles nur ein Feiertäfelbel der einstigen, unarmokanischen Karibischen, zum Zwecke der Verschönerung Lippen, Wangen, Ohren und Nase zu durchbohren und in diese Löcher Steine, Zahne, Pflocke *batouque* aller Art oder Federn einzuzwängen. Lippenpflocke findet man an der Küste heute nur noch bei den Botoschir, die Wangenlöcher scheinen ganz ausser Mode gekommen zu sein und auch von den indigenen Onthocken und Ohrlöchern der Indianer habe ich nichts mehr bemerkt. In den Lippenstichen der Karibischen haben wir darum den letzten Rest dieser einst allgemein verübten Kopf- und Gesichtsverzierung zu sehen. Wenn die Karibischen nebenbei mit den Graten und Nadeln ihre Zahntöchter stochern oder ihre Sandlöcher aus den Füssen herausschaben, so ist das leicht verständlich, es wird aber doch wohl Niemand glauben, wie das behauptet werden ist, daß die Indianer Löcher in ihre Unterlippe bohren, um in denselben ihre Zahntöchter unterzutragen. Dass es vor 100 Jahren in Surinam noch Indianer mit durchbohrten Wangen und Löchern gab, eine Sitte, die heute vollkommen ausgestorben ist, während dagegen im Britisch-Guayana auch die Männer noch Lippenstichen tragen, beweist die Stelle bei Stedman (d. e. p. 167): „Sommige van haer steken ook gaten in de huid van hunne wangen of neus, om ter vederen in te platsen; maar dit is zeer zeldzaam.“

Auch heute wird man von den Karibischen fortwährend um Stecknadeln eingestochen. Man steckt ihnen dieselben, wie etwa einem Kinde ein Stück Zucker, in den Mund und in einer Sekunde haben die Weiber die Nadel nur mit Hülfe ihrer Zunge in das kleine Lippenloch richtig eingeführt.

Im Gegensatz zu diesem seltsamen Schmuck der Karibischen finden sich bei den Arowakinnen noch Reste der alten Sitte des Tatowirens.

Ich darf an dieser Stelle vielleicht einschließen, dass die Männer ihre spärlichen Bart- und sonstigen Haare nicht mehr anschneiden, während die Frauen und Mädchen die Körperhaare mit Ausnahme der Augbrauen und Wimpern entfernen.

Auch die Arowakinnen rupfen nicht ihre Augbrauen aus, doch tatowiren sich mit Nadeln und Russ dicht oberhalb derselben nachstehende Zeichnung *a*. Ebenso sind die beiden Mundwinkel nach der Wange hin in untenstehender Weise, *b*, verziert.



Aber auch diese Tätowirung habe ich nur noch bei alten Frauen gesehen.

Was die Beschäftigung der Indianer betrifft, so ist es selbstverständlich, dass der überwiegend grössere Theil aller Arbeit den Frauen zufällt; die Herren der Schanzen beschäftigen sich am liebsten und vorwiegend mit gar nichts; mit Trinken, Schwärmen, Liegen in der Hängematte vertreiben sie ihre Zeit, Tage, Jahre = ihr Leben. Nur

„Reisen in den Aequinoctialgeg.“, B. 9, Cap. 25, p. 12: „sie die Karibischen Weiber haben nicht genug Stecknadeln, welche sie in Erwartung von Taschen an der Unterlippe festgesteckt haben, so dass die Haut damit so, dass der Kopf der Nadel in der Mundhöhle bleibt“ (Herriges Sprachbuch, 1866, S. 86) zu haben, dass die Löcher für die Nadeln schon vorhanden waren, und dass die Indianerinnen vor 86 Stecknadeln überhaupt nur erbaten, um sie als Schmuck in diese Löcher einzustechen.

der Trieb der Selbsterhaltung und der eiserne Naturzwang veranlasst sie, gewisse Arbeiten, die sie ihren Frauen nicht aufbürden können, selbst zu verrichten. Dazu gehört die Jagd auf Fische und Thiere des Waldes, der Bau der Hütten und der Corjale. Irgend welche regelmässige Arbeit will und wird der Indianer nie verrichten, ich glaube auch nicht, dass er dazu im Stande ist. Wollte man ihn mit der Peitsche zu einer solchen zwingen, so würde er sterben, ebenso wie etwa eine Katze bei uns, die man vor einen Hundekarren spannen würde. Durch Versprechen einer oder mehrerer Flaschen Branntwein, von Schiesspulver, oder von Arzneien, die der Indianer gern gebraucht, kann ein Europäer ihn wohl veranlassen, einen Fisch oder ein Stück Wild zu schiessen, vielleicht selbst einen Baum zu fällen; sobald der Indianer aber sein Versprechen gelöst, oder einmal einen Tag gearbeitet hat, wird er seinen Lohn fordern, denselben vertrinken, sich in seine Hängematte legen und die nächsten 8 oder 14 Tage zu keiner weiteren Arbeit zu bewegen sein. Mit den Leuten ist einfach gar nichts anzustellen. Dabei sind sie sehr geschickte Fischer und Jäger und auch ihre Corjale werden gern von den Weissen gekauft.

Zur Jagd auf grössere Thiere bedienen sie sich, wie schon erwähnt, unserer Gewehre und Büchsen; Schildkröten, Fische, und selbst Wasserschweine erlegen sie mit Bogen und Pfeilen. Sehr hübsche und praktische Ruder, bzw. Schaufeln schnitzen sie aus Zederholz und bemalen dieselben später zierlich mit allerhand Zeichnungen; ihre aus Manritiafasern, Blättern und -Stengeln gelochtenen Segel bietet n dem heftigsten Sturm Widerstand – dennoch arbeitet der Indianer nur aus Noth oder zum Zeitvertreib.

Viel thatiger sind ihre Frauen. Eine Indianer-Hausfrau muss ausserordentlich viel arbeiten. Abgesehen von ihren Pflichten als Mutter, Köchin, Wäscherin, Spinnerin, Weberin, Last- und Arbeitsthier im Allgemeinen, hat sie die Maniok-, Bananen-, Pfeffers-, usw. Bäume und -Felder in Ordnung zu halten, während sie den Rest ihrer Zeit durch Anfertigen von Töpfen, Körben usw. ausfüllt, deren Erlös später, allerdings nicht von dem Gatten allein, vertrunken wird.

Die Hängematten, die von den Karibinnen aus Baumwolle, von den Arowakinnen aus den Fasern der *Bromelia karatas*, Holl. „zijgras“, „Seidengras“, angefertigt werden, finden bereits Erwähnung. Zum Spinnen des Rohmaterials bedienen sich die Karibinnen der, über die ganze Welt verbreiteten, einfachsten Spindel: einem nach oben sich verjüngenden Stäbchen, mit unten dem Wirtel thier meist aus einem Stück Kürbis bestehend, oben einem kleinen Häckchen. Man sieht diese Spindeln mit der blendend weissen Baumwolle vielfach unter den Hängematten schwirren und pendeln und die jungen Mädchen wissen das ursprüngliche Werkzeug mit ebensoviel Grazie wie Geschicklichkeit zu handhaben.

Auf ganz andere Weise spinnen, bzw. zwirnen die Arowakinnen ihren Bromelienthals. Die zarten Grasfasern werden auf dem nackten rechten Oberschenkel neben und an einander gereiht und dann einfach durch Reiben mit der flachen rechten Hand nach der Innenseite der Schenkel hin, zu endlosen Fäden von der Dicke unserer starken Zwerne gedreht. Damit dieser Faden gespannt bleibe, wird er um die grosse Zehe des linken Fusses und um das hochgezogene rechte Knie zu Strängen gewunden. Die Weiber sitzen dabei auf dem Boden oder in der Hängematte.

Das tägliche Brod liefert den Indianern der Maniok (*Jatropha manihot*), eine Euphorbiacee, aus deren Wurzeln und Knollen Kassave hergestellt wird, ein Produkt, das auch in Europa, wo es allerdings meist nur gefälscht zu finden ist, in etwas veränderter

Form, unter den Namen „Mandocer“, „Topuk“, oder „Ariwari“ ziemlich bekannt. Der Anbau der Pflanze verursacht nur wenig Mühe, die durch den Hartkatzteck bestreut wird. Die, vollkommen der süssen Kartoffel zuehrenden, Knollen werden geschnitten, indem man die Schale abreißt, oder bei ganz jungen Früchten, wie bei den etwas jungen Kartoffeln, abschlägt. Dann werden diese Knollen zu einem Brei wie Marmelade zermahlen, und zwar benutzt man dazu heutzutage an der Küste große europäische oder Amerikanische Kochtöpfe. Nur durch die Güte des Herrn Dr. Münch, Leiter des Museums in der eingerichteten Dernière, ist es mir gelungen, eins der ursprünglichen Beibehälter (*Samari*) von den Mayas zu erhalten.

Es sind dies leicht gewölbte, ca. 50 cmtr. lange und 25 cmtr. breite Blätter, die mit einer Schicht Baumharz bedeckt sind, in welcher zahllose kleine, rauhe, eckige Steine stecken. Auch diese *Samari* werden durch allerhand schwärze Zeichnungen und Muster aus *Taparipu*-Saitt (Linsch) verziert. Mein Exemplar überwiegt ein, ebenso wie die anderen Gegenstände, die ich noch erwähnen werde, dem Berliner Museum.

Der nasse Brei wird nun in eine eigenartige aus gespaltenem Rohr unter zethartem, schlauchartige Röhre *Matapi* (*Tipi* im Brasiliense) gefüllt. Diese *Matapi* sind so geschlitzt, dass sie sich lang ausziehen, oder auch in Rüttelung der Länge zusammenziehen lassen, wobei der Durchmesser natürlich zunimmt. Füllt man das, bei einem Umfang von ca. 30 cmtr. ca. 1½ Meter lange *Matapi* mit nassem Manokbrot, so schwollt sein Umfang ca. 50 cmtr. an, während die Länge zu ungefähr 80 cmtr. zusammenzuschrumpft. Oben befindet sich an demselben eine Schleife, mit welcher man es an irgend einem Spalten des Flechs oder einem Baumast anhangt; unten ist eine starke Öse, ein Grifl, wie bei unseren eisernen Gewichten, angebracht, an den man entweder einige Steine befestigt, oder durch welchen man eine Stange schiebt, die mit lebendem Gewicht in Gestalt eines Indianern belastet wird. Hierdurch dehnt sich das geschwollene *Matapi* in die Länge, während der Saft des Brots aus den Fugen des Flechtwerks in ein untergestecktes Gefäß rinnt. Binnen Kurzem ist der Brei auf diese Weise vollkommen trocken gepresst und wird als langer weißer Zylinder⁴ aus dem *Matapi* herausgezogen. Der frische Manoksaft ist in Folge starken Blausanregedehls in hohem Maasse giftig; merkwürdiger Weise verliert er diese Eigenschaft, wenn man ihn zu einer brauenen syrpartigen Masse, dem sogenannten *Casiripo* (*Cassiripo*, *Cassiripo*), einkocht. Diese Säuse gleicht in Aussehen und Geschmack der londoner Worcester shire Sance, die aus gezochneten japanischen *Schassayac*-Böhnen hergestellt wird.

Casiripo bildet für die Indianer neben Pietter ein nichtbährliches Gewürz, ein Nahrungsmittel, welches auch bei allen Europaern in Guayana und Westindien als pikante Zusatzsauce und zumal als wichtigste Würze des berühmten „Peperpot“ in hohem Grade beliebt und darum nicht immer leicht zu bekommen ist.

Kassayebrot ohne jede Zuthat genossen, ist ein recht füdes Essen; dasselbe in ein nischesche Piettersance getanicht, schmeckt schon besser, obgleich die Brühe tintenfarben. Hasskratz, zu Husten und Thiranen reizt; Kassayebrot mit *Casiripo* schmeckt „(1829. 2. 17. 1871) von demselben Brod und einem unerschöpflichen *Casiripo*-Peperpot aber kaum nachzusehen, ja selbst sich daran stodtessen.“

⁴ Andeutungen davon finden sich bei Prof. Münch, Westindien, S. 27, 1855, S. 17, 1856, sowie in der Z. f. Ethnologie 1869, p. 568 d. Verhandl. VI. v. 1869, Tafel VI, N. 2.

⁵ Vgl. Tafel III, und die Beschreibung derselben.

Der „Peper“ (oder engl. „Pepper-Pot“) entspricht ungefähr dem „Hotch-potch“ amerikanischer und englischer Jäger, dem „Hutspot“ der Holländer, oder der Spanischen „olla potrica“, (wörtl.: „Verfaulter Topf, „Pot pourri“): In einen thönernen, oder besser eisernen, grossen Kochtopf werden Jahr aus, Jahr ein, täglich grosse und kleine, wenn möglich knochenfreie Stücke Fleisch, Gelfügel, u. s. w. geworfen, mit *Casiripo* begossen, und zu jeder Mahlzeit aufgewärmt oder von Neuem geschnmort. Der Peperpot darf nie leer werden; je älter er ist, desto besser. Alles Gute, was bei Tische übrig bleibt, wird in den Pot geschnettet; neben dem schon erwähnten Fleisch von zahmen und wilden Thieren, auch Kartoffeln, Bananen, Zwiebeln, Reis, spanischer Pfeffer, Schildkröteneier, Rüben, kurz einfach alles Essbare mit Ausnahme von Fischen. Auf seinen Pepperpot ist ein westindischer Pflanzer ebenso stolz, wie etwa ein Rheinländer auf seinen guten Wein, den er von seinem Grossvater geerbt hat. Pepperpotte, die seit Generationen in ein und derselben Familie täglich in Anspruch genommen werden, ohne jemals leer oder gar (wenigstens von innen) gereinigt worden zu sein, werden heute leider immer seltener; man liebt es, den Fremden zum Kosten derselben einzuladen, wobei es dann neben dem Pepperpot natürlich auch eine Menge anderer guter Sachen gibt. Und all diese kulinarischen Freuden verdankt der Weisse dem *Casiripo*, einer Erfindung des so verachteten Indianers.

Kehren wir aber wieder zu diesem zurück.

Die cylindertörmigen, der Form des Matapi entsprechenden, Stangen des ausgepressten Maniokkreis werden zerbrochen und auf (oft kunstvoll geflochtenem) Sieben (*Manari*) zerrieben, (bei den Buschnegern, wie schon erwähnt, in Mörsern gestampft und dann noch zweimal gesiebt). Auf grossen, flachen, heute eisernen, früher thönernen Pfannen, die auf Steinen etwa eine Handbreit über dem Boden ruhen, wird dann dies trockne, bei Bedarf wieder leicht angefeuchtete Mehl, das an unser Sägemehl erinnert, über schwachem Feuer zu grossen, ganz dünnen Fladen, dem sogenannten Kassavebrot, neben Bananen, Pfeffer und *Casiripo* dem beinahe einzigen vegetabilischen Nahrungsmittel der Indianer und Buschmeger, verbacken. Bei sofortigem Gebrauch fällt ein Trocknen des Mehls weg, dagegen werden die fertigen Fladen bei Indianern wie Buschnegern stets zu diesem Zweck den heissen Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Dies Kassavebrot der Küste entspricht vollkommen den *beiju* in Zentralbrasilien; dagegen scheint die Bereitung der brasilischen *farinha*, dieses ausgezeichneten Maniokpräparats, in Surinam und Demerara nicht bekannt zu sein. Wohl aber finden wir es unter dem Namen *couac* wieder in Französisch-Guayana, wo es auch einen Theil der den Sträflingen verabreichten Lebensmittel bildet.

Ueber die Rolle, welche das Kassavebrot bei der Bereitung geistiger Getränke spielt, werden wir später reden.

Die hauptsächlichste häusliche Beschäftigung der Frauen bildet die Anfertigung von Töpferarbeiten der verschiedensten Art: von riesigen Töpfen, in denen ein hockender Mensch Platz findet, grossen Schüsseln von 50 emtr. Durchmesser an, bis zu den kleinsten, zierlichsten Nippssachen. Die Art der Fabrikation und das Material sind in ganz Guayana dieselben; die Formen der Gefässe, ihre Bemalung je nach dem Geschmack der betreffenden Indianerinnen aber verschieden. Jetzt lieben die Letzteren es allerdings, meist zwei Stücke (als „Pendants“, wie der Deutsche sagt) von demselben Muster anzufertigen. Ich habe aber schon 15–20 Krüge, Wasserflaschen, Ententöpfe usw. die sämmtlich unter einander verschieden, aber alle von derselben Indianerin angefertigt waren, in einer Hütte gekauft

und findet dann in der nächsten Hütte bei einer anderen Indianerin wieder Fig. 29 nach. Muster. Die Weiber sind geradezu immer ehrlich im Erhalten einer Formen, wobei niemals keineswegs abschlossen ist, dass sie sich hin und wieder an alte Frene oder Muster anlehnen. Von ähnlicher Lust und Liebe zum Sichemmen treten auch die Töpfer zu Formen die allerdings auf einer bedeutend höheren künstlerischen Stufe standen, beobachtet gewesen sind.

Auch die charakteristische, altamerikanische Form der *Dropo* (Fig. 29) oder die aus 3 und 4 zusammengefügten, durch verschwommene Henkel miteinander verbundenen Krügen gebildeten Arbeiten, findet man heute noch in Guyana häufig an alten indischen Indianerzeugnissen.

Natürlich tangt die angehende Künstlerin mit dem Neahmen der Natur an, hier dient vor Allem die Kalebasse als Vorbild. In jeder Wasserflöte (*Dropo*) wird man die Urgestalt des Fläschchenkükusses, dem man bekanntlich so lange er wünscht, ohne Einschränkung u. s. w. beliebige, oft höchst merkwürdige Formen geben kann. Einheimische Töpfer Länge nach zerschnittene Kalebasse mit dem passenden Deckel, bietet da Vorbild für Schnäbel und Schalen, mit und ohne Deckel. Je einfacher die Form, desto älter ist sie. No. 6 auf Tafel II ist ein zweckmassiges Wasserglas, ganzaus kein Kunstwerk. Man taucht dasselbe im Fluss unter, es füllt sich unter dem bekannten Grundsatz, der Wasser erhält sich schon kühl in dem porösen Gefäss, aus dessen Mundung sich der praktische Krüppel lässt. Diese Mundung stört aber die Symmetrie des Gefässes, sie stört das Kunstwerk der Indianerin; darum klebt sie ein ganz zweckloses Stückchen Thon an. Gegeben ist an das andere Ende des Gefässes und nun erst kommt ihr der Gedanke: Das sieht ja ähnlich aus wie ein Wasservogel! Sie probirt weiter, verlängert den Hals der Mundung, nimmt aus dem Gegenstück ein Schwanzchen, löst den oberen Rand erst zu rudimentären, dann allmählig deutlicheren Flügeln los, das praktische Mundstück wird in einen recht unpraktischen Vogelkopf verwandelt und im Laufe der unscheinbarsten Metamorphose ist aus dem ursprünglichen zweckmassigen Wasser- und Trinkgefäß ein, wenn auch viel löscheres, aber auch viel theureres und zerbrechlicheres Abbild einer Ente, ein Kunstwerk entstanden.⁹ Diese Enten finden Kaufherren, nur beginnt die Künstlerin, ihre Familie, von ganze Ansiedlung, nichts Anderes wie Enten zu formen; eine Konkurrentin wirft sie auf das Tapirmuster, eine Andere auf die Schildkröte, kurz diese Töpfereien, wie wir sie auf den Ausstellungen in Amsterdam und Paris sahen, wie ich deren Hinterette als Gefäss mitbrachte, sind ganz nette Arbeiten — sie besitzen aber durchaus keinen wissenschaftlichen Werth. Hierzu gehören auch die in der Zeitschrift für Ethnologie 1888, Taf. VII und p. 406 der Verh. sowie ebenda 1889, p. 213, besprochenen Wassergläser von Afewarke und Karaiben in Surinam. Die berühmteste Vertreterin der Ententöpfchen am Mataparo ist fübrigens vor zwei Jahren gestorben; eine ihrer Tochter war ein Mitglied der nach vor Kurzem in der Hasenheide zur Schau gestellten Karabentruppe; sie ist lange krank und verkommen — Dank dem europäischen Vater ihrer Kinder, der die arme Person sehr für morderischer Kalte in Jahrmarktsbuden Schwindsucht und Tod holen lässt. Ihre Schwester ist dagegen eine sehr geschickte Töpferin, die viel Geld verdienen würde, wenn sie nicht die Franzosen hohe Preise für ihre „zargoulettes“ zahlen, wenn der Ehemann nicht immer sofort wieder vertrunken würde. Ich riet ihr, in einer ihrer nächsten Siedlungen einen Entenkörper mit Schildkrötenkopf, Fischschwanz und Tapirbemalen darzustellen; Vier-

9. Vgl. hierzu Tafel II.

leicht hat man noch einmal das Vergnügen, eine solchen Phantasietopf in einer wissenschaftlichen Zeitschrift als „höchst seltenes thönernes Gefäss aus Surinam“ besprochen zu sehen.

Den Grundstoff zu allen Töpfereien liefert der schon mehrmals erwähnte weisse Thon. Man findet denselben an den Creek's in der Nähe der Savannen, wo er rein weiss aus dem sonst braunrothen Lehm zu Tage tritt. Dieser Thon wird mit der zu Kohle gebrannten, zerstampften Rinde eines, *Kwapi* genannten, Baums vermischt, durch welche er beim Brennen die gelblich-rothe Farbe erhält. Die Gefässer und Töpfe werden gänzlich aus freier Hand modellirt: Den Boden⁴⁾ bildet ein flach geknetetes Stück nassen Thons, auf welches ringsum kleine Würstchen, meist nicht dicker wie Regenwürmer zu Hunderten auf einander gereiht und von innen wie von Aussen sorgfältig an die vorhergehende angeknetet und dann geglättet werden. Hierzu bedient man sich kleiner Stücke von Kalebassschale, die in der Form vollkommen den Löffeln der Buschmeger entsprechen. Ist der Topf mit seinen Anhängseln und Verzierungen soweit fertig modellirt, so wird er sorgfältig durch Polirsteine von Aussen geglättet; dann lässt man ihn eine Zeitlang trocknen, färbt ihn je nach Belieben mit der in *Ruku* getauften Hand oder mit den erwähnten kleinen Stäbchen roth und brennt ihn über einem offnen, sacht glimmenden Holzfeuer. Will man das Gefäss dann noch schöner machen, so bemalt man es von Xenein mit allerhand Ornamenten, die heute unregelmässige geometrische Zeichnungen scheinen, einst aber wahrscheinlich figürliche Darstellungen bildeten, mit *Ruku* (roth), *Pimba doti* (weiss) oder *Taparipa* (schwarz) und brennt dasselbe zum zweiten Mal.

Eine grosse Rolle spielt bei dieser Fabrikation der Polirstein, der den Indianerinnen aus diesem Grunde ausserordentlich werthvoll ist und den sie um keinen Preis verkaufen. Ich habe einen solchen auf Tafel I, d. abgebildet, den ich zufällig als Geschenk von einem Herrnhuter Sendling erhielt. Den Werth, den die Indianerinnen auf diese Steine legen, ohne welche sie allerdings gar nicht im Stande wären, ihre hübschen Töpferarbeiten auszuführen, mag folgender Vorfall beweisen: Wir besuchten am Poika-Creek, auf dem linken Ufer des Saraiacca, eine Indianer-Ansiedlung und überraschten die Frauen mitten in ihrer häuslichen Thätigkeit. Die Einen flochten Körbe, die Anderen woben Hängematten. Eine schmorte ein sehr appetitliches Gürtelthier, eine Andere verschönerte vor einem kleinen Handspiegel ihr Gesicht mittelst *Ruku* und *Taparipa*: Andere lagen in den Hängematten, saugten ihre Kinder, spannen oder schließen, der grössere Theil derselben aber war mit Töpferarbeit beschäftigt. Als wir uns, natürlich mit der unvermeidlichen Geneverflasche in der Hand, Einer der Letzteren näherten, sahen wir, wie dieselbe ihren Polirstein — Gott weiß wohin, denn Kleider trug sie nicht — blitzschnell verschwinden liess. Da ich schon lange erfolglos auf diese Steine fahndete, bat ich unsern Dolmetscher, der mit den Indianern seit Jahren bekannt und befreundet war, zu versuchen, den Gegenstand für mich zu erwerben. Das wurde nun nicht nur knrzweg abgeschlagen, sondern die Person weigerte sich auch beharrlich, den Stein überhaupt wieder zum Vorschein zu bringen. Der Dolmetscher wurde ärgerlich, warf der Indianerin seinen Hut in den Schoss und sagte ihr: „Sei doch nicht so dumm, hier hast Du ein Pfand. Du branchst uns den Stein nur einen Augen-

4) Der Boden der Töpfe läuft manchmal spitz zu, so dass dieselben auf hartem Boden ohne Stütze nicht stehen können. Darum dreht man diese Töpfe beim Niedersetzen auf den Sand durch eine leichte Wendung einige Centimeter tief in denselben ein, oder aber die spitzbodenen Töpfe werden durch um sie geschichtetes Feuerholz aufrecht erhalten.

blick zu zergen, dann bekommst Du einen Schnapf." Die Person aber antwortete: "Und wenn Du mir hundert dondro Hute als Pfand quatta gibst, den Stein zeige ich Dir nicht, denn Der da Schreiber da wäre doch im Stande, mir ihn abzunehmen." Ich muss auf die Betreffende keinen ganz vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben.

Diese dunkelrothen glatten und glanzenden Steine, von etwa der rechten Größe eines Hühnchens, die sich fettig anfühlen, vererben sich von Generation zu Generation.

In Surinam sind sie entschieden nicht einheimisch. Ich hatte sie nicht für Kunstprodukte, sondern glaube, dass dieselben ihre Form, Rundung und Farbe dem Einfluss verdanken, dass sie als Gerolle auf dem Boden einer der riesigen Strome des westlichen Bezirks vom Hochland Guayana's nach der Küste gemacht haben und dadurch einen solchen erhalten würden, wie manche Kieselsteine, die wir an den Ufern unserer Flüsse finden. Durch den langjährigen Gebrauch als Polirsteine werden sie natürlich noch rüttter und glänzender. Wahrscheinlich kommen dieselben durch Tauschverkehr aus Britisch Guayana her. Schon am Se schreibt Bon Schomutuk¹⁾: "Die Indianer brachten mir Stücke eines rothen Steins, welche sie als eine grosse Merkwürdigkeit ansahen, und die sie nach ihrer Erziehung und Tägeressen hinter Pirara auf den westlichen Bergen des Bacaimo zerstreut. Und die rüttte Breite geholt hatten, dher wäre also die Hemmth der Polirsteine zu vermutten." Auct. Ich halte sie für rothen Jaspis.²⁾ Im Trop.³⁾ sagt: "suitable porphyry pebbles, resulting from the action of water, occur in many of the smaller rivers of the interior; these are collected and form a regular article of trade. If I am not mistaken, these so-called "charm stones" which Schomutuk and others obtained from the Indians under the impression that they were worn into their present shape merely by being long beaten in the hands of Indian children, in a form of divination (wo soll Schomutuk das geäussert haben?) d. Verte are in reality the natural waterworn pebbles used by potters".

Jedenfalls besitzen diese Polirsteine als Ethnographica hohen Werth.

Neben der Töpferei widmen sich die Indianerinnen mit Vorliebe der Amürtzung von allerhand Flechtwerk. Abgesehen von den schon erwähnten *Matapa's*, den Säcken, Matten, den für den Haushalt nötigen Körben in unzähligen Formen, den grossen und kleinen Fachern, die zum Aufsuchen des Feuers dienen, sind es zumal die *Paga* (eigentlichen *Pacara* = „Korb“), welche von den Frauen mit ihren Töpfen zum Verkauf an die Europäer nach der Küste gebracht werden. Die *Pagale* sind rechteckige, aus gespantem Watamis-Rieth getlochtene Körbe, die ihrer Form und Grösse nach unseren Handkoffern entsprechend. Der Deckel, der etwas weiter ist, wie der Korb selbst, wird über letzteren geschnitten, bis er, wie dieser, den Boden berührt. Das Öffnen eines *Pagat* ist darum nicht immer leicht, da keinerlei Handgriff an dem Deckel angebracht ist. Man hebt den oberen Theil in der Weise ab, dass man den *Pagat* hin und her schüttelt, wodurch sich die doppelte Hülle allmälig, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, von der inneren Hälfte trennt. Man kann in solch anscheinend kleinen, Körbe überraschend viele Sachen, zumal Kleid, Wasche u. dgl. unterbringen. Dabei besitzen dieselben die in Surinam gar nicht noch genug

¹⁾ „Reisen im Guiana und am Orinoco 1835-39.“ Leipzig 1841, p. 105.

²⁾ „Among the Indians of Guiana.“ London 1883, p. 276.

³⁾ Ähnlich aussieht sich H. J. Perkins, ein Begleiter von Dr. Tupper datus 1885 nach den Trop. auf der B. G. S. p. 190: „In der Nähe des freien Flusses ostlich vom Rotamal sind es vier Stäbe von einem dunklen Gestein, einer Art Serpentin von purpurrother Farbe, welche sie als Langhaken unter den Namen und... zu Aexten und allerlei Spielzeug, wie Flöten u. s. w. verarbeiten.“

zu schatzende Eigenschaft, dass sie wasserdicht sind, weil zwischen die doppelte Schicht des Flechtwerks noch eine Lage von Truli-Palmblättern eingeschoben ist. Ein guter und schöner *Pagal* kostet darum auch seine 6–8 Gulden.

Irgend eine Handihabe, ein Schloss, besitzt der *Pagal* nicht. Die Indianer, d. h. natürlich die Frauen, tragen dieselben auf dem Rücken, indem sie ein Band, mit welchem der Korb umwunden ist, um die Stirn schlingen (nach altamerikanischer Art); die Neger balanziren sie, wie Alles, auf dem Kopf. Mehr wie einen *Pagal* können sie auf diese Weise nicht tragen, und das ist ihnen sehr sympathisch. Landtransport kennt man übrigens in ganz Guayana kaum, darum bilden die *Pagale* das ausschliessliche Gepäck aller farbigen und weissen Reisenden in den Corjalen.

Die aus den gelblich weissen und schwarz gefärbten Warimbostreifen gelochtenen *Pagale* sind, ebenso wie die übrigen Flechtarbeiten (Körbe, Siebe, Tanz- und Kinder-Rasseln) meist mit sehr hübschen Mustern geziert. Ich kann nicht behaupten, dass diese Flechtmuster viele Aehnlichkeit mit den, bei der Bemalung der Töpfe und Ruder oder beim Einkratzen von allerhand merkwürdigen Zeichnungen in letztere oder in die Keulen zur Verwendung kommenden Ornamenten aufweisen. Das liegt jedenfalls am Material. Neben

dem Schachbrettmuster, das sich beim Flechten einer gleichen Anzahl schwarzer und gelber Streifen von selbst ergiebt, mag sich auch das so häufig vorkommende Kreuz, vielleicht selbst der Mäander, unter den Händen der Flechtenden gebildet haben, ohne dass sie dieselben von vorne herein darzustellen beabsichtigte. Die beistehende Abbildung eines Flechtmusters eines meiner *Pagale* stellt zweifellos eine menschliche Figur dar. Ich glaube aber nicht, dass sich je einst einmal eine Indianerin mit der Absicht hinsetzte, in ihren *Pagal* eine menschenähnliche Figur hineinzuflechten, sondern, dass sie erst in Folge der Erfahrung, dass man beim Flechten verschiedenfarbiger Baststreifen, durch Ueberspringen einiger derselben, sehr gefällige Muster, Zeichnungen oder Ornamente herstellen konnte, eines Tages auf den Gedanken verfiel, die kleinen Quadrate so zu gruppieren, dass die Zeich-



Flechtmuster eines *Pagal*, eine menschliche Figur darstellend. (Surinam.)

nung mehr oder minder ein menschliches Gesicht oder einen Menschen überhaupt darstellte.

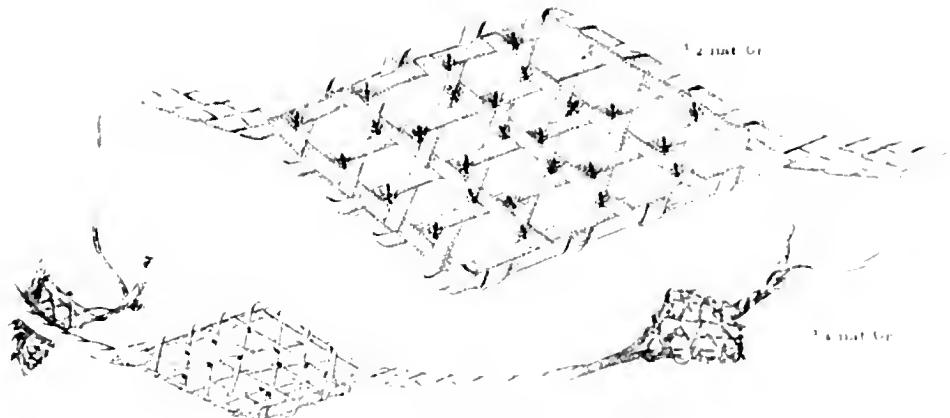
Ich möchte also den Satz von den STEINEN's:¹⁾ „Die Abbildung wird Ornament, wird geometrische Figur“, doch nur auf Malerei, Schnitzwerk u. dgl. beschränken, dagegen aber behaupten, dass beim Flechten, aus geometrischen Mustern, die durch das Material gegeben sind, sich Abbildungen entwickeln können. Den weiteren Satz STEINEN's: „Die geometrische Figur, die es in der Natur nicht gibt, existirt auch nicht als ein gegebener

1) Verh. d. berl. Ges. f. Erdkunde 1888 p. 386.

Begriff in der Vorstellung des „Wilden.““ gebraucht gerne zu über es zieht eben in der Natur eine Unmenge geometrischer Figuren, die der Mensch dar teilen kann, ohne jetzt daher die Absicht zu verfolgen, den, das betreffende Muster zeugenden, Gegenstand selbst abzubilden, wohl aber die ihm im Auge fallende charakteristische Eigentümlichkeit desselben. Wenn irgend ein Wilder einen Kreis malt, braucht man, meint, An' Gott nach, nicht immer gleich anzunehmen, das „derselbe darmit den Mond, oder die Sonne darstellen wollte. Er malt eben einen Kreis, weil es ihm Spass macht.“ (etzte er.) „Striche oder Punkte in denselben, so wird aus der „Sonne“ oder dem „Mond“ inwendig ein Gezecht, nicht aber ein Bild des „Sonnen-gotts“ oder des „Mann im Mond.“

Dass im Fehligen die meisten der uns so oft an und verzweigt stehenden Ornamente der südamerikanischen Eingeborenen auf ursprüngliche Abterdungen von Bildern, die es in der Natur giebt, zurückzuführen sind, hat Dr. Léonard Kieffer in seinem mehrfach angetührten Werk schlagend bewiesen.⁶

Während nun Europäer und Neger diese *Pajate* mit grosser Vorliebe von den Indianern kaufen und dieselben thener bezahlen, ziehen Letztere merkwürdiger Weise ihresgleichen gelochtenen Koflern solche aus Blech vor, die aus den Vereinigten Staaten in grossen Mengen eingeführt werden. Diese Blechkofler sind nicht nur mit einem Schloss und zwei Griffen versehen, sondern sie sind auch mit ganz denselben schwarzgezackten oder braunen Flecht-Mustern angestrichen und lackirt, mit denen der Indianer seinen *Pajal* verziert. Ein dentscher Exporteur würde es allerdings unter keinen Würde halten, dem Geschmack der Indianer in solcher Weise entgegenzukommen — nicht so der findige Yankee.



„Amerikan-Gürtel“ aus Warim-Ordn.

Von irgend welchen metaphysischen Anschauungen oder kosmogonischen Traditionen der Indianer ist mir nichts bekannt. Der Glaube an die geheime Kraft des Piai-Mann ist sehr wenig zu thun; der Piai-Mann ist mehr ein Arzt, wie ein Priester. Piai-Mann kann jeder werden, der sich strengem Fasten und auch Kasteinungen unterwirft, wozu auch Trinken von Tabakbrühe gehört. Schon jetzt sind ferner Gürtel oder Bänder aus Warimbo-Rohr, die in der Weise gelochten sind, dass 10

⁶ Vgl. auch W. Hrix „Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken.“ Mittel der Wiss. d. Anthro., 1890, Ges. Bd. 21, S. 45.

die Fugen der drei rautenförmigen Felder ca. 20. der grossen schwarzen Ameisen eingeklemmt werden, deren Biss so ausserordentlich schmerhaft ist.¹⁾ Diese lebende „spanische Fliege“ legt man dem Kandidaten auf Hals, Brust, Bauch, Beine u. s. w. und darf er bei dieser Kur keinerlei Schmerz verrathen. Dasselbe Ameiseninstrument benutzt man auch bei den Trinkgelagen, um „abgefallene“ Gäste wieder zum Bewusstsein zu bringen: meist lässt man die Ameisen dann in den Rücken des Betreffenden beissen.

Erkrankt ein Indianer, so begiebt er sich, nachdem er sich eine Zeitlang einer vorgeschriebenen strengen Diät unterzogen, mit dem Piai-Mann in die schon erwähnte Piai-Hütte, lässt sich kneten, mit oder ohne Tabakrauch anblasen, ausspucken und verlässt dann die Hütte entweder geheilt oder kräcker, wie er sie betreten, manchmal aber auch gar nicht mehr, bzw. nur noch als Leiche. Das hat sich der Patient dann selbst zuzuschreiben, denn der böse Geist, von dem er besessen, war eben stärker wie der Piai-Mann, und dafür kann der doch nichts. Selbstverständlich lässt sich der Doktor für seine Mühlwaltung bezahlen. Im Fall der Heilung wird ein Fest gefeiert, bei dem die bisherigen Speiseverbote wieder aufgehoben werden. Ein Vergnügen ist solch eine Konsultation für den Zauberdoktor übrigens gerade auch nicht. Er muss sich vor Allem in Exstase versetzen; das lernt man indess mit der Zeit: In der heissen dunklen Hütte tanzt und springt der Mann wie rasend umher, regt sich durch unaufhörliches Schütteln der *Maracá*²⁾, der Zauberrassel auf, bis er Krämpfe bekommt und ihm der Schaum vor den Mund tritt; dann verordnet oder verabreicht er seine Heilmittel. Ich möchte diese Leute nicht kurzweg als Schwindler bezeichnen; liegt es doch in ihrem eignen Interesse, den Kranken zu heilen, wobei es nicht ausgeschlossen ist, dass sie gewisse botanische Kenntnisse besitzen, welche den übrigen Indianern abgehen. So schreibt auch Dr. PFAFF „Die Tucaros am oberen Amazonas“ (Z. f. Ethnologie 1890 p. 601 d. Verh.):

„Es steckt oft in ihrer (der Iai) Behandlungsweise ein guter Kern. Sie sind nämlich meist vorzügliche Pflanzenkenner und gute Beobachter und wenden die Pflanzen, oder auch selbst bereitete Extrakte, nicht ungeschickt an.“ —

Grossartiges kann der Indianer in einer Beziehung leisten — im Trinken, oder, um lieber das passendere deutsche Wort zu wählen — im Saufen.

Wir haben seine Leidenschaft für Branntwein schon erwähnt und wollen nur noch seine selbstgebrauten geistigen Getränke kurz besprechen. Den Grundstoff zu denselben bildet nach altamerikanischer Art, immer noch gekautes, mit Wasser aufgerührtes Kassavebrot. Während man aber, nach KAPPLER's lebhaften Schilderungen, früher schon Wochen vor dem eigentlichen Festtage zusammenkam und das zur Bowle bestimmte Canoe mit vereinten Kräften vollkante und vollspie, so beschränkt man sich heute mehr und mehr darauf, nur noch einige Kalebassen voll zu kauen und diese dem übrigen, einfach zerriebenen, Kassavebrot zuzusetzen. Man füllt den Corjal dann mit Wasser, bedeckt ihn mit Blättern und lässt die Masse gären. Ich habe am Poika ein solches Trinkboot von 12 Schritt Länge, 75 cmtr Höhe und Breite gemessen, dasselbe fasste also über 2000 Liter. Es giebt nun allerhand Stadien, in denen diese verschiedenen Gebräue genossen werden, mit ebenso vielen Namen (Siehe oben p. 76), die beinahe von Stamm zu Stamm wechseln.

¹⁾ Dasselbe berichtet CÉVAX: „Voyage dans l'Amérique du Sud.“ p. 249. von der Ovampi.

²⁾ Ich besitze ein sehr schönes Exemplar solcher Zauberrasseln; der Stiel ist über 75 cmtr. lang, der beinahe ganz runde Kürbis hat 20 cmtr. Durchmesser. Das ganze Instrument ist mit rothen Baumwollhängseln und Papageifedern verziert (Macussi).

Meist sieht das Zeug wie Erbsenuppe aus und schmeckt wie Weißbier, *à* welche man Brot zerrieben hat, also durchaus nicht unangenehm. Auf der Rückseite des Körbchens liegt man dem Bier auch noch vielfach andere Zutaten bei: „...enriched by the juice of *Cacari* (Casuarina) a slightly alcoholic drink made of corn, maize and wheat potatos, which tastes not unpleasantly, like something between our porter and thin stout.“ Es geht spricht von einem mit Pfeffer und dem Saft verschiedener Kräuter gewürzten Körbchen und süßen Wein, der aus Batatas bereitet und nicht das allgemein gebrauchte *Pisco* war. Ebenso wird in anderen Theilen Südamerika's, z. B. in Columbia, zu demselben Zweck Mais benutzt:

„...ils des Indiens du Caucan préparent leur boisson favorite, le *chicha*, en faisant de tout le maïs humidifié une sorte de gâteau qu'on cuît légèrement ou au contraire. Les autres hommes, femmes et surtout enfants mangent ce maïs et rejettent dans un récipient leur portée le produit de ce mélange qui y fermenté“⁶.

Auf dieselbe Weise bereiten die Indianer im Gran Chaco ihr Bier aus gekochtem Maisbröd: „Die Chaco-Indianer trinken neben der *chicha* aus Mais, die *menca*, welche aus der Frucht der Algarroba durch Gährung gewonnen wird. Es setzen sich Greise, Weiber und Kinder um den als Bratkessel dienenden Zuber aus gebrannter Erde oder an einem geschickt, mit grosser Mühe ausgeholttem Baumstamm, und Alle können ertragst doch nicht der Algarroba, damit sich dieselbe recht gründlich mit Speichel mische. Die gekochte Masse wird dann in das Gefass gespuckt, das man später so anstellt, dass auch einer vers gehende Indianer bequem hineinspeien kann. Innerhalb 24 Stunden ist die Gährung vorüber und das merkwürdige Getränk fertig. Die Rausche bei einem derartigen *Tapir* Bankette dauern 2-3 Tage – die Katzenjammer länger“⁷.

Auch wacker geschmaust wird bei den *Tapir*-Gelagen in Guyana, da jeder Guest einen Fisch oder ein Stück Wild zum Feste mitbringt, aber das Trinken bleibt doch immer die Hauptsache. Man möge die Beschreibung einer solchen Kneiperei bei Karrer nachlesen. Schön sind solche Sachen gewiss nicht, aber man muss mit den Indianern auch nicht allzustreng ins Gericht gehen. Wenn Karrer annimmt, dass die Leute bei seinem Fest allabendlich 30 Liter auf den Kopf trinken, so scheint mir das viel zu niedrig geziffert; das kann und thut der Baier auch!: „Dass im Lunde der Bierbereitung auch die Trunkseligkeit nicht ausstirbt, haben ein Metzgergehilfe und ein Wagner jüngst im Bratislaven Walde bewiesen, indem jeder binnen fünf Stunden 35 Liter Bier vertilgte. Darauf versanken sie nicht einmal unter den Tisch.“ (Frankfurter Ztg. vom 29. April 1862.) Warum sollen den Wilden nicht dies Vergnügen gönnen – d. h. ich meine die Wilden im tropischen, nicht im bairischen Wald. Dass der Magen selbst eines Indianers, diese ungeheuren Mengen gährenden Getränks nicht bei sich behalten und verdauen kann, ist selbstverständlich. Er zieht sie wieder von sich und dennoch trinkt der Betreffende, wenn auch mit Widerwillen, bis zur Bewusstlosigkeit weiter. So etwas kommt auf Deutschen Hochschriften unter den Rittern und Edelstenen der akademischen Jugend wohl nicht vor!

Der Indianer liebt es, zwischen zwei Kalebassen *Tapir* einen kleinen Schnaps einzuschließen. So etwas thut der berliner Weissbiertrinker wohl nicht.

Seien wir also nicht zu hart mit diesen unerzogenen, seit Jahrhunderten verachtas-

⁶ DOURY, „Comptes rendu de la VIIme session du Congr. Internat. des Amer. Amstes.“ Berlin 1861, p. 569.
⁷ Aus der „La Plata Post“ vom 2. Oct. 1860.

sigtzen und verkommenen, Naturkindem; viel widerlicher, wie diese Liebhaberei an *Tapana*-Geküzen ist doch die Branntweinsucht in Französisch-Guayana, die ich oben geschildert habe. —

Bei diesen Festen wird auch getanzt, gesungen und musizirt. Tänze und Gesänge sind ausserordentlich eintönig und langweilig, sie gewähren nur einiges Interesse, weil die Indianer zu denselben zuweilen alte Waffen herausholen, deren ursprünglicher Zweck längst obsolet geworden ist. Hierzu ist vor Allem die Keule zu rechnen; auch Bogen und Pfeile, die von Waffen zu Fischerei- oder Tanzgeräth herabgesunken sind. Die so charakteristische rechteckige Keule, *Apata*, mit dem breiten, aus Baumwolle gewebtem Griff, wird hiente nur noch als Prunkstück bei den Tänzen gebraucht.

Als Musikinstrumente wären zu nennen: die schon erwähnten grossen Trommeln, Flöten und Pfeifen. Die Flöten sind merkwürdig zugeschnittene und gekerbte Rohre aus Bambus, von 50 und mehr cmtr. Länge und ca 5 cmtr. Durchmesser. Man setzt den Mund an eines der schräg abgeschnittenen Enden, treibt die Luft durch ein kleines, in das nächste Intermedium gebohrte Loch in die anstossende Kammer des Bambus, die mit einer grossen Kerbe versehen ist. Letztere wird mit der Linken zugepresst, welche den Austritt der Luft und dadurch den Ton, der ein dumpfer, unmelodiöser ist, regt. Die Flöten sind reich gravirt und mit dicken, rukugefärbten Baumwolltordeln verziert. Die kleinen schrillen Pfeifchen werden aus Beinknochen vom Tapir oder Tiger hergestellt. Als Musikwerkzeuge können auch noch die ans Blattstreifen zierlich gelochtenen, mit kleinen Steinchen gefüllten Basseln, sowie die Fussringe und Gürtel aus *Yorro-yorro* bezeichnet werden. Die harten, muschelähnlichen Früchte der Thevetia nerifolia werden an der unteren Seite aufgeschnitten, ausgekratzt und zu Hunderten an dicken kurzen Baumwollfäden so neben einander gereiht, dass der Faden durch die Frucht durchgezogen und dann mit einem Knoten versehen wird, der ein Abfallen der Schale verhindert. Der Lärm dieser *Yorro-yorro* ist ein geradezu nervenerschütternder, darum ist diese ursprüngliche Indianer-(Macassi) Erfindung auch bei den Negern und Buschnegern ausserordentlich beliebt. —

Im Anschluss an die oben besprochenen Knoten-Kalender der Buschneger, die ich von der allverbreiteten Erfindung der Indianer, den „*Quipos, Cordoneillos con nudos*“ usw. der Zentral- und Südamerikaner¹⁾ herleiten zu dürfen glaubte, möchte ich eine Stelle von QUANDT anführen: „Wenn die Indianer einander einen Tag bestimmen wollen, an welchem etwas geschehen soll: so geben sie einander eine Schnur mit Knoten, wovon ein jeder Knoten eine Nacht bedeutet. Dieselbe behält der Capitain oder angesehenste Mann unter ihnen, befestigt sie an seiner Hängematte und löst alle Morgen beim Aufstehen einen Knoten auf.“ —

Interessant sind auch die folgenden Mittheilungen von QUANDT, zu denen sich indess vielfache Analoga in der Welt anführen lassen: „Die Indianerinnen säugen ihre Kinder so lang, bis das nächste wieder bald da ist, und dann übernimmt die Grossmutter dieses Geschäft noch einige Zeit. Ich habe oft Kinder neben ihren Müttern oder Grossmüttern stehen und an ihnen saugen sehen. Die Indianerinnen suchen daher die Milch in ihren Brüsten zu erhalten, tragen auch kein Bedenken, andere Kreaturen, z. B. Affen, die sie jung fangen, an sich saugen zu lassen. Ich kann einmal in ein Indianer-Haus und fand, dass ein junges Schwein, welches sie gefangen hatten, der Indianerin auf den Schoss sprang, und diese liess es geduldig an ihrer Brust saugen.“

¹⁾ HUMZOLDT: „Reise i. d. Aeq.-Geg.“ Stuttgart 1823. Bd. 5. Cap. 25. p. 36.

Ebenso spricht Kav von 6-8 Jahren im Stammes- oder bei den Karibischen, welche manchmal Kinder, Atteln und junge Hunde zu sehen wünschen (S. 111 ff. p. 85) von Moran Indianermädchen, die oft einige Meerkatzen und andere Lüter mit Mutter ziehen.

Die kleinen Kinder reiten meist auf der Hütte der Mutter und werden an diese festgehalten durch ein Tuch festgehalten, dessen Enden über den entzerrten Eltern, S. unter der Mutter zusammengeknüpft sind.

Was die Moral der Indianermädchen betrifft, so ist mit darüber nicht viel Genautes berichtet worden; wie wäre das auch möglich, bei den einverkommenen Gebräuchen? Die Mädchen sind sogar stolz darauf, ein Kind von einem Weib zu tragen, eine Blachnegern würde in einem solchen Fall wahrscheinlich erschlagen, oder es wäre ein Atteln dort verjagt werden. Die in Berührung mit den französischen Statthaltern verordneten Krankheiten am Moran leiden stark an europäischen ansteckenden Krankheiten einer Art. Insofern sollen diese Seuchen unter den Indianern nicht so verheerend auftreten, wie in letzteren Zeiten negiert.

Beim Tode eines Familienangehörigen schneiden die Indianer — Arowaken wie Kariben — ihr Haar kurz und halten es so während 6 Monate. Die Arowaken bestreuen den Toden im Urwald; die Kariben in der Hütte des Verstorbenen unter dessen Hängematte. Der Boden wird dann festgestampft, bzw. getanzt, und die Hütte für immer verlassen.

Von irgend welchem „Kannibalismus“ bzw. „Karibismus“ ist bei den Karibischen keine Rede mehr; dennoch ist diese Sitte in ihren letzten Resten noch nicht so (H. p. 188) gestorben, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Quander, sowohl wie S. (H. p. 160), beide sehr zuverlässige Autoren aus den Jahren 1768-77, berichten noch über solche; viel Vergnügen scheint den Kariben der Genuß von Menschenfleisch aber nicht mehr bereitet zu haben, denn Quander erzählt, dass seine Indianer, die je ein kleines Stück einer von einem Kriegszug, oder vielmehr einer Sklavenjagd aus dem Innern an die Küste mitgebrachten menschlichen Trophäe, eines an der Sonne getrockneten Arms, gekostet hatten, dasselbe abschäßlich wieder von sich gaben.

Zum Schluss noch einige wenige Worte über einen bei den Indianern herrschenden Gebräuch, der, ehe man den Grund seines Entstehens verstanden hat, seztam erscheint, ein Gebräuch, über den schon Viel geschrieben ist — das sogenannte „Mannerkindbett“ oder „Männliche Wochenbett“. Über die „Convade“ im Allgemeinen und über alle die möglichen und unmöglichen Kombinationen, die im Geistesleben der Völker damit verbunden sein sollen, werde ich mich hier nicht aussern; ich werde mich nur auf das beschränken, was ich über diese Sitte bei den Indianern an der Küste Guyanas gehört und erfahren habe.

Dazu muss ich kurz Folgendes vorherbemerkern:

Wir haben oben gesehen, dass der Indianer jegliche häusliche Arbeit, wie zumal das Bereiten der Mahlzeiten, wozu das Zureichten des Wilos, der Fische usw. gehört, verschmäht und dieselbe ausschließlich den Frauen überlässt. Wenn auf einem Jagdzug „by some chance a man is obliged to cook, he feels as much shame as if he had been caught in some unworthy act“ (H. Thrus. p. 255, ebenso Quander, Kommen sie nicht der

⁶ Ich verdanke diese Mittheilungen, soweit sie nicht auf eigener Ansicht zu vertrauen sind, S. (H. p. 160) der sechzehn Jahren unter den Indianern lebt.

⁷ H. p. 252.

von der Jagd zurück, so werfen sie ihren Frauen die Beute vor, and sink into their hammocks to rest for several days." Die Frau hat dann das Ausweiden, Häuten, Kochen und Braten zu besorgen.

Der Sinn des Worts „er sinkt in seine Hängematte“ müsste in's Europäische übertragen lauten: „er bleibt unthätig zu Hause,“ oder „er setzt sich in seinen Lehnsstuhl und streckt die Beine von sich.“ Nie und nimmer darf man das Herumlungern in der Hängematte mit unserm „zu Bette Liegen“ vergleichen.

Die Frauen gebären mit grosser Leichtigkeit: „zij kramen zonder hulp, en niet zoo weinig moeite en pijn, dat men haar schier ontheven zonde oordeelen van het vonnis, tegen de eerste moeder van het menschelyk geslacht uitgesproken. Zij verrigten alle de bezigheden van het huishouden en bedienden hare mannen op den dag van hare verlossing zelven“ (STEDMANN p. 194). Dennoch legte die junge Mutter, auch wenn ihr, wie wir gleich sehen, Freundinnen und Verwandte hühnrich zur Seite stehlen, nach der Entbindung den dringenden Wunsch, wenigstens 8 oder 14 Tage lang gänzlich von den schweren Pflichten der Hausfrau befreit zu sein. Das einfachste Mittel dazu war, die Gatten zu veranlassen, während dieser Zeit weder auf Jagd, noch auf Fischfang auszugehen. Um dies zu erreichen, wandten sich die Frauen vielleicht auch an die Piaü-Männer und beide setzten es, Dank dem grossen Einfluss, dessen die Doktoren sich innerhalb, wie ausserhalb der Medizinhütte erfreuen, durch, die Gatten von Wöchnerinnen dazu zu bringen, sich während einer bestimmten Zeit nicht nur des Genusses von Wild und Fischen, sondern auch der Jagd auf dieselben, ja sogar des Berührens der Waffen (um jede Versuchung zu verhindern) zu enthalten. Doch blieb es ihnen unbenommen, während die jungen Mütter „are nursed and cared for by all the women of the place“ (IM THURX I. c. p. 218), kleine Vögel und ungenießbare Fischlein zu ihren Zeitvertreib zu fangen. Widerwillig, aber gehorsam, wie alle Gatten, folgten die Indianer dieser Vorschrift, legten sich gelangweilt in ihre Hängematten und spielten womöglich, um sich neben der zum Mittelpunkt ihres kleinen Kreises gewordenen jungen Mutter auch bemerklich zu machen, die Rolle von armen, bemitleidenswerthen Duldern. Auch sie hatten ihr Scherlein zu dem baby beigetragen, und sie Aermste waren dafür nun zu Hansarrest verurtheilt!

Ich bin fest überzeugt, dass das sogenannte „Männerkindbett“ eine Sitte ist, die einzig und allein von den Frauen erfunden und durch die Frauen eingeführt wurde.

BARTELS-PLOSS¹⁾ definiert das „Männerkindbett“ in einem, wenn ich nicht irre, bei jeder neuen Auflage kürzeren, Kapitel als eine Sitte, nach welcher „sofort nach der Niederkunft die Frau wieder alle ihre gewohnten häuslichen Verrichtungen übernimmt, der Mann sich in ihr (?) d. Vert.) Bett (?) legt und sich daselbst eine grössere oder geringere Anzahl von Tagen unter der erhöhten Miene eines Schwachen und Erkrankten von der Wöchnerin und den Angehörigen und Freunden verpflegen und bedienen lässt.“

Das klingt allerdings viel verständlicher, wie manches Andere, was in früherer und letzterer Zeit über die Couvade geschrieben worden ist. Vielleicht wird das betreffende Kapitel des grossartigen Werkes von BARTELS-PLOSS bei der nächsten Auflage noch kürzer, denn der Passus aus DU TERTRE dürfte ohne Schaden für das Ganze gestrichen werden. Derselbe (Hist. nat. des Antilles) sagt von den Karaiben: „Nach 40 strengen Fasttagen

¹⁾ „Das Weib.“

richten sie ein Gastmahl(?) von der Rinde des Kasayé-Brods, welche sie während ihrer Fasten abschneiden, da sie solche Zeit über nichts als die Krume essen dürfen". Nun kommen Pubertätszeremonien, das bekannte Ritzen der Haut, Lanzenbrennen mit Pfefferwasser u.s.w., alles Dinge, die mit der Niederkunft der Frau mit der Geisteskrankheit zu thun haben, denn sonst würden doch wohl nicht die Männer, sondern die Frauen evtl. an einer Stelle die Esthem den jungen Vater peinigen. „Sobald diese Zeremonie geendigt ist, wird er wieder in sein Bett gebracht.“

Was mag wohl der „Trichter unter dem „Bett“ eines Indianer verstecken? Wenn er dem Vorgang, den er so anschaulich schildert, jemals bezeugt hätte, würde er diesen Ausdruck gewiss nicht gebrauchen.

Reinster Unsinn ist ferner der Unterschied, den der Indianer zwischen der „Rinde“ und „Krume“ des Kasayé-Brods macht. Man muss annehmen, dass er auch diese nicht aus eigener Anschauung kennt. Kasayé-Brod gleicht vollkommen den „Matzen“ der Indianer oder den bekannten „Karlsbader Oblaten“, und da will man von Rinde und Krume reden? Da lobt ich mir den alten Herrnhuter Sendling Quastet, der die anscheinend so verzwickte Frage des „Männerkindbetts“ schon vor 100 Jahren in seiner klaren und nüchternen Weise gelöst hat. Er schreibt (p. 253b): „Der Mann darf keinen Baum fällen, keine Flinte losschliessen und kein grosses Wild jagen... es ist ihm nur erlaubt, in der Nähe mit dem Pfeil kleine Vögel zu schießen und kleine Fische zu angeln. Er ist also mehrtheils zu Hause und da seine Hangematte gewöhnlich sein Stuhl und sein Lager ist, so ist ihm in dieser müsigen Zeit nichts bequemer, als in der Hangematte zu liegen. Die Frau sitzt auf der Erde im Sande, um ihre Hangematte nicht zu verunreinigen, zumal sie gewöhnlich das neugeborene Kind darin liegen hat. Dieser Abeglaube scheint von den Weibern darum aufgebracht zu sein, ihre Männer zu der Zeit, da sie ihre Hilfe am nötigsten haben, bei sich zu erhalten, welches nicht sein würde, wenn sie auf die Jagd gehen und Busch zu Anlegung der Kostgründe fällen durften. Ueberdem würden die Weiber bei den Umständen zu viel Arbeit bekommen, wenn der Mann grosses Wild zu Hause brachte, weil der Mann, sobald er von der Jagd oder Fischerei zu Hause kommt, alle übrige Arbeit mit dem, was er erjagt hat, der Frau überlässt.“

In ähnlicher Weise wird bei Prinz BONAPARTE das mährchen- und sagenumwobene Männerkindbett erklärt. Den längeren Mittheilungen eines Indianers entnehme ich Folgendes (p. 56): „A la naissance d'un enfant le mari va s'étendre dans son Litnaet et la femme ne reprend toutes ses occupations domestiques que lorsqu'elle s'est relevée, c'est à dire après quatre ou cinq jours. L'homme reçoit dès le premier jour des visites de ses voisins et amis qui viennent le féliciter de l'accouchement. Pendant les premiers jours... la coutume régie ne permet au père ni d'abattre des arbres, ni de tuer du gros gibier, ni de boire aucune boisson forte. Damit er seine Frau nicht prügelt. Du Verta... Cet usage a pour but de retenir l'homme dans la hutte au moment où la femme a tant besoin de son aide... Lorsque l'accouchée possède encore sa mère, c'est celle-ci qui se charge ordinairement de la soigner; dans ce cas, le mari conserve toutes ses habitudes antérieures. Il y a une autre raison pour empêcher l'homme d'abandonner sa hutte pendant trop longtemps: en revenant avec du gros gibier, n'oublie-t-il pas sa femme à des travaux trop pénibles, soit pour le préparer comme nourriture immédiate, soit pour en assurer la conservation.“

Ich glaube, wir können dies Kapitel schliessen. Viel wichtiger, wie die verschiedenen übertriebenen und entstellenden Erzählungen von einem „Männerkindbett“ unter den Kariben und Arowaken, die man vielleicht aus allen möglichen Schriftstellern zusammensuchen kann, wenn man es der Mühe werth hält, (wobei sich dann wieder einmal herausstellen wird, dass jeder Autor seinen Vorgänger abgeschrieben hat); viel wichtiger wie diese Mahrchen ist für mich die Thatsache, dass P. GUMILX in seinem dreibändigen Werk: „Histoire naturelle de l'Orénoque“ (1758.), in welchem er die Sitten und Gebräuche von unzähligen Indianerstämmen auf das Genaueste schildert und bespricht, das sogenannte Männerkindbett auch nicht mit einer Silbe erwähnt, ebenso wenig wie dies KARL VON DEN STEINEN in der Beschreibung seiner Reise „Durch Zentral-Brasilien“ thut, auf welcher er mit zweifellos achtten Kariben, unverfälschten amerikanischen Urbewohnern, in Berührung gekommen ist.¹⁾

Ich möchte das „Männerkindbett“, soweit es sich um die Indianer an der Küste Guayanas handelt, wie folgt beschreiben:

Bei diesen Indianern herrscht die Sitte, dass die Männer nach der Niederkunft ihrer Frauen weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausgehen, sich überhaupt nicht weit von ihren Hütten entfernen, um ihre Frauen nicht allein zu lassen und um dieselben nicht durch die Zubereitung etwaiger Beute, mit der sich ein Mann nie befasst, zu ermüden. Darum enthalten sich auch die Männer eine Zeitlang des Essens von Wild und Fisch; ihre Mussestunden verträumen sie wie immer in ihren Hängematten. Die Frauen, deren Niederkunft eine sehr leichte ist, gehen bald nach derselben wieder ihrer gewohnten häuslichen Thätigkeit nach, wobei sie von Freundinnen und Verwandten, die ihnen auch bei und nach der Entbindung zur Seite stehen, unterstützt werden.

Zum Schluss dieser Mittheilungen, die weit ausführlicher geworden sind, wie anfangs beabsichtigt war, möge noch einmal der Wunsch Ausdruck finden, dass berufenere und jüngere Kräfte, wie Schreiber ds., ihre Aufmerksamkeit Guayana in höherem Maasse zuwenden, als bisher geschehen ist. Das Innere des Landes ist beinahe noch vollkommene Terra incognita, die Buschmeger bieten dem Forscher ein reiches und lohnendes Arbeitsfeld und selbst unter den, täglich mehr dem europäischen Einfluss verfallenden Indianern der Küste, kann der Beobachter immer noch eine Menge von interessanten Eindrücken in sich aufnehmen, die ihn für die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, Entbehrungen und Gefahren, die nun einmal mit dem Reisen in jenen tropischen Küstenländern verbunden sind, reichlich entschädigen werden.

1) Auch EHRENREICH: „Beiträge zur Völkerkunde Brasilien's“ schreibt p. 29 nur: „Drei Tage lang halten nach einer Niederkunft beide Ehegatten strenge Diät.“

BEMERKUNGEN ZU DEN TAFELN.

TABLE I.

a und b. Perlschlüsse der Maus. a. Prosteth. Gland. mit. b. mit zwei

Diese zweite (vgl. p. 81 des Textes) erhält ich in George's handschriftlichen Notizen eine mühsame und zeitraubende Arbeit. Die Indianerinnen reihen auf Baumwollfäden kleine Mutterperlen, die sie in einem Kreis anordnen. Sie legen dann auf diese Fäden, die sie darstellen wollen, entsprechend, etwa 6 rothe, 2 blaue, 1 weisse, 2 graue, 6 rotthe, 1 zw. graue, 2 blaue, entsprechende Glasperlen an einander und spannen den Faden dann auf ein Brett, das einen vierseitigen Rahmen bildet. Da die Form des Qweju die eines symmetrischen Trapezes ist, werden die 4 horizontalen Fäden (von oben nach unten gerechnet), die Zahl der aufgereihten Perlen gleich. Es sind 8 Perlen. Um diese Fäden nun unter einander zu verbinden, werden dieselben wie Fäden verarbeitet, die durch eingeschlagene Baumwollfäden in der Weise an einander gereift, dass der Einschlag, genau wie beim Weben, zwischen je 2 Perlen einmal unterbricht, das andere Mal durch die der Länge nach gespannten Perlketten durchgezogen wird. Zum Schluss verweht man die innerstehenden Enden der Fäden in einer schmalen Runde, der unten ausgefranzt wird, während die oberen Fäden an beiden Seiten so lang gelassen werden, dass sie, zu Schnüren gezwirnt, zum Befestigen des Qweju um die Hände dienten. Diese langen Schnüre sind auf der Zeichnung fortgelassen worden.

c. Vorkolumbianisches Steinwerkzeug oder Waffe, Saravina mit Feuerstein

Geschenk des Deutschen Konsuls, Herrn E. A. Gabril, in Paramaribo (vgl. p. 74 des Textes).

d. Spät zum Polieren von Topfearbeiten, Sarinum, nat., Gross.

Vgl. p. 88 ff. des Textes. Dieses seltene Exemplar verdanke ich der Güte des Verstellers der Herrnhuter Mission in Paramaribo. Vielleicht kann hier noch einmal darauf hingewiesen werden, dass diese Steinchen zum Glätten der frisch modellirten, noch nassen und bogsaumigen Töpferarbeiten benutzt werden, nicht etwa zum Poliren oder Glanzendmachen schon gebrannter Waare. Beide Stücke liegen die überwies ich an Namen der Schenkgeber dem Museum für Völkerkunde in Berlin.

TAFEL II.

a-c, Wassergefässe vom Maroni, Holländisch- und Französisch-Gemüse.

Vgl. p. 87 des Textes. Dieselben stellen in drei Stadien verschiedene "Zinngießkunst" dar. Am Antracht des Raums und der Kosten nicht abgebildet werden den Uebergang vom ursprünglichen zweckdienlichen porösen Wasserkübler und Trinkgefäß in ein modernes, mehr hübsches, wie praktisches Inhaber-Kunstwerk dar. Diese Entthaschen oder-Kräge werden heute noch in grosser Zahl von den auf dem linken Ufer des Maroni, des Grenzilusses zwischen Surinam und Französisch Guayana (Guyana) wohnenden Indianern angefertigt. Wissenschaftlichen Werth besitzen sie weiter nicht. In meiner Sammlung habe ich über Hundert verschiedene Topfe, Flaschen, Schüsseln und Krüge dieser Art.

d. i. Pulscharzen der Macussi, Britisch Guayana, $\frac{1}{2}$ mit. Gross.

Vgl. die Bemerkungen zu Tafel 1, *a*, *b*.

Die Muster sind, wie im Text hervorgehoben, rein amerikanische, durchaus nicht von der ostasiatischen Geschmack beeinflusst. Auf *a*, bemerken wir, ebenso wie auf Taf. I, *a*, den alltäglichen Maander. Sie wären ringer sind die Muster auf *d* und Taf. I, *b*, wenngleich damit nicht gesagt werden soll, dass es sich nicht gelungen wäre, die Entstehung des Maander endgültig nachzuweisen. Aber wenn man auch zugeben wollte, das dieses, über die ganze Welt verbreitete Ornament, heute bei den Amerikanischen Indianern zu einem bloß geometrischen geworden wäre, so durften doch in den markwürdigen Zeichnungen auf *d* und Taf. I, *b*, Abbildungen von Fischen, Vogeln, Reptilien oder irgend welcher, in der Natur ver-

kommen der Thiere oder Gegenstände zu suchen sein. (Vgl. p. 90 des Textes.) Ich bedaure aber, nicht im Stande zu sein, eine genügende Erklärung dieser Zeichnungen zu geben.

TAFEL III.

Buschneger, Kassave stampfend, Surinam.

Die ausgespreste, zerriebene Maniokwurzel ist aus dem *Matapi* (p. 85 d. Textes) herausgenommen worden; die cylinderförmigen Stücke liegen auf einer holzernen Mulde vor der, mit ihrem „pantje“ bekleideten Negerin. Die sich bückende Frau trägt ein bunteres Tuch englischen Fabrikats. In dem Holzmoser werden die harten Stücke zu schneidendem Kassavemehl zerstampft (p. 60), das in der Mulde zu Füssen des Negers angehäuft ist. Letzterer trägt die landesübliche *camisa* (p. 48). Oberarm und Schenkel des Mannes sind kräftig entwickelt. Beide Geschlechter tragen unterhalb der Kniee, wie an den Fuss- und Handgelenken weißgefärbte Bänder aus geflochtener Baumwolle; die beiden zurückstehenden Personen auch Halsketten aus Glasperlen. Vorne rechts und links sieht man Dicher aus Palmblättern; im Hintergrunde zwei Buschnegerhütten (p. 54) und den Urwald.

Diese Photographie wurde mir von einem Surinamer, Herrn MÜLLER in Paramaribo geschenkt.

TAFEL IV.

Karaiben vom Oberen Suramacea, Surinam.

Die Frau (die Mutter der drei Kinder) kann als hübscher Typus einer nicht mehr jungen Indianerin bezeichnet werden, die auf die Pflege ihrer Stirnhaare nicht mehr so viel Werth legt, wie die jungen Mädchen. Sie trägt den in Surinam üblichen Schurz aus buntem, europäischem Kattun. (p. 81 des Textes) um den Hals eine Korallenkette, an den Handgelenken kleinen Perlenschmuck. Als Karaibin charakterisiert sie sich durch die starke Nadel in der Unterlippe (p. 83), die leider in der Tafel nicht so sehr zur Geltung kommt, wie auf der Photographie, und durch die unterhalb und oberhalb der Waden angebrachten, auf Seite 82 besprochenen, Ringe aus rothgefärbter geflochtener Baumwolle mit gleichen Anhängseln. Ebenso die beiden Mädchen. Der „Hausherr“ in seinem *calimbe* (p. 81) trägt acht indianische „absoluteste Wurschtigkeit“ zur Schau. Der kleine Sohn spielt mit seiner Halskette. Die Hütte ist der gewöhnliche offene Schuppen der Indianer (p. 77), zufällig fehlt in derselben die Hangematte; auf dem Boden stehen einige Wasserflaschen. Im Hintergrunde zwei ähnliche Hütten, umgeben von Palmen, Bambus und sonstigem Wald.

Die Originalaufnahme stammt von einem Portugiesen aus Demarara.

TAFEL V.

1. *Mulattin in Sonntagstracht, Paramaribo.*

Diese stattliche Dame hatte sich zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs von Holland festlich gekleidet (vgl. p. 25 ff. im Text). Unter ihrem kunstvoll geschlungenen Kopftuch erscheint die mühsam hergestellte Frisur, um welche die Mulattinnen von den Negerinnen so sehr beneidet werden. Ueber die Kleidung vgl. den Text. Achte oder unachte Ohrringe, Halsketten, Armbänder, Ringe und — last not least — ein Sonnenschirm vervollkommen die Toilette. Hinter der Mulattin sieht man eine Surinamerin in der gewöhnlichen Arbeitstracht armer Negerinnen.

2. *Negerinnen in Paramaribo.*

Mädchen in der gewöhnlichen Volkstracht, die sich über Schreiber ds. lustig machen, ohne zu ahnen, dass sie in demselben Augenblick von ihm photographiert werden. Im Hintergrunde, am Ufer des Surinam-Flusses, ein aus dem Innern in die Hauptstadt zurückgekehrter schwarzer Goldgräber. (p. 37.)

3. *Tracht der Negerinnen in Paramaribo.*

Vgl. p. 35 des Textes. Rechts drei Damen in Promenadenkostüm, links Surinamerinnen in Arbeitstracht. Das Gegenstück zu dieser Aufnahme — dieselbe Gruppe von vorn — ist leider misslungen.

4. *Buschneger ein Rad schmiedend, Oberer Maroni.*

Die am Ufer des Maroni errichteten Hütten, die den stromfahrenden Buschnegern als Nachtquartier oder vorübergehende Unterkunft dienen, sind lange nicht so sorgfältig auf- und ausgeführt wie die in den Buschneger-Ansiedlungen, weiter im Innern. Unser „Bosch“ sitzt auf einem Schemel und schmiedet

an einem Koffer und w. Kremet. Rechts von ihm eine W. in weißer Manteljacke und weißem, mit weiß gefärbten Bommzügen, sowie schwarzen zweckmäßigem Zopf an der Stirn.

TAFEL VI.

Buschmeyer. Surinam.

1. Rechts die jugendliche Tochter des Grammatik Arowai, s. o. 46, die Tochter des Matapari, v. o. 66, Surinamerin, mit dem unbeschreiblichen „pantje“ (s. p. 58) bekleidet, das sie selbst für ein kleines Kind als ein kleines, rückwärtsgerichtete Haus des Hauptmenschen gezeichnet hat. Sie ist in einer kleinen, von Bäumen umgebenen Hütte, die die Flucht erzeugen Wände, etwa 60 cm hoch, aus grobem Astholz gebaut. In der Hütte ist sie auf einer Spalte, die sie in Surinamer Tracht und weißer Manteljacke gekleidet, sitzt.

2. Ein Buschmeyer vom Oberen Surinamer in „Neueren“ Mantel, weißer Mantel, weißer Hut, weißer unterwülligen Mässches durch den Utwald. In der Tasche hat er ein kleines spitzes Buschmeyer Messer, eben abgeschlagenes Stück Zuckerrohr, das er zum Mund zu führen im Begriff ist, daneben ein Brot und Palmen u.s.w.

3. Der Grammatik Arowai von Maripastone, Oo. Surinamerin, Nekopas, ist ihm entflogen, s. Kap. 67 des Textes. Arowai als Christ kleidet sich, sobald er Besuch erhält, in ein spitzenförmig Art. Hinter einer Buschmegerhütte mit Wänden aus gelochtenen Palumbatthen (s. p. 54), an dem an hängenden Bäumen derselben hängt eines der bei der Kassave-Bereitung benutzten Matapari (s. p. 55). Im Hintergrund sind die Buschbegleiter, Palmen und Bananen.

4. Buschmegerm, ein Coral rudernd (vgl. p. 60 des Textes). Angenommen ist ihm Oberen Mantel. Zu bemerken sind die Haarzopfchen, die Finger- und Ohringe, Halsketten, Armband, Bommzüge. Die Tracht besteht aus dem gewöhnlichen pantje. Das Mädchen war ungefähr 15 Jahre alt. Ihre W. ist weniger viel hübscher, wie auf der Abbildung.

TAFEL VII.

Karaiben aus Surinam.

1. u. 2 stellen Indianer dar, die zur Königstagsfeier aus dem Innern nach Pará eingetroffen waren und hier am Ufer des Surinam-Flusses unter einem schattigen Baum lagen. Die Indianer sind sich frisch eingekleidet, wenigstens trug der, dem Baum zunächst stehende Mann Hemd, Hose und Strohhut. Auf dem Boden liegenden Indianerinnen in europäische Unterrocke, wie in Toga's gekleidet (s. p. 73). Die hinter ihnen stehende alte Frau ist die auf p. 82 erwähnte, der ich, als sie betrunken war, ihre Wadenringe abschnitt. Links eine Surinamerin Negerin.

Auf 2 sehen wir links zwei hockende „europäisch“ gekleidete Indianerinnen im Gespräch mit einer Surinamerin. Die dritte Indianerin trug ihr sangendes Kind nach Landessitte auf der linken Hufte in ein blaues, um die rechte Schulter geknupftes Tuch geschlungen (s. p. 95). Von den beiden Indianern zur Rechten ist der Eine mit einer europäischen Flanelljacke angethan, während der Andere seine crinette zuschnürt. Bei der Frau in der Mitte bemerkt man die Wadenbänder.

3. zeigt eine Gruppe von Indianerinnen, wie wir sie in ihrer am Pockastrock, einer kleinen Zuhause des Saramacca, gelegenen Ansiedlung überraschten. Die Frau, die einen Pfeil vor, um den die Halsmatte geknüpft ist, umfasst, trägt ihr calimbe, ferner reichen Halsschmuck aus Korallen und Glasperlen, sowie die Lippenstift. Frauen und Mädchen lachten heraus, um die ungewohnten fremden Besucher zu sehen. Die junge Mutter, die recht hübsch war, weniglich sie auf dem Bilde wenig reizend erscheint, trägt ihr Kind in der erwähnten Weise auf der Hufte. Im Hintergrunde eine Indianerhütte. Die Halsmatte verdient Beachtung, weil sie keine echte karibische, d. h. bauinwodine, sondern nach Art der Arowaken aus Bromelienfleisch angefertigt ist; ein Beweis für die (p. 81) ausgesprochenen Behauptung, dass die früher so charakteristischen Unterschiede zwischen Arowaken und Karaiben heute fastlich mehr verschwunden.

4. stellt dieselben Indianerinnen wie 3. um einige Freunden und den Captain der Anseidadig J. von AVONI verneint, dar. Letzterer hatte sich, um sich den Objekten dieser auf die Zeit der ersten photographischen Apparate würdig zu zeigen, in Paradenuniform, eine Jacke mit einem wassergetauchten Matrosenhut, geworfen. Sein Gesichtsausdruck ist eben so unverhohlen, wie der des Indianers auf Taf. IV.

Sammtliche Frauen waren vom Kopf bis zu den Fusssohlen dick mit Ruku bemalt, auch ihre Haare waren damit durchtrankt.

Die dritte Person (vom rechten Flügel gerechnet) links ist eine Karbogerin (p. 30) mit Lippennadel. Beachtenswerth sind die Wadenringe und der reiche Halsketten-schmuck.

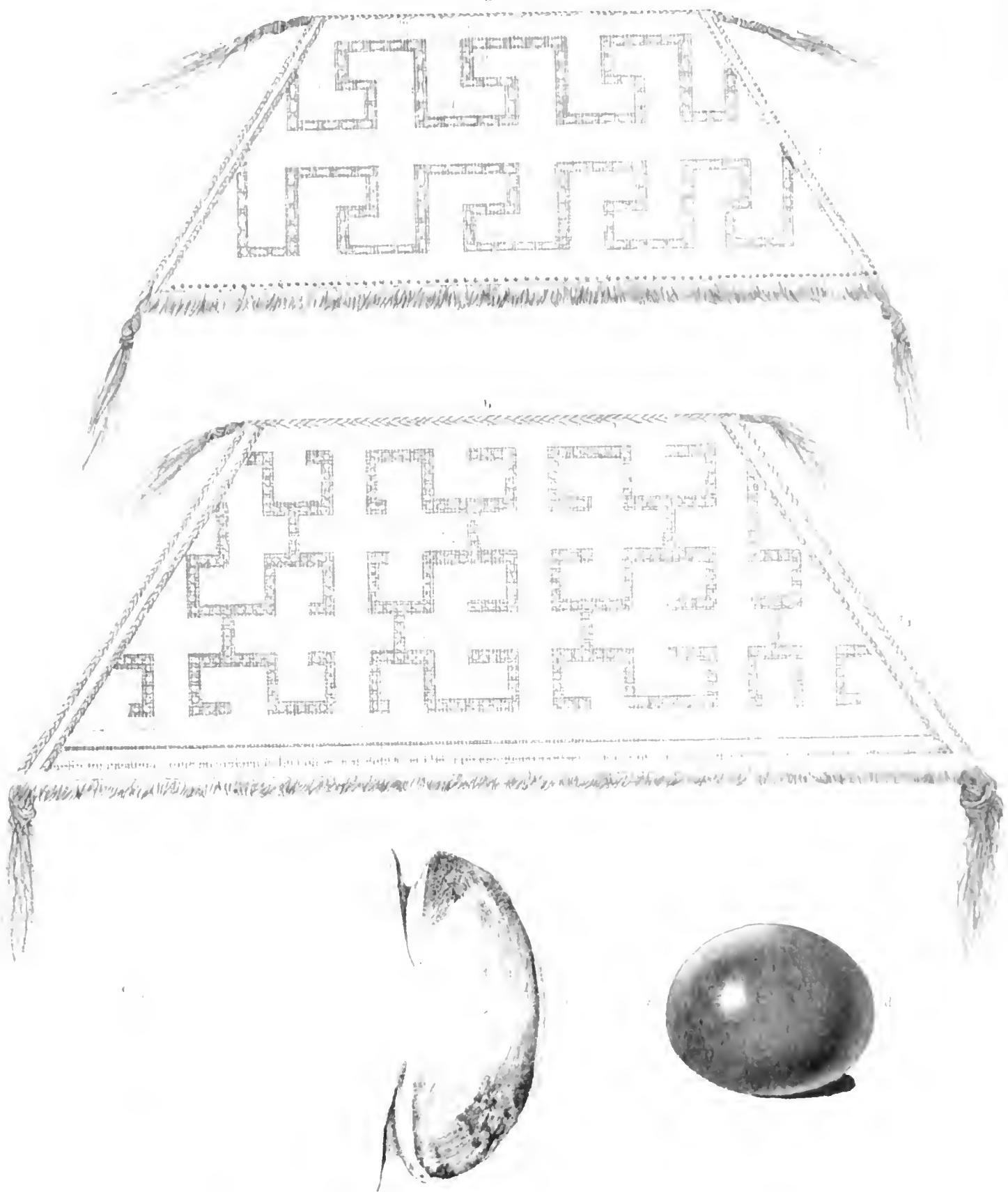
Die Originalphotographien wurden mittelst der Krugener'schen Simplex-Camera aufgenommen, später von Herrn GUNTHER— Berlin vergrossert und in der Anstalt von Herrn TRAP— Leiden in der gegenwärtigen Form nicht ohne Mühe, da die Platten durchaus nicht fehlerlos waren, daher mit desto hoher zu schätzender Sorgfalt und Hingabe, hergestellt.

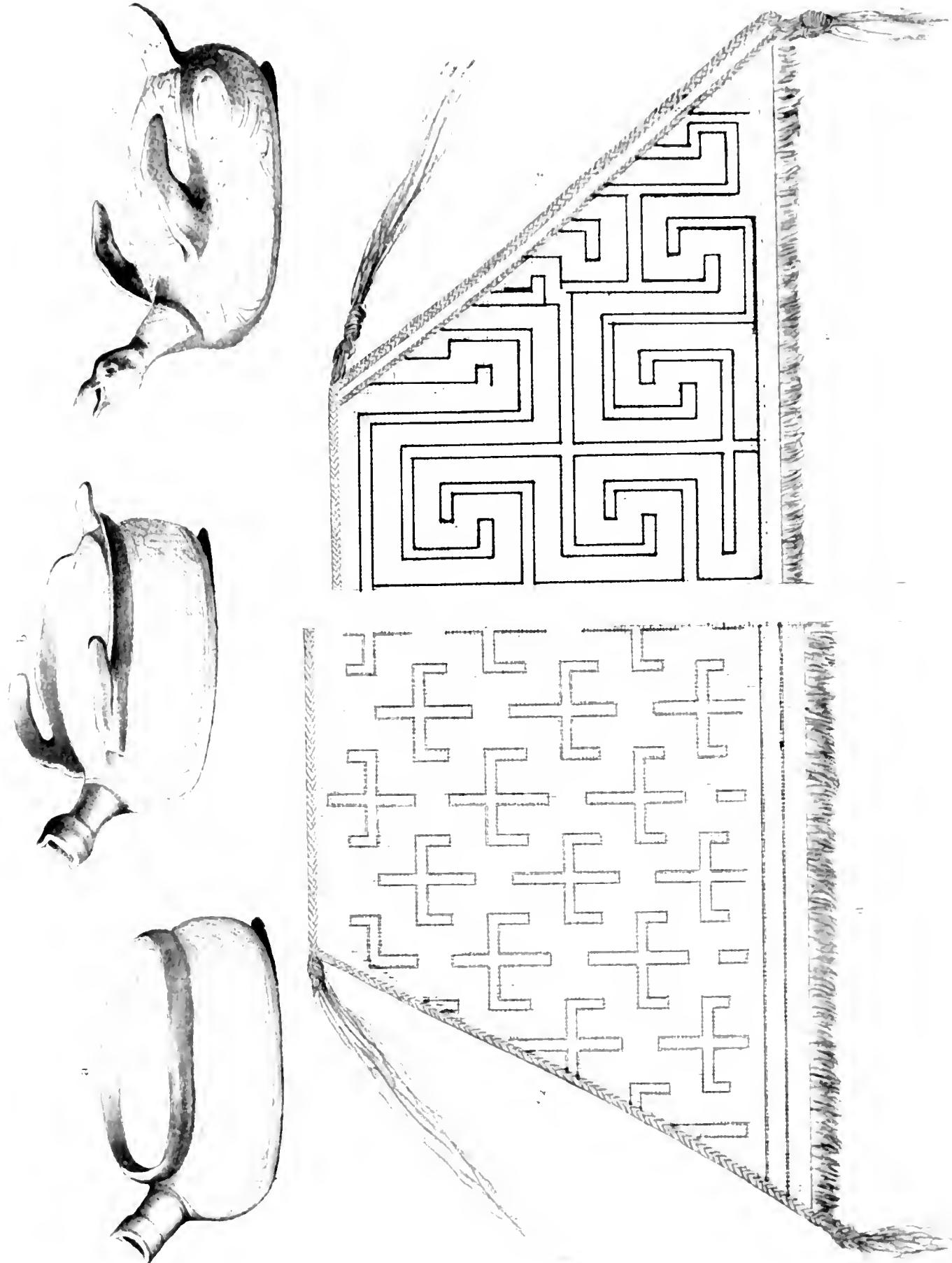
TAFEL VIII.

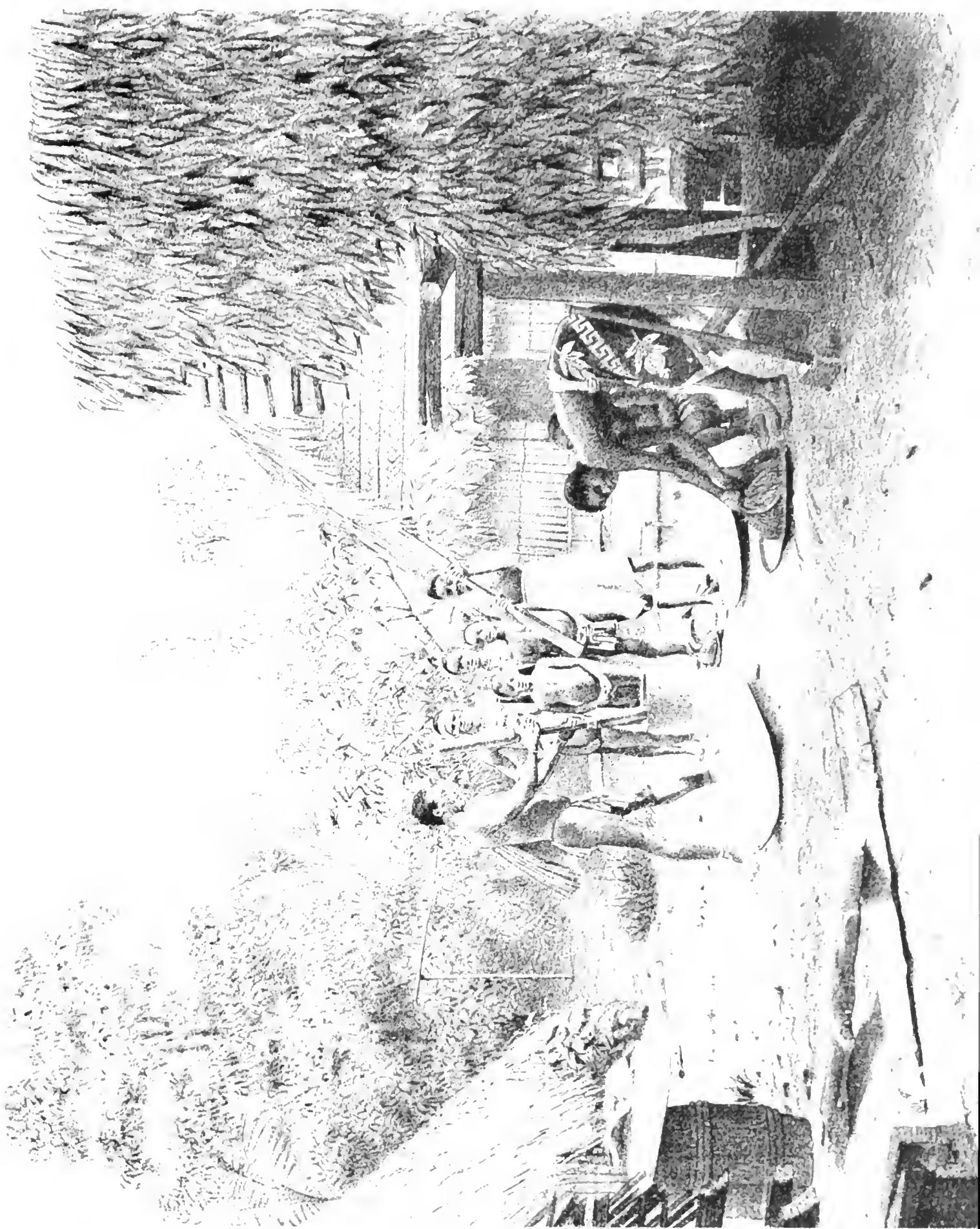
Accaoy-Mädchen aus Britisch-Guayana.

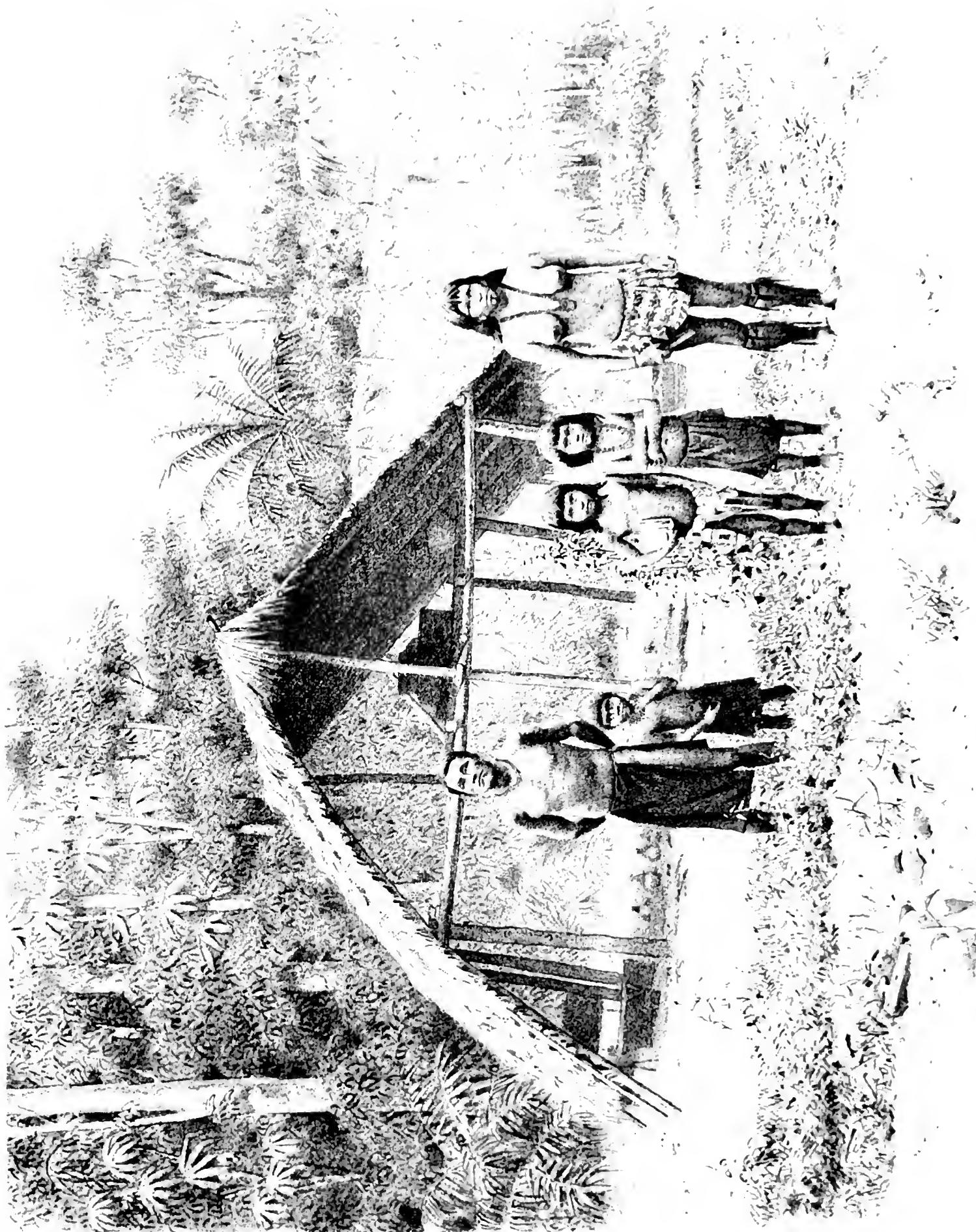
Die Originalphotographie kaufte ich in Georgetown— Demerara. Die beiden Personen schienen der Veröffentlichung wert, weil sie so durchaus verschieden von den Indianerinnen sind, die ich in Holländisch- und Französisch-Guayana zu Gesicht bekam. Diese kraftigen, wohlgenährten Weiber sind gewiss keine Sauförinnen. In ihrer einfachen Tracht machen sie den Eindruck durchaus harmloser Naturkinder. Bemerkenswerth sind die Perlschurze (vgl. p. 81 d. Textes), die Beinringe aus Perlen, wie die Schnüre an den Oberarmen, die Halsketten, die Abwesenheit der kurzen Stirnhaare und der Lippennadeln, welch letztere von ihren männlichen Stammesgenossen noch getragen werden.

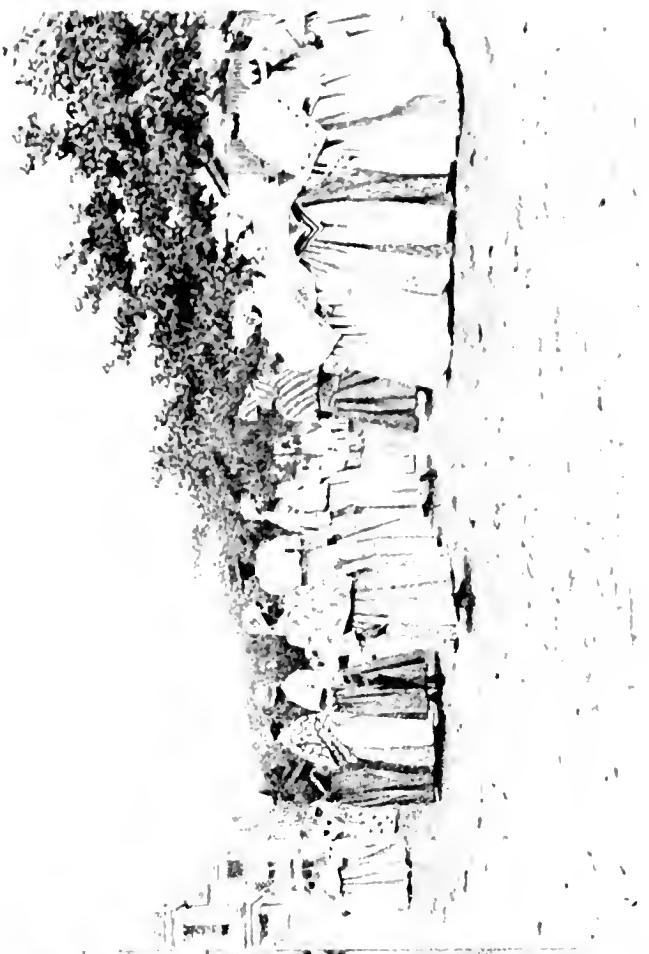
Es bleibt mir noch die angenehme Pflicht übrig, dem Verleger dieser Zeitschrift, Herrn TRAP, sowie Herrn SCHMELTZ in Leiden, der auch diesmal wieder seines freiwillig gewählten Amtes als Redakteur des Internationalen Archiv's und als korrigirender Freund und Berather in der liebenswürdigsten Weise gewaltet hat, an dieser Stelle nochmals meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

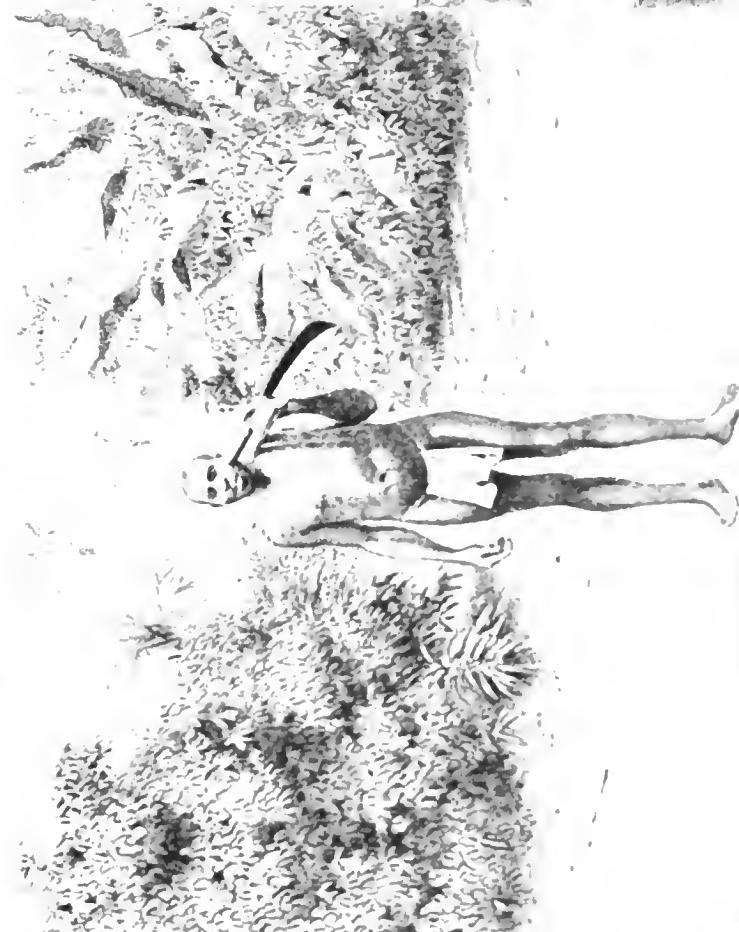
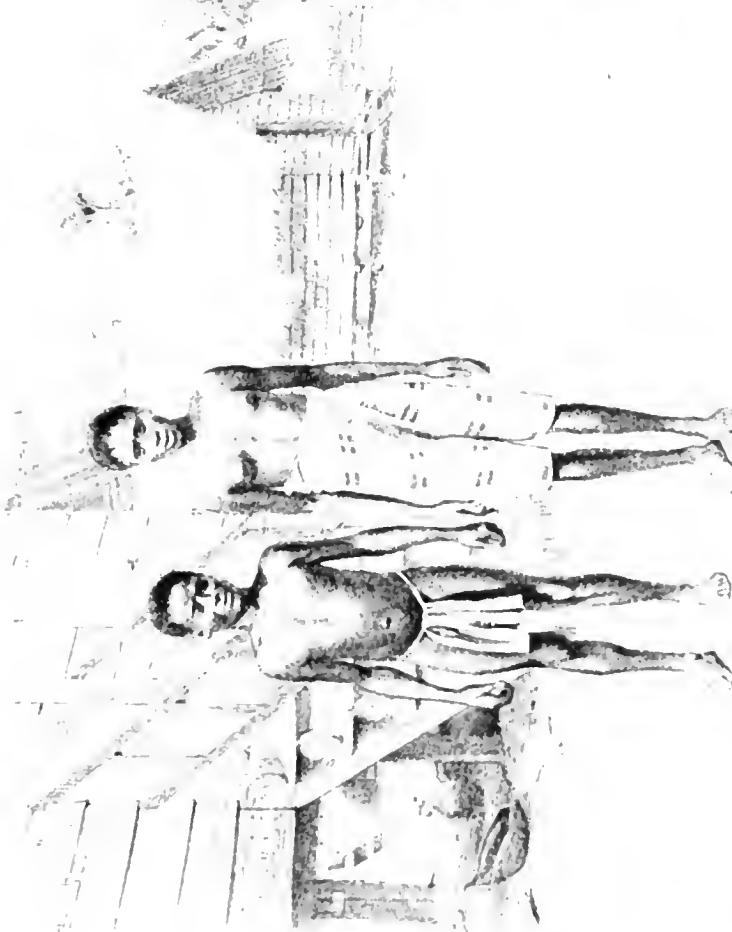
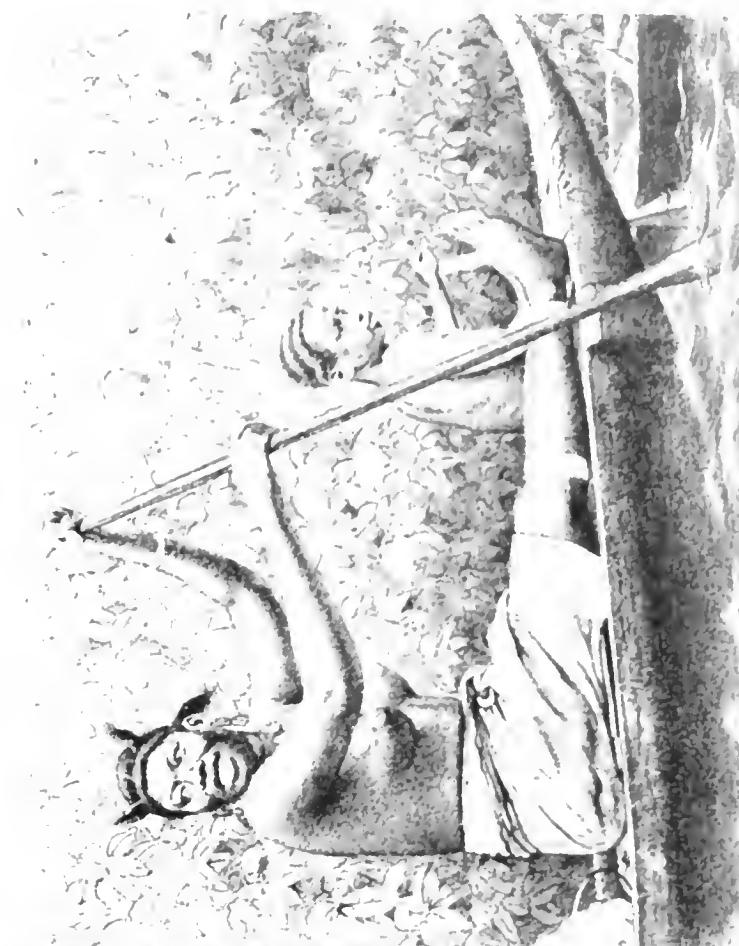
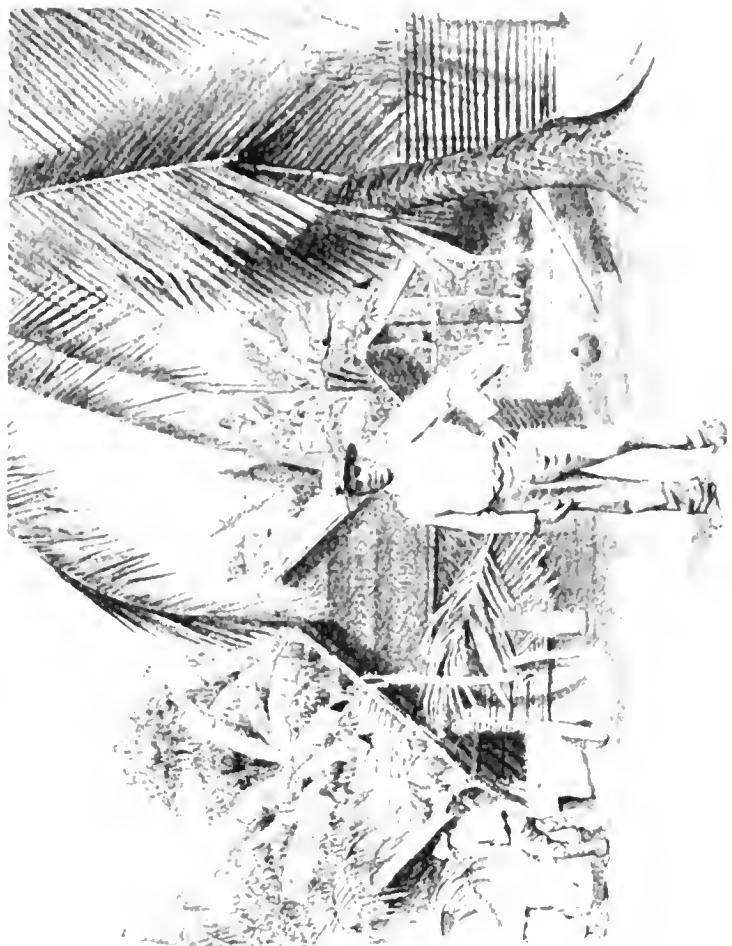


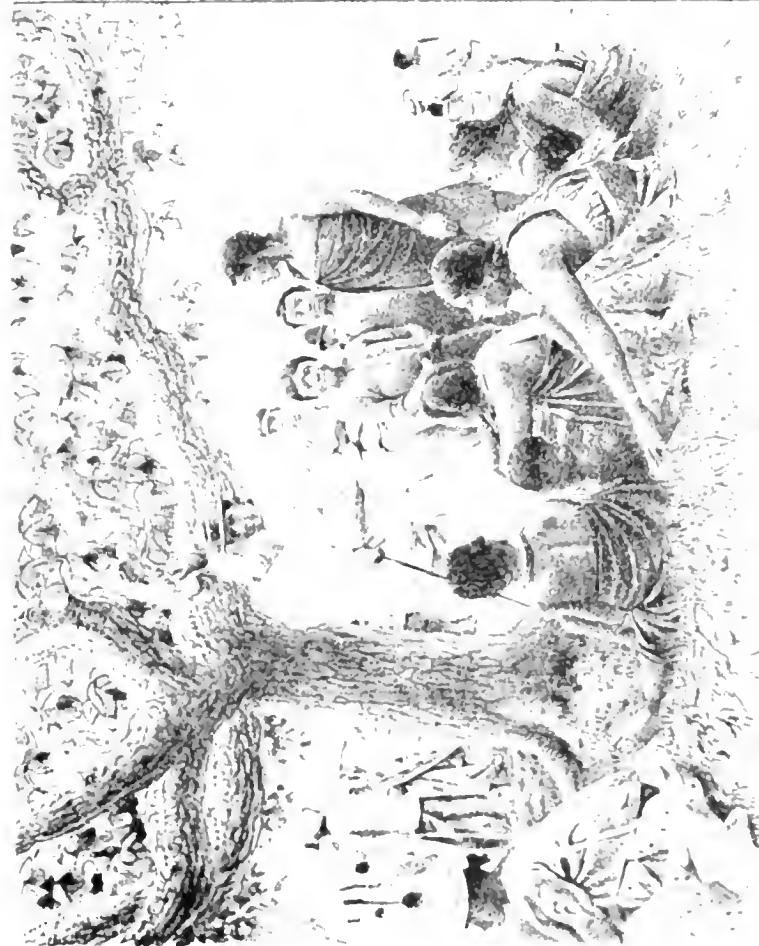
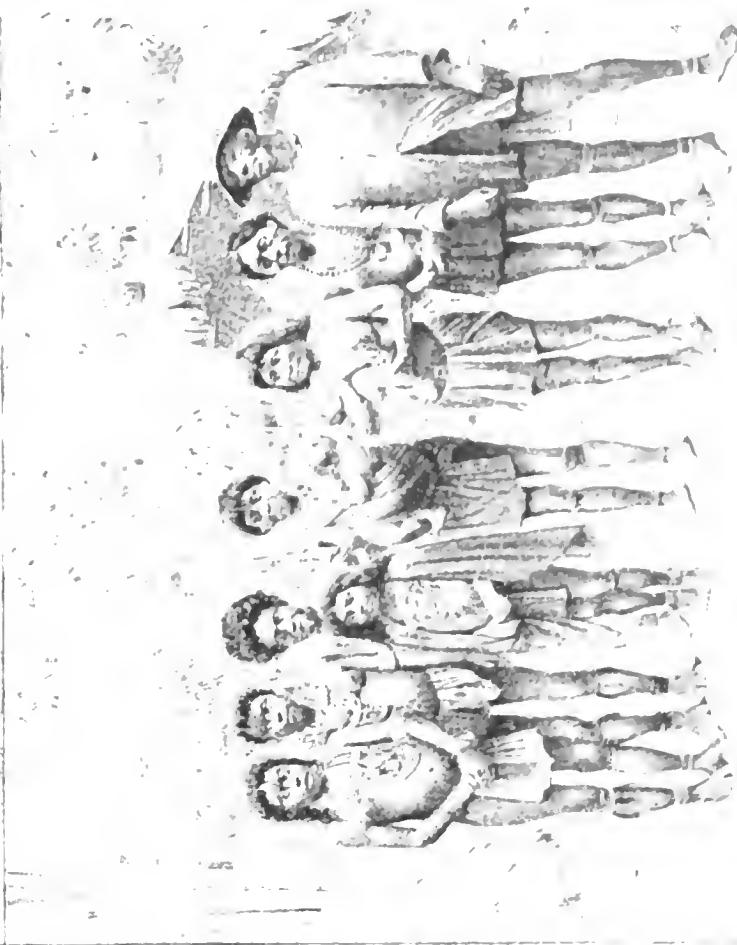


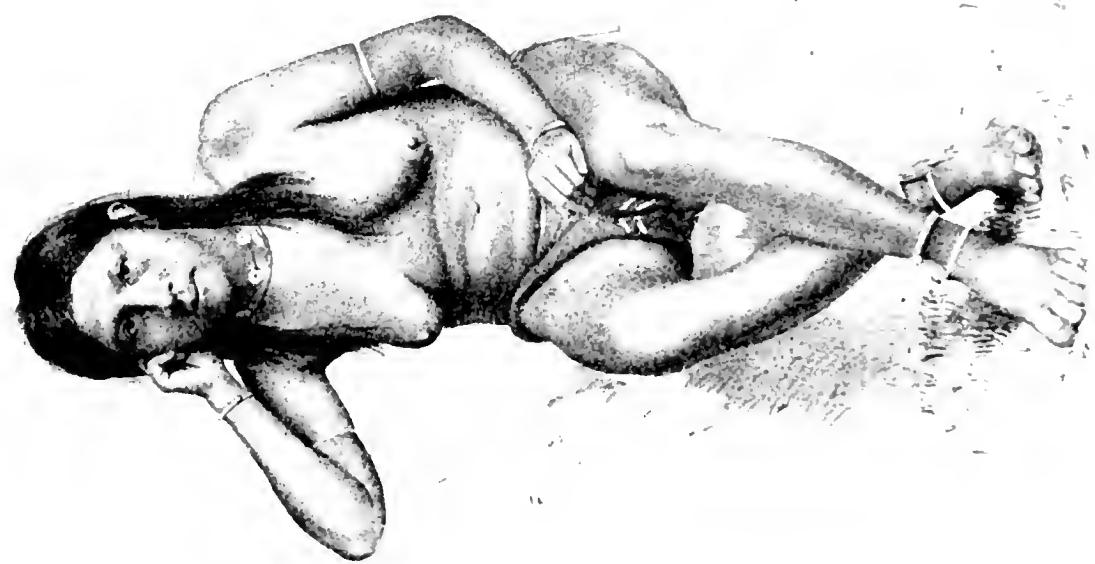
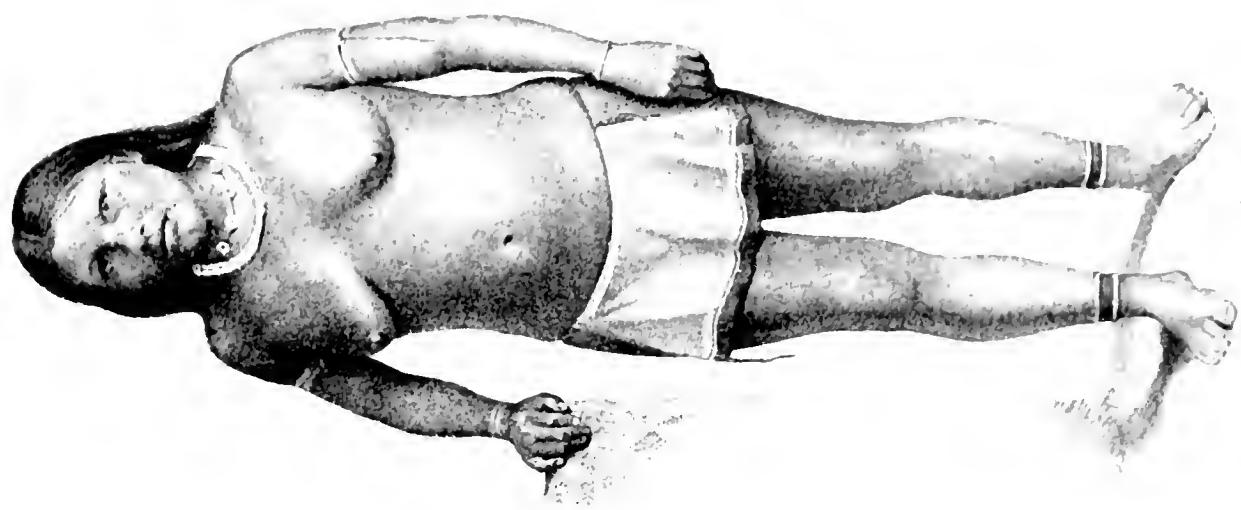












GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00727 0388

